

Elend der Weiblichkeit, Zukunft der Frauen

Bindseil, Ilse

1991

<https://doi.org/10.25595/122>

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bindseil, Ilse: *Elend der Weiblichkeit, Zukunft der Frauen*. Freiburg: Ca ira, 1991. DOI: <https://doi.org/10.25595/122>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Ilse Bindseil

Elend der Weiblichkeit,
Zukunft der Frauen

Ça ira

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bindseil, Ilse:

Elend der Weiblichkeit, Zukunft der Frauen

Ilse Bindseil. – Freiburg i. Br.: Ça-Ira-Verl., 1991

ISBN 3-924627-29-0

© Ça ira – Verlag, Freiburg, 1991

Postfach 273

7800 Freiburg 1

Satz: MK Druck Berlin

Umschlagentwurf: Hoyerdesign

Druck: Schwarzdruck Berlin

ISBN: 3-924627-29-0

Inhalt

Vorwort	7
Zur gesellschaftlichen Fabrikation weiblicher Subjektivität	13
Typisch weiblich Notizen zur gesellschaftlichen Weiblichkeit und zur neuen Weiblichkeit der Gesellschaft	34
Unsere Mütter und wir Zum Verhältnis nationalsozialistischer und bundesrepublikanischer weiblicher Identität	51
Die Frauen und die Universität	61
Über den Satz „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ und seine notwendige Umkehrung angesichts von Frauenbewegung und feministischer Theorie	77
Feminisierung des Ghettos oder Ghettoisierung des Feminismus Zur politischen Analyse feministischer Strategien an der Universität	91
Feminismus in der BRD	105
Krankheit und Metapher Zu Susan Sontags Gesellschaftskritik	112
Strukturalismus und Ideologie Zu Heide Göttner-Abendroths Matriarchatstheorie	116
„Männlichkeiten“ im <i>Argument</i> Von den Kalamitäten akademischer Bündnispolitik	120

Was hat die Psychologie mit den Frauen, und was haben die Frauen mit Psychologie zu tun?	
Frauen zwischen Ideologie und Wirklichkeit	126
Er hat die Zwangsneurose, sie ist hysterisch	
Geschlechtsspezifisches über Zwangsneurose und Hysterie	139
Partnerschaft und Symbiose	
Zur Analyse weiblicher Argumentationsstrategien auf den Frauenseiten bürgerlicher Zeitungen	145
Partnerschaft, Utopie oder Horrorvision?	
Zu zwei Beiträgen im Frauenheft von <i>Psychologie heute</i>	153
Unica Zürn und der Wahnsinn	
Ein Beitrag zur Rekonstruktion des Subjekts	158
Jenseits des Wahnsinns	
Zu Unica Zürns letzten Aufzeichnungen	174
Der Alptraum als Tagtraum	
Bemerkungen zu zwei Beispielen weiblicher Robinsonaden: Marlen Haushofers Roman „Die Wand“ und „Eine Hütte für mich allein“ von Joan Barfoot	187
Ein Leben für einen Roman	
Brigitte Reimanns Beitrag zur Gegenwartsliteratur	199
Frauen und Gleichstellung	
Ein nicht gehaltener Festvortrag zum zehnjährigen Bestehen der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin – zugleich ein Pastiche auf „Frauen und Fiction“, abgehandelt von Virginia Woolf in ihrem Buch „Ein Zimmer für sich allein“	207
Nachweise	217

1

Ich strebe keine allgemeine erkenntnistheoretische Erörterung über Subjektivität an. Die Subjektivität, die ich meine, wenn ich von der gesellschaftlichen Fabrikation weiblicher Subjektivität rede, verbindet sich mit einem programmatischen Anspruch auf Selbstverwirklichung und utopische Lebensform. Ich glaube, daß weibliche Subjektivität, so wie sie heute und beileibe nicht nur von Frauen in die gesellschaftliche Debatte hineingetragen wird, weitgehend mit diesem programmatischen Anspruch auf Selbstverwirklichung und utopische Lebensform identisch ist. Ich stelle mir das höchst unwissenschaftlich so vor: Da ist ein gesellschaftlicher Sachverhalt, der sucht sich einen Markennamen, und dieser Markenname heißt „weibliche Subjektivität“. Von einem 'natürlichen' Zusammenhang, von originaler Weiblichkeit oder originaler Subjektivität, keine Spur.

Erkenntnistheoretisch sind Subjektivität und Objektivität Zwillingsbegriffe. Beispielsweise kann ihr Verhältnis komplementär gedacht, ihre Geltungs-, Herrschaftsbereiche können gut kantisch aufgeteilt werden. Dagegen ist emphatische Subjektivität, Subjektivität als programmatischer Anspruch auf Selbstverwirklichung und utopische Lebensform, der krasse Gegenbegriff zu Objektivität und damit ein polemischer Begriff. Dabei besteht die Schwierigkeit vor allem in der Bestimmung der Objektivität. Was ist eigentlich Objektivität, und wogegen richtet sich also emphatische Subjektivität, wenn sie sich gegen Objektivität richtet?

Das einzige, womit niemand von uns die von der Subjektivität verworfene Objektivität noch identifizieren würde, ist die Natur. Die Zeiten sind vorbei, da man gegen den Gebärzwang als gegen den bösen Zwang der Natur protestierte. Heute haben wir die gesellschaftlichen Implikationen dieses Zwangs längst durchschaut. Jedenfalls ist uns allen restlos und beinahe schon verdächtig klar, daß unser Protest sich stets gegen eine fabrizierte Objektivität richtet. Wir bezeichnen diese Objektivität als „die Verhältnisse“, und da wir aus diesen Verhältnissen in erheblichem Maß ausgeschlossen sind, bezeichnen wir sie als männliche Ver-

hältnisse. In dieser Identifizierung steckt natürlich die Suggestion, daß demgegenüber Weiblichkeit, auch gesellschaftliche Weiblichkeit, außerhalb der Verhältnismäßigkeit einer fabrizierten und in höchstem Maß entfremdeten Objektivität sich entfalten könnte. Ich bezweifle das sehr.

Wenn es um die nähere Bestimmung dieser als männlich identifizierten Verhältnisse geht, dann huldigen wir einer Art Kettenbildung. Wir sagen zum Beispiel: Objektivität, das ist gleich fremdbestimmt, männlich, profitorientiert. Oder wir sagen: Rationalität ist herrschende Rationalität, ist zweckrationale Rationalität, ist entfremdete Rationalität, ist profitorientiert, phallogentriert, männlich. Oder wir sagen: Produktivität ist kapitalistische Produktivität, ist männliche Produktivität, ist entfremdete, durchkalkulierte Produktivität, ist Lohnarbeit bzw. Gebärgzwang. Oder wir sagen: Reflexion ist abstrakte Reflexion, ist zielorientierte Reflexion, ist phallische Reflexion, ist Herrschaft. Der Vorwurf mangelnder Wissenschaftlichkeit, den solche Kettenbildung unvermeidlich provoziert, wäre durchaus zu ertragen – zumal Wissenschaft als solche zu „den Verhältnissen“, den männlichen nämlich, zählt –, wäre mit dieser Kettenbildung nicht selbst noch ein wissenschaftlicher Anspruch, und zwar kein untergründiger, beiläufiger, sondern ein massiver wissenschaftlicher Anspruch verbunden: im Sinne der modernen strukturalistischen Theoriebildung *ist* Reflexion Herrschaftsdenken, und Männlichkeit *ist* kapitalistische Produktivität. Sogar Lohnarbeit und Gebärgzwang sind, unter der Voraussetzung einer vorgängigen, uniformisierenden Ineinssetzung von Natur- und Gesellschaftsprozessen, wirklich gleich.

Resultat dieses Verfahrens ist, abgesehen von einer uneingestanden und unkontrollierbaren Fremdbestimmung durch eine nur scheinbar feministische Wissenschaft, einerseits eine Totalisierung des männlichen Aspekts und andererseits eine Ausgrenzung und Reservierung von weiblichen Möglichkeiten, die sich der totalisierenden, alle Unterschiede einsaugenden Männlichkeit dennoch entziehen. Weibliche Bestimmungsketten treten den männlichen Kettengliedern gegenüber: Frauen sind nicht rational und profitorientiert, sondern spontan und erlebnisorientiert; sie reflektieren nicht, sondern sie folgen ‘ganz spontan’ ihrem Gefühl; sie sind nicht am berechenbaren Teil, sondern am gefühlsmäßig erfäßbaren Ganzen interessiert; sie sind nicht am Produzieren, sondern an der Anschauung und am Angeschautwerden, an Selbstdarstellung und Mimesis interessiert. Es ist, als hätte die Realität nicht nur ein zweites Gesicht, sondern als gäbe es auch eine zweite Realität. Dabei liegt

natürlich nichts näher, als diese zweite Realität in die Zukunft zu verlegen, als das, was sich der herrschenden Totalität eben entzieht. Freilich impliziert Zukunft in hohem Maß Negativität und Bestimmungslosigkeit, aber gerade diese Bestimmungslosigkeit wollen die weiblichen Bestimmungsketten am allerwenigsten suggerieren. Im Gegenteil, in verdächtiger Weise rekrutieren sie ihre zentralen Kategorien aus dem Fundus der vorhandenen Bestimmungen und aus dem einfachen Gegensatz zu jener männlichen Totalität, mit der sie nichts zu tun haben wollen und zu der sie sich gleichwohl als ein wohldefinierter, gut abgrenzbarer Aspekt verhalten. Subjektivität und Mimesis, Selbstdarstellung und Gefühl, Spontaneität und Erlebnisfähigkeit, Intuition und Soziabilität, diese ältesten und treuesten Begleiter von Rationalität und Objektivität, Genossen sozusagen aus dem gleichen Geburtsjahrgang, weniger Protest- und Gegeninstanzen als vielmehr Komplementär- und Spaltprodukte, werden in der feministischen Polemik so zum Quellpunkt und zugleich zum sichtbaren Beweis und integralen Bestandteil einer „die Verhältnisse“ sprengenden neuen Realität.

Wenn wir nach der Voraussetzung, der Basis der männlichen Rationalität fragen, dann kommen wir sehr leicht und wie selbstverständlich darauf, daß diese Basis eben „die kapitalistischen Verhältnisse“ sind, die, dem Naturzwang der Darwinschen Entwicklungsgesetze vergleichbar, die für die Entfaltung der kapitalistischen Objektivität erforderlichen Fähigkeiten und Merkmale selektieren. Wenn wir analog nach der Voraussetzung, der Grundlage der weiblichen Subjektivität fragen, dann müßten wir im Prinzip ebensoschnell darauf kommen, daß diese ebenfalls „die kapitalistischen Verhältnisse“ sind, denn schließlich, welche Verhältnisse sollen es sonst sein? Tatsächlich fällt die Antwort ganz anders aus: Grundlage und Voraussetzung der weiblichen Spontaneität ist die Frau, wer denn sonst?

Spätestens an diesem Punkt merken wir, daß wir schon die erste Frage, so leicht uns die Antwort fällt, doch meistens ganz anders stellen. 'Intuitiv' nämlich drehen wir sie meistens um und fragen – genau wie im letzteren Fall – nicht nach der Basis der männlichen Objektivität, sondern umgekehrt nach der Basis der kapitalistischen Verhältnisse, wodurch die Antwort natürlich ganz anders ausfällt. Grundlage und Voraussetzung der kapitalistischen Verhältnisse ist eben der Mann! Daß im einen Fall die Gesellschaft – eben die kapitalistischen Verhältnisse –, im andern die Biologie oder Anthropologie – eben der Mann – die funda-

mentale Antwort liefert, von diesem philosophischen Skandal machen wir nicht viel Aufhebens, zumal methodologische Prinzipienreiterei uns als eine männliche Untugend gilt. Als Skandal, von männlicher Logik zu verantwortender Skandal, erscheint uns dagegen jeglicher Versuch, Weiblichkeit nicht in der Frau, sondern in der Gesellschaft zu begründen – schließlich soll ja die Frau für eine neue Gesellschaft sorgen und nicht umgekehrt die Gesellschaft für eine neue Frau! Daß wir mit dieser Logik, die einen ja im Grunde höchst ungewissen, prekären Naturbegriff als eine hübsche, handlich handfeste Größe mobilisiert, keineswegs bloß 'weiblich unlogisch', vielmehr leider explizit philosophisch, und zwar im höchsten Grad altmodisch, argumentieren, von diesem keineswegs nur philosophischen Skandal machen wir wenig Aufhebens. Was soll's, daß wir mit einem Naturbegriff operieren, wie ihn schon die Reaktion im 19. Jahrhundert gegen den gesellschaftlichen Materialismus ins Feld geführt hat, Hauptsache, wir haben uns die Zukunft gerettet!

Wenn wir aber sicher sein wollen, daß unser Protest, unser Zukunftsentwurf nicht bloß eine verklausulierte Formulierung einer längst und bis zur Hoffnungslosigkeit eingegrenzten und determinierten, von uns bloß noch nicht begriffenen Gegenwart oder gar deren Beschönigung und Mystifizierung im Gewand einer längst überwundenen Vergangenheit ist, dann müssen wir versuchen, diese Vergangenheit und Gegenwart exakter zu begreifen. Im Rahmen eines solchen Versuchs ist es zum Beispiel unmöglich, davon auszugehen, dank der dominant männlichen historischen Entwicklung hätte Weiblichkeit kraft ihres Ausgeschlossenenseins sich als *potentia*, als Möglichkeit, rein bewahrt, dank ihres bisherigen Ausgeschlossenenseins gehöre ihr nun die Zukunft. Eine solche Argumentation ist undialektisch und metaphysisch, am allerwenigsten ist sie weiblich – und schon gar nicht in dem Sinn, daß sie irgend etwas Neues, noch nicht zum Tragen Gekommenes enthielte –, sondern bloß in spezifischer Weise bürgerlich, irrational, dualistisch, statt auf Dialektik auf Reservate und Binnenräume, auf Randzonen und unterirdische Strömungen, auf unbeschädigte, unabgenutzte Geschichte, kurz auf Zukunft als Wunschbild bedacht. Insgesamt gehört sie in den Bereich der bürgerlichen Rationalisierungen und Wunschbilder, in dem Weiblichkeit bloß als gesellschaftliche Chiffre, als solche allerdings eine tragende Rolle spielt.

Ich fürchte, wenn wir von den bürgerlichen Rationalisierungen und

Wunschbildern – die uns in der Tat besonders betreffen – Abstand nehmen wollen, dann müssen wir von der Theorie einer noch nicht in Anspruch genommenen, noch nicht korrumpierten weiblichen Sonderexistenz überhaupt Abstand nehmen. Lassen wir also die Weiblichkeit – als eine ebenso verklarte wie trivialisierte bürgerliche Chiffre – für einen Moment beiseite und wenden uns den Bestimmungen zu, die neuerdings aufs innigste mit der Weiblichkeit verbunden werden und, dies die Pointe, in diesem Verbund nur scheinbar als Minderheitsvotum, Außenseiterlösung, 'Orchideenblüte', vielmehr mit dem umfassenden, und ich sage vorwegnehmend: totalitären Anspruch einer schlechthin modernen Lebensform sich präsentieren. Dreierlei müssen wir dabei im Auge behalten. Erstens ist zu erwarten, daß uns bei dem beschriebenen problematischen Zusammenhang von Subjektivität und Weiblichkeit letztere, die doch unser entscheidendes Thema sein soll, immer wieder aus dem Blick gerät; zweitens werden wir bei unserem Versuch einer realgeschichtlichen Substantiierung der Subjektivität, die sie aus dem Nebel einer bloß nomenklatorischen Wunsch- und Willenserklärung befreit, vermutlich immer wieder die unangenehme Erfahrung machen, daß der Subjektivität tatsächlich etwas Luftiges und Nebulöses anhaftet; und wir werden, drittens, uns auf die Möglichkeit gefaßt machen müssen, daß diesem Luftigen der Subjektivität eine Verschiebung in den Realprozessen, ein 'Luftigwerden' der Realität selbst entspricht. Immerhin repräsentiert Subjektivität, traditionalistisch ausgedrückt, den ideologischen Bereich der Wirklichkeit, jenen Bereich, in dem sich die Perspektive, aus der die Wirklichkeit wahrgenommen wird, formiert. Wenn aber dieser ideologische Bereich nicht mehr nur seiner traditionellen Rolle, materielle Prozesse zu rationalisieren und zu interpretieren, gerecht wird, sondern selbst zu eigener materieller Substanz gelangt, dann müssen die materiellen Verhältnisse selbst einen 'luftigeren' Charakter annehmen. So mystifizierend das klingt, so einfach und überwältigend ist die Realität, die hier nur scheinbar mystifizierend umschrieben wird: Nichts anderes als die in jüngerer und jüngster Zeit zu verselbständigter Bedeutung geratene Sphäre der Verpackung und Reklame einerseits, der optischen und akustischen Wirklichkeitsverdopplung und Subjektivitätserzeugung in den Medien andererseits ist ja gemeint. Meine These geht dahin, daß Subjektivität als programmatischer Anspruch auf Selbstverwirklichung und utopische Lebensform weniger mit einer sich endlich auf ihre Potenzen besinnenden Weiblichkeit als mit der Verselb-

ständigung dieser Sphäre zusammenhängt, die nicht mehr bloß Waren-
dinge, sondern Selbstgefühl und Meinungen, Identität, ja das Subjekt
schlechthin als Ware produziert.

2

Ein Blick zurück. – Daß Subjektivität dominant wird und sich anschickt, Objektivität zu gestalten, Geschichte zu machen, ist keineswegs eine Errungenschaft erst des späten 20. Jahrhunderts, und es handelt sich bei ihr keineswegs bloß um die Subjektivität von Frauen. Vielmehr war Subjektivität nie emphatischer gemeint als am Beginn der bürgerlichen Neuzeit, wo die Herstellung von Objektivität endgültig in die Regie von Menschen übergang, freilich die Herstellung einer zweiten, nicht natürlichen Objektivität, der Warenwelt. Von nun an wird Produktivität zum Synonym einer durch keinerlei Naturzwänge beeinträchtigten, unumschränkten Entfaltung von Subjektivität. Subjektivität wird zum Synonym einer schier unbändigen Lust am Produzieren. 1795 sagt Schiller, Kunstschaffen bezeichnend und Warenfabrikation meinend: „Der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüt, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es tut.“¹ Tun – nicht ‘empfangen’ oder auch ‘spiegeln’, nicht einmal, wie wir es vielleicht gern hätten, ‘kommunizieren’ oder ‘empfinden’ – ist am Beginn der bürgerlichen Neuzeit das entscheidende Synonym für Subjektivität. Dieses Tun ist offenbar in einer so unmittelbaren, überwältigenden Weise an der Zeit, das heißt, produktive Subjektivität ist so unmittelbar notwendig für die Herstellung und Entfaltung einer warenförmigen Objektivität, daß sich die Frage nach der Akzeptanz dieser Objektivität oder nach der ‘Echtheit’ der in ihre Herstellung investierten Subjektivität gar nicht stellt. Schließlich bringt nicht das Schillersche Kunstpathos die warenförmige Objektivität, sondern die Explosion der Warenfabrikation bringt das Schillersche Kunst- und Produktivitätspathos hervor. ‘Echte’ Subjektivität dagegen und damit das, worauf wir uns zumeist berufen, wenn wir von Subjektivität reden, ist im wesentlichen ein Produkt des 19. Jahrhunderts, und zwar ein Produkt der Dissoziation der Schillerschen produktiven Subjektivität, ihrer Auseinanderentwicklung und Verselbständigung in einerseits das lohnarbeitende Proletariat als den wirklichen Produzenten der Dinge, die der

schöpferische Bourgeois erinnert, und andererseits die Logik des Kapitals, das, zu einem gewissen Umfang gelangt, zur eigentlichen Schöpfungsmacht avanciert. Von dem Moment an, wo der Bourgeoisie im Proletariat ein neues Klassensubjekt gegenübertritt, das Anspruch auf eine von der Aufklärung noch bourgeois gedachte Zukunft erhebt, und von dem Moment an, wo der Bourgeoisie im Kapital ein verselbständigtes Ingenium – mit einer durchaus eigenen konzeptionellen Fähigkeit, mit eigener Irrationalität und, ja, auch Subjektivität – gegenübertritt, ist es mit der Autonomie und Originalität seiner eigenen bourgeoisen Entwürfe vorbei. Auch wenn Originalität und Echtheit gerade im Zeitalter der Warenproduktion Bedeutung und Fetischcharakter erlangen – und zwar zunächst als aristokratischer Protest gegen Warenfabrikation, später im Bannkreis der Markenprodukte selbst –, so ist es mit der geschichtsphilosophischen Originalität für die Bourgeoisie zum selben Zeitpunkt vorbei. Das gilt speziell für Subjektivität als geschichtsphilosophische Kategorie, die, geradezu ein Synonym für Bürgerlichkeit, sich dem Zugriff des abstrakten Kapitals und des pöbelhaften Proletariats ebenso wie dem industriellen Zugriff und der Vermarktung vermeintlich entzieht. Keineswegs handelt es sich bei diesem spezifisch bürgerlichen Restposten um ein originales oder um ein irgend 'echtes' Vermögen. Ein Konkursprodukt ersten Ranges, ist Subjektivität keineswegs der einzige wahre und legitime Erbe der frühbürgerlichen schöpferischen Subjektivität – deren Erbe haben Proletariat und Kapital ja längst und faktisch angetreten –, das Ergebnis vielmehr der Projektion von Kapital und Proletariat zurück auf das Bürgertum. Wo das Bürgertum sich in seinem Jahrhundert, dem neunzehnten, mit Irrationalität und Seele befaßt, da ist es im wesentlichen nicht mit der Aufarbeitung seiner ursprünglichen Hoffnungen, sondern mit der primären Aneignung sei's nicht mehr subjektiver – nämlich kapitallogischer –, sei's nicht mehr bürgerlicher – nämlich proletarischer – Entwicklungen befaßt. Die Philosophie des bürgerlichen Jahrhunderts von Kierkegaard bis Dilthey und Bergson beschäftigt sich denn auch nicht mit der Verwaltung des aufklärerischen Erbes – das sie wohl restlos an „die Marxisten“ übergegangen sieht –, sondern mit jenem mythologischen Punkt – „Sprung, *saltus*“, sagt Bergson pedantisch² –, an dem die Rationalität ins Irrationale, das Kapital in die Krise, die bürgerliche politische Kultur in Führerkult und Faschismus umschlägt. Wenn man Subjektivität zum Thema macht und, mehr noch, Hoffnungen auf Zukunft mit ihr verbindet, dann darf man nicht

unterschlagen, daß Subjektivität als Protestbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon einmal eine fulminante Rolle gespielt hat, und man darf ferner nicht unterschlagen, daß diese Rolle reaktionär und – wo Subjektivität aus dem Schatten einer ressentimentgeladenen Philosophie und Kulturkritik heraustrat und politisch wurde – offen faschistisch war.

Ich will nun keineswegs unsere moderne emphatische Subjektivität in eine bruchlose Kontinuität mit den Entwicklungen des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts stellen oder gar umstandslos als faschistisch bezeichnen. Ganz im Gegenteil. Ich bin vielmehr der Überzeugung, daß unsere moderne emphatische Subjektivität viel eher eine Lebensform als eine Bewegung ist und daß sie mit dem 18. Jahrhundert mehr zu tun hat als mit dem neunzehnten. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die moderne emphatische Subjektivität mit ihrem Anspruch auf unmittelbare Selbstverwirklichung und utopische Lebensform sich selbst sehr stark als Bewegung versteht, oder, mit Habermas zu reden, mißversteht. Gerade was dieses Selbstverständnis oder Selbstmißverständnis angeht, ist es aber wichtig zu zeigen, daß Subjektivität als *Bewegung* sich keineswegs im luftleeren Raum ereignet, daß sie vielmehr ihre eigenen Zwänge und ihre eigenen fatalen Traditionen hat, die man höchstens verdrängen, aber nicht ungeschehen machen oder durch pure Willensanstrengung, reines Bekenntnis aus der Welt schaffen kann. Ich denke, wie gesagt, daß es sich hier nicht um eine Bewegung, vielmehr um eine Neuauflage jener objektiven Umwälzung handelt, die das 18. Jahrhundert kennzeichnet und von der das Pathos der schöpferischen Produktivität nur ein Reflex ist. Freilich findet diese Neuauflage unter restlos veränderten Bedingungen statt.

3

Es fällt mir nicht leicht, diese revolutionierten Bedingungen angemessen zu beschreiben; denn einerseits stellen sie eine Kräfteverlagerung im Verhältnis von Produktions- und Zirkulationssphäre, andererseits aber eine Revolutionierung innerhalb der Produktionssphäre selbst dar. Diese Revolutionierung findet unter dem Namen einer technologischen oder sanften Revolution statt. Sie hat im wesentlichen zwei Gesichter. Auf der einen Seite werden im Bereich und mittels der elektronischen Me-

dienindustrie nun, nachdem die Produktionssphäre lange genug Dinge produziert hat, Subjekte produziert, das heißt Dinge, die in einem unmittelbaren und umfassenden Sinn die Selbstwahrnehmung beeinflussen und Gefühle erzeugen und damit konstitutionell am Aufbau des Subjekts beteiligt sind; auf der anderen Seite wird vermittels derselben technologischen Errungenschaften der Mensch als Produzent aus einer hochrationalisierten und nicht nur kapitalmäßig, sondern auch technisch autonomisierten Produktionssphäre herausgedrängt. In doppelter Weise entsteht so ein Subjekt, das nicht mehr produziert, weil es nämlich aus dem Produktionsprozeß ausgeschlossen und zugleich selbst produktmäßig gefertigt ist. Es versteht sich von selbst, daß dieses unproduktive, dafür selbst produzierte Subjekt mit dem Schillerschen schöpferischen Subjekt des beginnenden Kapitalismus nichts mehr gemein hat, allenfalls dies, daß es sich nach wie vor im selben ökonomischen Schema darstellen läßt, wo es dann freilich die Seite gewechselt hat, das heißt selbst auf die Objektseite, die Fabrikatseite, hinübergewechselt ist. Dieses nicht mehr produktive, im eminenten Sinn vielmehr produzierte Subjekt überschwemmt den übersättigten Markt nicht nur im Sinn eines neuen, selbst noch vielfältig binnendifferenzierten Produkts, es trägt auch entscheidend zur Stabilisierung der krisenförmigen Marktentwicklung überhaupt bei, da den gefertigten Dingen mit ihm nun gefertigte Käufer gegenüberstehen, die der Waren nicht mehr bloß zur endlichen und leicht in Übersättigung mündenden Reproduktion, sondern zu einer schier unendlichen Selbstverfertigung und Selbstdarstellung bedürfen. Hinzu kommt, daß die Zirkulationssphäre dadurch, daß sich das neue Subjekt auf sie und nicht mehr auf die Produktionssphäre als auf seinen eigenen transzendentalen Rahmen bezieht, gegenüber letzterer an Eigenständigkeit und Unabhängigkeit gewinnt. Während letztere zunehmend ungreifbar und anonym wird, gelangt erstere zu einer zunehmend eigenen Individuation. Da kein sicheres Subjekt mehr hinter den gefertigten Waren, wohl aber eins vor ihnen steht, entfalten die Waren eine dem Subjekt zugewandte Schauseite, die in ihren avanciertesten Formen, beispielsweise in der Zigarettenreklame, den ökonomischen Druck kaum mehr und nur noch die allgemeine Vergesellschaftungsabsicht erkennen läßt.³ Im Beziehungsspiel aber zwischen den traditionellen, in ihrer Schauseite freilich unendlich avancierten Waren und dem neuen, warenmäßig gefertigten Subjekt entfaltet sich einerseits so etwas wie eine Produktionsatmosphäre, die an das frühbürgerliche Produktionspathos

erinnert, und andererseits so etwas wie eine „Bewegungs“-Atmosphäre, die an die ‘echte’ Subjektivität des 19. Jahrhunderts erinnert. Einerseits schmückt sich das neue Subjekt gern mit dem Schillerschen Produktivitätspathos, zumal es sich selbst weit im Vorteil glaubt: schließlich ist es längst nicht mehr mit der entfremdeten Produktion standardisierter Gegenstände beschäftigt, sondern, so denkt es, mit der Produktion seines eigenen, lebendigen, unentfremdeten Selbst! Andererseits schafft der spezifische Austausch zwischen traditioneller Ware und gefertigtem neuem Subjekt tatsächlich so etwas wie ein kämpferisches, erhitztes Klima, ein Klima von Widerstand und Protest. In der modernen Zirkulationssphäre findet ja eine Korrelation hauptsächlich nichtreproduktiver Bedürfnisse mit Waren statt: als Korrelation von Glück und Zigarette beispielsweise. Dagegen werden reproduktive Bedürfnisse, – die nicht der ‘höheren’ Formation des Subjekts, sondern seiner Erhaltung dienen – häufig in einem emphatischen Sinn renaturalisiert: Nicht mit Waren will man seinen Hunger stillen, sondern mit „Brot“ – wobei die Querverbindung, der Kurzschluß zwischen der Superware „Zigaretteglück“ und der Antiware „Brot“ leicht abzusehen ist. Durch diese ‘Überkreuzstellung’ von Bedürfnissen und Warenangebot aber kommt es zu Scheinbewegungen, zu entschlossenem Protest, tapferer Verweigerung gegenüber dem konventionellen Warenangebot, wo es tatsächlich bloß um die Errichtung neuer Märkte, Sub- und Randmärkte geht, vermittels derer überschüssiger Wert abgeschöpft werden soll. Und es kommt zu einer optimistischen Aufbruchsstimmung da, wo nur Anpassung an eine völlig fremdbestimmte Neuformierung gefordert ist. Im Endeffekt dient diese ‘Überkreuzstellung’ also nur der Herstellung und gleichzeitigen Verschleierung einer äußerst bedrohlichen Symmetrie zwischen dem Subjekt und dem geforderten Sozialverhalten. Opposition findet allem Anschein zum Trotz nicht statt. Vielmehr geht es exakt zu wie im Freudischen Unbewußten, das das Nein nicht kennt. Sachvorstellungen regieren, und ein vermeintliches Nein ist in Wirklichkeit bloß eine andere Sachvorstellung im Fundus des Unbewußten, sprich eine andere Ware im Warensortiment.

Traditionell gibt es zwischen der Frau und der Zirkulationssphäre einen engen Zusammenhang. Als „Klasse Frau“, Traumfrau selbst in hohem Grad Ware, Objekt, hat sie an der Verleugnung und Verdrängung der Produktionssphäre immer schon Anteil. Als Hausfrau, die für das Ganze der Familie, den Zusammenhalt von Leib und Seele verantwortlich ist, stellt sie immer schon eine Gegeninstanz zu der in der Produktionssphäre praktizierten radikalen Arbeitsteilung dar. Den Mann, die heranwachsenden Kinder den Arbeitstag vergessen zu machen ist ihre Mission. Als unqualifizierte Arbeiterin, Angehörige von Leichtlohngruppen spürt sie ökonomische Schwankungen zuerst und am eigenen Leib: Wenn Arbeitslosigkeit herrscht, so wie jetzt, ist sie die erste, die die Produktionssphäre auch de facto aus den Augen verliert. Als kaufmännische Angestellte, Friseurin, Verwaltungskraft profitiert sie unmittelbar von wachsenden Konsumbedürfnissen – auch von ihren eigenen übrigens – und gehört darüber hinaus bei jedem Kauf- und Verwaltungsakt in undefinierbarer Weise zur verkauften Ware, zur Dienstleistung mit dazu. War traditionell der Industriearbeiter als Lohnempfänger und Produzent die entscheidende volkswirtschaftliche Figur, so hat sich in neuer und, in sprunghafter Entwicklung, neuester Zeit die kaufmännische Angestellte dazugesellt, als Warenverwalterin und Konsumentin, als, im schizophrenen Extrem, das zugleich das Normalverhältnis markiert, Werbeträgerin und Objekt ihrer eigenen, selbst auf nichts als auf Reklame gerichteten Konsumentinnenträume.

In der klassischen Ökonomie produzieren Subjekte Waren, Dinge, die auf dem Markt realisiert, zu Geld gemacht werden müssen. Wurde um den politischen und sozialen Status dieser Produzenten beständig gekämpft, so stand der Status jener Mittelspersonen, die mit der Realisierung der Waren beschäftigt waren, generell in Frage. Unpersonen waren sie selbst da, wo sie, wie in den zwanziger Jahren die Angestellten, den Kulturkritikern massenhaft in den Blick gerieten. Der Ladenschwengel hat in diesen Analysen größere Ähnlichkeit mit den von ihm sortierten Waren als mit irgendeinem seiner Mitmenschen. Neugierig, mit alltagsethnologisch fasziniertem Blick, quasi durch die verkehrte Seite des Fernrohrs in künstliche Ferne gerückt, wurde am Anfang ihrer Entwicklung die neue Spezies, die weder Produzent noch Besitzbürger, sondern eben Angestellter war, studiert. Wenn in jüngerer Zeit die mit der

Verteilung der Waren und der Verwaltung der Menschen beschäftigten 'Unpersonen' ein zunehmend menschlicheres, persönlicheres Antlitz bekommen haben, so liegt das sicher nur zum geringeren Teil an den verfeinerten Forschungsmethoden einer um Einfühlung, Empathie bemühten Soziologie oder etwa daran, daß gerade in diesen Bereichen die Frau erhebliche Verwendung gefunden hat, zum größeren Teil vielmehr an dem persönlichen Gesicht, das die Zirkulationssphäre selbst gewonnen hat und das auf die in ihr beschäftigten Personen ausstrahlt. Diese konsolidierte Identität bedeutet für die Zirkulationssphäre beinahe so etwas wie eine Revolution, schließlich war der Markt von jeher das irrationale, unkalkulierbare, im Kern anarchische und chaotische Zentrum des Kapitalismus, der mystische Ort, wo das Urteil gefällt wurde über das, „was geht und was nicht“. Während im Faschismus durch die 'Versöhnung' von Kapital und Arbeit der Markt außer Kraft gesetzt war⁴, ist er nun, in der bundesdeutschen Nachkriegsrepublik, zum Garanten des neuen 'Betriebsfriedens' avanciert. Wenn aber vom Markt wirkliche Garantien ausgehen sollen, ohne daß der Staat totalitär eingreift, muß er selbst totalitär werden. Einerseits müssen die Käufersubjekte totalitär formiert werden, und zwar in dem umfassenden Sinn, daß sie nicht nur wollen – und wollen müssen –, was ihnen der Markt offeriert, sondern darüber hinaus *den Markt selbst wollen müssen* als die einzig denkbare Vergesellschaftungsform ihrer warenförmigen Identität; andererseits müssen die Waren egalitär werden, und zwar nicht nur für alle erreichbar und jedenfalls wünschbar, sondern zugleich das Erreichbare und Wünschbare selbst definierend. Die Egalisierung der Käufersubjekte zieht eine tendenzielle Aufhebung des Markts in einem ökonomisch vergleichsweise desinteressierten, dafür umfassenden und wahrhaft totalitären Kommunikationswesen nach sich, in dem es nicht nur darauf ankommt, daß „die Kasse stimmt“. Die Egalisierung der Waren ihrerseits kommt einer Aufhebung des Klassenwiderspruchs auf der Konsumtionsebene gleich; denn insofern die Waren nicht mehr nur der Anhäufung gegenstandsformigen Reichtums – in Gestalt des Nerzmantels oder des Diamantenkolliers –, sondern der unmittelbaren Subjektformation durch 'Tomaten' für die Ohren, Taschenrechner, Markenzigaretten, Modeschmuck oder allgemeinen Plastikkrum dienen, haben sie tatsächlich den Stand erreicht, von dem politische Erzieher des Menschengeschlechts nur träumen konnten. Sie sind egalitär geworden, und dies in einem quasi anthropologischen Sinn. Trösteten frühere Jahrhunderte sich über die

materielle Ungleichheit unter den Menschen mit dem Hinweis auf ihre anthropologisch-biologische Egalität – „Auch ein Reicher muß ja schließlich sterben“ – hinweg, so gegenwärtige Generationen mit dem Hinweis auf die Egalität der Gelüste. Auch ein ‘Reicher’ – und übrigens auch eine reiche, schöne und besonders tüchtige Frau – kann, wenn er – oder sie – sich etwas Gutes tun will, im Grunde nichts Besseres tun, als sich eine tolle Kassette einlegen und, die Beine auf dem Tisch, ein Glas mit einer schönfarbigen Flüssigkeit in der einen, eine wohlgeformte Markenzigarette in der anderen Hand, in aller Ruhe Video sehen.

5

Und die Weiblichkeit? Sie scheint mir der Repräsentant der Ware zu sein, das entscheidende Vehikel, das U-Boot, das trojanische Pferd, die entscheidende Vermittlungsinstanz zwischen menschlicher Gattung und Ware, das Zwitterding schlechthin zwischen fabriziertem Ding und menschlicher Natur, die Instanz, kurz gesagt, bei der man nun wirklich ins Zweifeln kommt: Ist das noch ein wie immer zurechtgestutzter, nach allen Regeln der Kunst stereotypisierter Mensch oder schon eine empfindsam belebte Ware? Ich denke, unter welchen rebellischen Auspizien auch immer sich die Weiblichkeit im letzten Jahrzehnt ins Gespräch und auf den Markt gebracht hat, in ihrem Schlepptau und nicht zuletzt unter ihrem guten Namen, unter dem Deckmantel ihrer guten Absichten hat sich das Warenbewußtsein ins menschliche Bewußtsein eingeschlichen, und diesmal nicht bloß als eine warenförmige Umwertung aller uns umgebenden Werte, sondern als eine Usurpation unseres Bewußtseins selbst. Das ist nicht länger bloß verdorben, korrumpiert bloß durch die falsche Vorstellung der Käuflichkeit von Liebe oder Glück – „Wenn er mir das Diadem oder den VW-Käfer oder ein Rennrad schenkt, werde ich glücklich sein“ –, sondern *es ist nicht*, sofern es nicht durch synthetische Elemente, Warenelemente, hergestellt und in Gang gehalten wird: Wenn er mir nicht ab und zu etwas schenkt, ein Diadem, einen VW-Käfer oder ein Rennrad, dann fühle ich mich so leer, dann fühle ich mich überhaupt nicht mehr; wenn wir nicht ab und zu über unsere Beziehung reden, dann spüre ich überhaupt nicht, daß wir eine Beziehung haben, dann ist alles so unwirklich; wenn ich nicht wenigstens ab und zu allein sein kann, dann weiß ich bald gar nicht mehr, ob ich überhaupt existiere. Wenn ich

– oder das, was ich für mich halte – nicht regelmäßig gestreichelt, das heißt befingert, wenn ich nicht regelmäßig angeredet werde – und sei es durch den Fernsehansager, der mir eine gute Nacht wünscht –, wenn ich nicht regelmäßig gedeutet werde – durch meine Gruppe, meinen Therapeuten, meine allerbeste Freundin, meinen Freund, im Not- und Regelfall sogar durch mich selbst –, wenn ich nicht regelmäßig ins Verhältnis zu mir gesetzt, mir gegenübergestellt, nachgezeichnet, gedeutet, vergewärtigt, hergestellt und wiederhergestellt würde: wahrhaftig, ich wäre nicht. Ich wäre weniger als die grüne, gelbe oder blaue lange Hose, wenn sie aus dem schillernden Kaleidoskop unifarbener Hosen herausgenommen und als die einfache grüne oder gelbe Hose, die sie ist, über den Ladentisch gereicht wird. Ich wäre nicht einmal eine Hose, deren Farbe irgendwann der Gleichgültigkeit anheimfällt. Ich wäre einfach nur nichts, eine verängstigte Monade, ein Ladenhüter, der aus dem Kaleidoskop schimmernder Waren ausgesondert, aussortiert worden ist, etwas, worauf sich keine Reklame mehr bezieht, ein stumpfes, totes Wesen, das, da es keine Lebensform mehr repräsentiert, an keiner Lebensform mehr partizipiert, tot ist, aus, erledigt.

Es geht also, das sei wiederholt, um die Eroberung der Subjektposition, das heißt unserer Position, durch die Ware. Platzhalter ist die Weiblichkeit. Nominell zwar fraglos Subjekt, faktisch, historisch von dieser Position jedoch meilenweit entfernt, meilenweit davon entfernt, als Subjekt etabliert, real, tätig und, ja, auch abgenutzt zu sein, stellt die Weiblichkeit, als weibliche Subjektivität, eine Leerstelle dar, die angeblich durch eine irgend herbeigezauberte originale Weiblichkeit, in Wirklichkeit aber durch die passive, reizbar-reizvolle, manipulationssüchtige und -bedürftige Ware selbst ausgefüllt wird. Diese Ware ist natürlich – ich möchte beinahe sagen: leider – kein richtiges Ding, sie ist nichts anderes als wir selbst, insofern wir überhaupt nur noch über die Warencharaktere zu einer 'richtigen' Identität gelangen. Was uns aus unserer jahrhundertelangen Ausgeschlossenheit und faktisch-historischen Nichtexistenz an Ressourcen zugewachsen ist, Ressourcen der Negativität, des Nein-Sagens vor allem, dem wird dadurch, daß die Ware sich der Sache annimmt, unbarmherzig der Garaus gemacht. Ein Klappmechanismus hat sich da installiert, wo Dialektik sich hätte entfalten sollen. Als bestimmte Negation kommt uns vor, was in Wirklichkeit nur die unabdingbare Vielfalt des Sortiments reflektiert.

Ich müßte jetzt einen Exkurs machen mit dem Thema *Affirmation*:

Wie kommt es, daß die Frauen, die doch Protestierende sind, statt ununterbrochen nein zu sagen, im Grunde ununterbrochen ja sagen? Oder anders gefragt, wie kommt es, daß die Frauen selbst da, wo sie nein sagen, im Grunde viel lieber ja sagen möchten? Tatsächlich hat wohl Kritik noch nie einen so positiven Ausdruck gefunden wie bei uns. Warum in aller Welt muß, wenn Tampons nachweisbar schlecht sind bzw. mit der biologischen Tatsache der weiblichen Menstruation gar nichts, dafür alles mit der kapitalistischen Bedürfniserzeugungsmaschinerie zu tun haben, warum in aller Welt muß, wenn Tampons schlecht sind, der Menstruationsschwamm gut sein? Warum muß, wenn das Fabrikbrot abscheulich, das heißt nach anderen Kategorien als denen unserer Bedürfnisbefriedigung gefertigt ist, warum muß das Peace-food-Brot ausgezeichnet sein? Das Teuerste ist für uns offenbar gerade gut genug, sofern es nur alternativ gebraut ist und nicht die bekannten industriellen Deformationen aufweist, wie sie beispielsweise, laut Engels, das Brot für die Arbeiter charakterisiert. Das sollen die andern essen, die Armen oder die armen Berufstätigen, die abends zwischen sechs und halb sieben einkaufen und mit dem abgepackten Brot im Supermarkt vorliebnehmen müssen. Froh sollen sie sein, wenn es nicht verschimmelt ist! Oder warum muß, beispielsweise, wenn das Fernsehen für den menschlichen Alltag verheerende Wirkungen hat, das Dritte Fernsehprogramm unbedingt die gegenteiligen Folgen haben? Woher nehmen wir eigentlich die Gewißheit, diese absolut vorsintflutliche Gewißheit, daß unsere Bedürfnisse und die Kategorien, mit denen wir sie ausdrücken, der Kapitalisierung widerstanden haben, daß wir wirklich ein unindustrielles Bedürfnis nach Brot und Menstruationsschwamm und nach Dritten Programmen haben und daß unser Lob hervorragender Brote, Körner, Schwämme und Fernsehdiskussionen ein Ausdruck dieses originalen Bedürfnisses ist und nicht, was doch viel näherliegt, das exklusive Lob einer exklusiven Ware?

Da rennen wir den ganzen Tag herum, scheuen keinen Fahrrad-Kilometer, um hier das alternative Brot, dort die frischimportierten Schuhe, dort die eine Teesorte, die uns guttut, dort das richtige Buch für die Selbstbesinnung zu besorgen. Wir sind nicht bequem, anpasserisch, jasagerisch, sondern selbstbewußt, kaufbewußt, preisbewußt. Wir kaufen, was zu uns paßt, und lassen uns nicht überwältigen. Wir prägen den Dingen unseren Charakter auf, nicht umgekehrt, schreiten energischen Schrittes von Erfolg zu Erfolg und haben uns am Ende des Tages –

totgesiegt. Gar nicht haben wir gesiegt, nur den Tag haben wir totgeschlagen. Nichts haben wir angefaßt, nur Waren – was nützt es uns, wenn es die besseren Waren sind? Keine Erfahrungen haben wir gemacht, selbst wenn unser ermüdeter Kopf und unser Redezwang abends das Gegenteil zu beweisen scheinen. Wie in einem Aquarium sind wir als dicker Fisch auf und ab geschwommen und haben die für uns hingeworfenen Brocken hin und hergewälzt. Und nichts hilft uns aus dieser in fremden Farben leuchtenden Scheinexistenz heraus, am allerwenigsten die andern Fische, die uns auf noch seltsamere Brocken hinweisen, Geheimrezepte tuscheln und atemlos flüsternd von schrecklichen Erlebnissen berichten. Eine höchst entfremdete und als solche höchst normale Lohnarbeit ist uns in vielen Fällen entzogen, und prompt sind wir bewußtseinsmäßig schon lange über sie hinaus. Als Frauen überproportional an der Arbeitslosigkeit beteiligt, aus traditionellem Schicksal vielfach noch gar nicht in die Arbeitssphäre hineingekommen, haben wir zum ersten Mal begriffen, daß die Randexistenz eine Chance ist. Leider haben wir die Chance selbst nicht begriffen. Wir haben nicht begriffen, daß wir, als sozial Ausgeschlossene, keineswegs autonom sind, daß wir vielmehr heteronomisiert sind in einer Weise, die keinen, aber auch gar keinen Vergleich aushält mit der Heteronomie beispielsweise einer Fließbandarbeiterin. Und zwar sind wir um so mehr heteronomisiert, je mehr unser Ausgeschlossensein einen Sinn erhält – und sei es auch nur den, die Kaufhäuser morgens zu füllen, wo sie „noch so schön leer“ sind, die Billigfabrikate der thailändischen Lohnarbeiterinnen zu kaufen, durch Strick-, Psycho-, Krebs-, Gymnastik-, Gesprächsgruppen die Unzufriedenheit, das Unglück zu kanalisieren, durch eine schier unerschöpfliche Gesprächsbereitschaft die Wut in die rein sprachlich-situativ bedingte Erschöpfung zu treiben, ein Beziehungsgeflecht an die Stelle eines Tätigkeitsfeldes zu setzen, ein großes metatheoretisch, alltagsethnologisch aufgetakeltes Gerede zu installieren, das an Stelle längst verlorengegangener Sachverhalte – eben *Sinn* produziert.

Aber was sind das für Sachverhalte, und was, andererseits, könnte Weiblichkeit sein?

Ich kann mir Weiblichkeit nur vorstellen als eine bewußte Aneignung der Negativität, die traditionell der Weiblichkeit als Schicksal zugefallen und von ihr mehr oder weniger bewußtlos ertragen worden ist. Ich denke nicht, daß diese Negativität sogleich in Affirmation umschlagen muß. Ich denke nicht, daß sie dasselbe ist wie der aussondernde Kaufblick, der sagt, dies und dies und dies will ich nicht, aber *das* will ich, was kostet es bitte? Ich denke, daß weibliche Negativität sich vor allem auf das Gebiet erstreckt und da tätig wird, wo sie traditionell negiert worden ist, Ohnmacht und Nichtexistenz erfahren hat: auf das Gebiet der Ideologie. Ich denke, daß man auf diesem Gebiet sehr oft hintereinander nein sagen kann, ohne sogleich in die Verlegenheit zu kommen, hastig doch einmal ja sagen zu müssen. Es kommt nur darauf an, den Schein der Realität aufzulösen und das, was uns seit unserer Kindheit, unserer Mädchenzeit, seit unserer ersten Auflehnung oder unserer ersten Resignation als Faktum erscheint, in Ideologie, die Ideologie, die es faktisch ist, aufzulösen. Ich halte es hier mit der Psychoanalyse, wenn auch mit einem Teil, der in der letzten Zeit gar nicht mehr besonders herausgestrichen wird. Ich sage, es gibt keinen Inhalt, den es zu verstehen, nur Widerstände, die es aufzulösen gilt. Auch der Menstruationsschwamm, der Mondzyklus, auch mein Bauch, mein Kind sind in dem Moment, wo sie Bedeutung konstituieren, Sinn stiften, eine Metaebene etablieren, Positivität entfalten, eigenen Lebenssinn, nichts anderes als Ideologeme, Überdeterminationen und müssen negiert, ideologiekritisch aufgelöst, durch kräftiges Neinsagen beseitigt werden. Keine Angst, daß bei dieser Pferdekur die Menstruation, der Zyklus, das Kind, der Bauch gleich mit verschwinden, obwohl gerade das unsere kardinale Angst zu sein scheint, und diese Angst ist natürlich auf die Erfahrung gegründet, daß es ohne *o.b.* keine Menstruation und ohne *Humana* keine Mutterschaft gibt. Aber gibt es einen Grund dafür, daß wir uns das, was uns die Ware an Sachverhalten abgekauft hat, von der Reklame, den Informations- und Kommunikationsmedien als Sinn und Bedeutung zurückerstatten lassen? Müssen wir zugeben, daß das *Stillerlebnis* wichtiger ist als das Stillen, sich als Mutter zu *fühlen* wichtiger ist, als ein Kind großzuziehen?

Ich denke, daß Weiblichkeit in einem sehr großen, von uns überhaupt noch nicht annähernd explorierten Umfang aus Negativität besteht. Diese Negativität ist Ideologiekritik im klassischen Sinn – Auflösung

falscher Vorstellungen, Kritik falschen Bewußtseins –, gepaart mit praktischer Verweigerung, und zwar auf dem Gebiet der herkömmlichen Objektivität ebenso wie auf dem der modernen passiven Selbstdarstellung. Ich bin zum Beispiel befremdet, wenn eine weibliche Sprecherin im Fernsehen oder im Hörfunk die durchweg männlichen Nachrichten liest. Sie wird das als einen Fortschritt in der Gleichberechtigung verbuchen, daß sie nicht mehr bloß Programm ansagen, sondern richtige Nachrichten lesen darf. Ich denke, warum liest sie dieses unsägliche Zeug, wo sie es doch gar nicht müßte, wo sie doch gar nicht verantwortlich ist? Andererseits empfinde ich keinerlei Triumph, wenn es gelungen ist, den Mann auf dem einen oder anderen Sektor aus seiner Produzentenrolle zu reißen und in die Produktrolle zu zwingen. Daß der männliche Fernsehansager mit weicher Stimme sagt: „Und nun, meine lieben Fernsehzuschauer, wünsche ich Ihnen eine gute Nacht“, das ist mir unangenehm, merke ich doch, daß das nicht mein Triumph, sondern ein Triumph des modernen Selbstdarstellungsprinzips über das altväterische Produktionsprinzip ist. Es nützt mir nichts, wenn auch der Mann sich zum Objekt machen läßt. Nur eins nützt, sich nicht zum Objekt machen lassen. Die kritische Aufgabe ist also groß genug, und es ist kein Wunder, wenn wir die geforderte Kritik geradezu als einen Angriff auf unsere eigene Identität empfinden und die geforderte Verweigerung als etwas, bei dem wir uns „nur ins eigene Fleisch schneiden“ können. Dennoch ist zum Beispiel auch die Frage der akademischen Gleichberechtigung – so sehr die fehlende Gleichberechtigung zu kritisieren ist – ein zweischneidiges Ding. Ist nicht noch das Beste an dieser Universität, daß sie wenigstens nicht von uns gemacht wird? Sollen wir sie nicht lieber erst ein bißchen kritisieren, ehe wir ganz groß einsteigen? Wollen wir sie nicht lieber aus vollem Herzen kritisieren, ehe wir sie halbherzig von innen verändern? Haben wir überhaupt jemals ausgelotet, wie umfänglich die Aufgabe der Kritik beispielsweise auch auf dem Gebiet der Universitäten ist? Aber so sehr haben wir unsere Identität mit dem herrschenden Trend – sei's aussteigerisch mit dem Konsumismus, sei's anpasserisch mit dem Reformismus – verknüpft, daß wir wirklich glauben, wenn wir jenen kritisieren, es ginge uns an den Kragen.

Tatsächlich würde ich mich zu einer so radikalen, unser Selbstbewußtsein und unsere emotionale Sicherheit in Frage stellenden Kritik wohl kaum verstehen, wenn ich nicht ein grenzenloses Vertrauen in jene Objektivität hätte, die ihren Kredit in den letzten zweihundert Jahren vermeintlich doch restlos verspielt hat. Dieses Vertrauen ist kein willkürlicher Akt. Es gründet sich darauf, daß, um es einmal paradox zu sagen, einerseits noch die uns mißglückt und feindselig und schon mit Usurpationsansprüchen entgegenkommende Objektivität von uns produziert ist, Moment unseres Gattungsprozesses ist, und daß andererseits wir selbst in unserem biologischen Gattungsverhalten eine unveräußerlich objektive Seite haben, die den Manipulationsanstrengungen der von uns produzierten Objektivität den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt. Ich setze mein Vertrauen also eher in die Objektivität des Subjektbereichs als in seine Subjektivität. Gäbe es diese Objektivität nicht, dann wäre nicht zu begreifen – was die Narzißmußtheorie denn auch theoretisch bezweifelt –, daß unsere Kinder all unserer machtergreifenden anarchistischen Aneignungsversuche zum Trotz dennoch heranwachsen, daß sie uns Mores lehren in der dialektischen, absolut und nie antizipierbaren Weise, die auf wirkliche Vermittlung deutet, und es wäre nicht zu begreifen, daß unsere Schüler und Probanden, unsere Patienten und Klienten sich nicht nur an uns binden müssen, sondern auch wieder von uns trennen können, daß all dieser leidenschaftlichen, symbiotischen, narzißtischen Beziehungen zum Trotz so etwas wie ein Spielraum für Objektivität entsteht. Diese Objektivität, die, genauer formuliert, die Objektivität dessen ist, was wir mittlerweile als Subjektbereich anzusehen gewohnt sind, also eine objektive Subjektivität, ist unsere Naturbasis. Sie repräsentiert den Gattungsprozeß. Von dieser Instanz uns nicht nur traditionell angegriffen zu fühlen – „Mein Bauch gehört mir“ –, sondern sie um der Wahrung einer minimalen Identität und Selbstbestimmung willen anrufen, uns auf sie berufen zu müssen, markiert eine neuere Entwicklung. Die ist keineswegs mehr bloß durch grobe Übergriffe der Gattung bis in den Bereich der Selbstbestimmung des Individuums hinein, sondern durch eine zentrale Umfunktionierung und Usurpation dieser Selbstbestimmung durch eine verselbständigte Reklame- und Kommunikationstechnologie gekennzeichnet. Auf welcher Basis können wir unsere Schwangerschaft vom Medien-Glück

überhaupt noch unterscheiden, wenn nicht auf der Basis jener groben Definition, der zufolge Kinderkriegen gattungsnotwendig ist? Das bessere Gefühl, die echten Tränen, das echtere Erlebnis helfen uns hier nicht weiter, im Gegenteil. Echtheit ist längst ein Beweis für mediale Genesis geworden, ein Gütesiegel für Synthetik. Angesichts dieser Beweisnot hilft nur der Rückzug aus der Subjektivität. Die Tränen kampfflos der Reklame überlassen ist mein Rat, das Mutterglück, die schönen „schweren Tage“, das Jungsein und die Abenteuerlust, das rebellische Gefühl und die erste Liebe. Mag unsere eigene Subjektivität – die ‘originale’, ‘echte’ – sich ein anderes Feld suchen. Auf dem Feld der Ausdruckslust, des Gefühls haben die Medien ihr endgültig den Rang abgelaufen.

8

Ich fasse zusammen: Ich denke, daß der Bereich, der heute gemeinhin als weibliche Subjektivität emphatisch apostrophiert wird, in hohem Maß der Heteronomie, einer von der Waren-, Reklame- und Kommunikationssphäre ausgehenden Heteronomie, erlegen ist. Was von dem Bereich, der gemeinhin durch den Begriff der weiblichen Subjektivität gedeckt wird, dieser Heteronomie nicht verfällt, das bezeichne ich als eine wie immer residuale Objektivität. Sie ist unsere Naturbasis, unsere wie immer ramponierte gattungsmäßige Objektivität. Wenn ich Subjektivität inhaltlich bestimmen soll, dann kann ich sie nur historisch bestimmen, einmal in ungeschiedener Identität mit Produktivität, so wie die Ideologie des 18. Jahrhunderts das schöpferische Individuum bestimmte, einmal als reaktionärer Protest gegen die objektive Entfremdung der bürgerlichen Produktivität, wie er für das 19. Jahrhundert charakteristisch ist, und einmal in ungeschiedener Identität mit der Warenwelt, in der Weise etwa, wie die Ideologie des 20. Jahrhunderts das narzißtische Individuum charakterisiert. Blinde Identifikation mit einer dieser überkommenen ideologischen Positionen trägt zur haltbaren Selbstbestimmung wenig bei. Was hilft, ist allein eine Position der praktischen Verweigerung und der Kritik. Auf diese Kritik würde ich, wie gesagt, nicht soviel Hoffnung setzen, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, daß sie nicht nur einreißt, sondern auch etwas freisetzt, daß sich in ihrem Schatten und in ihrem Schutz etwas von dem entfalten kann, was durch

Warendefinitionen zugeschüttet ist: groß werden, Kinder kriegen, eine Tätigkeit, ja, wenn möglich auch eine bürgerliche Tätigkeit ausüben, leben. Die kritische Perspektive muß offenbar zur Zeit die geschichtliche Perspektive, das „einfache Leben“ das große historische Abenteuer ersetzen. Wenn man bedenkt, was für eine wahnsinnige Anstrengung es kostet, etwa der Ideologisierung des Alltags zu widerstehen – was es gerade die Frauen kostet –, dann will einem diese Anstrengung beileibe nicht geringer erscheinen und auch nicht weniger bedeutsam als die, die es braucht, um ein weltgeschichtliches Abenteuer zu bestehen.

- 1 Friedrich Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, zit. nach der „Nationalausgabe“, hrsg. von Benno von Wiese, Bd. 20, S. 307 – 412, darin S. 399
- 2 Henri Bergson, Die beiden Quellen der Moral und der Religion, in: Ders., Materie und Gedächtnis und andere Schriften. Frankfurt/M. 1964, S. 266
- 3 Vgl. dazu Ulrich Enderwitz, Totale Reklame – Von der Marktgesellschaft zur Kommunikationsgemeinschaft, Berlin 1986
- 4 Vgl. dazu Max Horkheimer, Die Juden und Europa, in: Zeitschrift für Sozialforschung, hrsg. von Max Horkheimer, (8.Jg., 1939) München 1980 (dtv Reprint), S. 115-137

Typisch weiblich
Notizen zur gesellschaftlichen Weiblichkeit und
zur neuen Weiblichkeit der Gesellschaft

1. *Typisch weiblich*

Als 'typisch weiblich' wird gemeinhin ein Gedankenfehler apostrophiert, der in der Verwechslung und Vermischung, recht eigentlich der Klitterung oder Kontamination von Besonderem und Allgemeinem, Abstraktem und Konkretem, Theorie und Praxis, Praxis und Kritik, kurz: verschiedener Argumentationsebenen besteht. In diesem Fehler spiegelt sich, was traditionellerweise den Frauen als intellektuelle Schwäche und Charakterdefizit zugeschrieben wird: daß sie nicht allgemein bleiben, nicht theoretisch bleiben, nicht von sich abstrahieren können. In dieser intellektuellen Schwäche und Charakterschwäche selbst spiegelt sich wiederum nichts anderes als die gesellschaftliche Ohnmacht der Frau, die, nachdem sie vor den wesentlichen gesellschaftlichen Deformationen – Intellektualismus und Charakterstärke – bewahrt geblieben ist, mit dem Fehlen dieser Deformationen nun als mit ihrer ganz speziellen und geradezu geschlechtseigentümlichen Deformation konfrontiert wird.

Hat die 'typisch weibliche' Unfähigkeit, zu argumentieren und zu theoretisieren, also ihre gute Tradition – und zwar als blindwütiger Vorwurf ebenso wie als reales gesellschaftliches Schicksal –, so scheint sich doch etwas Fundamentales geändert zu haben. Während die traditionelle weibliche intellektuelle Schwäche vor allem etwas über die spezielle gesellschaftliche Schwäche der Frau aussagt, scheint die moderne Variante davon eher ein Paradigma der Gesamtgesellschaft zu sein. Vom gesamtgesellschaftlichen offensiven Antiintellektualismus und gewollten moralischen Anarchismus ist diese 'Schwäche' denn auch kaum noch zu unterscheiden.

Trotz dieses fundamentalen Unterschieds, demzufolge die 'typisch weibliche' Gedanken- und Charakterschwäche traditionellerweise ein Reflex der gesellschaftlichen Schwäche der Frau und modernerweise ein Reflex einer womöglich fundamental neuen gesamtgesellschaftlichen Orientierung – einer insgesamt 'weiblichen' Orientierung also – ist, gibt es Verbindungslinien, die es erklärbar machen, wieso die Frau sich aus

ihrer in hohem Grade ungesellschaftlichen Position in jene andere, in ebenso hohem Grade gesellschaftliche Position 'hinaufarbeiten' konnte, dergestalt, daß sich an ihr nun tatsächlich der Trend der Gesamtgesellschaft ablesen läßt. Zugleich wird ohne Zweifel deutlich, daß weder die traditionelle gesellschaftliche Schwäche der Frau noch ihre unvermittelte gesellschaftliche Stärke mit ihrer Selbstbestimmung, einem irgend verbürgten Recht auf Selbstentfaltung, auch nur das geringste zu tun hat.

Studiert man in Unterhaltungen und Diskussionen die auch heute noch anzutreffende und noch dazu mit einem ganz neuen ideologischen Anspruch versehene 'typisch weibliche' Neigung zu privatisieren, allgemeine Erkenntnisse beispielsweise mit praktischen Regeln zur Lebensführung, allgemeine Kritik mit persönlich gemeinten Vorwürfen, theoretische Ergebnisse mit Forderungen zu verwechseln, dann merkt man schnell, daß diese Neigung zu privatisieren keineswegs einer irgend fundamentalen Privatheit der Frau, vielmehr gerade umgekehrt ihrer haltlosen Gesellschaftlichkeit entspringt. Diese Gesellschaftlichkeit ist die entscheidende Voraussetzung, der wahrhaft 'gute Grund' dafür, daß die Frau allgemeine Aussagen überhaupt als private Aussagen, im Zweifelsfall private Angriffe empfinden kann, ist ihre Gesellschaftlichkeit doch ihr privatestes Wesen. Diese Gesellschaftlichkeit, die sie neuerdings zum Prototyp der modernen Gesellschaft hat avancieren lassen, verbindet sie zugleich mit der traditionellen Frau, die, aus den relevanten Gesellschaftsprozessen ausgeschlossen bzw. vor ihnen bewahrt, ja nun keineswegs zum Naturwesen sich (zurück-)entwickelte, vielmehr zum Schauplatz einer durch keine 'männliche' Reflexionsinstanz oder Charakterstärke kontrollierten und gebremsten haltlosen Gesellschaftlichkeit wurde. Freilich war diese Gesellschaftlichkeit zunächst auf das Gebiet des als gesellschaftliches Leben umschriebenen „Gesellschaftlichen“, den arbeitsfreien Raum des Salons, des Ballsaals, des Kaffeekränzchens oder Wohltätigkeitsbasars beschränkt. Wenn diese unumschränkte Gesellschaftlichkeit sich nun, in der Moderne, an die Stelle der männlichen Gedanken- und Charakterstärke setzt und damit das eigentliche Zentrum der Gesellschaft erobert, so kann natürlich von einem weiblichen Sieg nicht die Rede sein, und wenn von einem Sieg, dann nur vom Sieg einer diktatorischen Gesellschaftlichkeit über den Menschen.

Kein Zufall oder Schicksal also, wenn ein menschenfeindlicher Trend sich dergestalt der Frau bedient. Und keine Rede kann davon sein, daß die Frau, als reines Gesellschaftswesen, sich etwa als glückliche

Verkörperung eines nur für andere verhängnisvollen Trends empfände. Ganz im Gegenteil. Unter dem Druck ihrer reinen Gesellschaftlichkeit, die sie sich spätestens seit Beginn des 19. Jahrhunderts als Innerlichkeit auslegt, erfährt die Frau jeden theoretischen Zweifel, ja jeden Anflug einer verbindlichen Reflexion als eine unerhörte Drohung, die sie in ihrem innersten Lebensgefühl erschüttert. Nicht zuletzt deshalb, weil sie sie so 'wörtlich' nimmt, lehnt sie radikale theoretische Erwägungen häufig ab, ist doch schon das bloß Hingesagte, das experimentell Erwogene möglicherweise ein schicksalsträchtiges Omen und konkretes Verbot. Ziellose, 'übertriebene' emotionale Reaktionen auf gesellschaftliche Ereignisse sind noch heute eine 'typisch weibliche' Reaktion. Die Rückbindung des gesellschaftlichen Ereignisses ans persönliche Leben – „Wenn *ich* nun als Geisel in diesem Flugzeug säße!“ – ist eines der beiden wesentlichen Bestandteile dieser Reaktion; der zwischen Angst und Gier schwankende Hunger nach der Katastrophe der andere: „Was, du rauchst? – Dann kriegst du Lungenkrebs!“ Versteht sich beinahe von selbst, daß diese Katastrophensucht, diese speziell auf die Materialisierung theoretischer und statistischer Befunde gerichtete Faktensucht ein Ersatz für die fehlende Beziehung zu den wirklichen gesellschaftlichen Problemen ist, mit denen auch die moderne Frau noch wenig anzufangen weiß, es sei denn, sie bringt sie in einen unmittelbaren Rapport zu sich selbst: „Wenn *ich* das wäre ...“ So sehr hat sie aus den gesellschaftlichen Forderungen die Bestandstücke ihrer Subjektivität gemacht, daß sie mit einem nichtnormierten, nicht in Forderungen und Anweisungen übersetzbaren gesellschaftlichen Sachverhalt nichts anzufangen weiß. So sehr hat sie sich selbst zum Austragungsort der gesellschaftlichen Widersprüche gemacht, daß sie diese Widersprüche gar nicht mehr gewahr wird, es sei denn als unmittelbare Bestandteile, existentielle Bestandteile ihrer selbst. Immer schon in einer ebenso radikalen wie radikal privaten Weise gesellschaftlich okkupiert, vermag sie sich die Gesellschaft nicht als Objekt vor Augen zu führen, geschweige denn sie sich zum Objekt ihrer Reflexion zu machen. Die übertriebene Versöhnlichkeit, die gesellschaftspolitisch engagierte Frauen auch heute noch an den Tag legen, spiegelt ebenso wie das konträre Verhalten, Radikalismus und Katastrophensucht, die Schwierigkeit des Versuchs, Gesellschaft zum Objekt und nicht bloß sich selbst zum Objekt der Gesellschaft zu machen. Der familiäre Optimismus, der Tatkraft vor Erkenntnis setzt, ist dabei ebenso wie der rabenschwarze Katastrophenblick ein Versuch, das auf andere Weise

zum Erscheinen zu bringen, was sich der erkenntnismäßigen Rekonstruktion entzieht: Wie kann ich mir Dioxin persönlich klarmachen? Wie kann ich es so sichtbar machen, daß es jeder sieht? Natürlich nur in der Katastrophe. Ein gesellschaftliches Erkenntnisinteresse wäre dagegen darauf aus, Dioxin – so paradox es klingt – zum Verschwinden zu bringen, damit die Gesellschaft, für die es nur ein Symptom und Abfallprodukt ist, recht deutlich wird. Das aber will ich – als ‘weibliches Bewußtsein’ – nicht. Die Gesellschaft kann ich mir nicht vorstellen, bzw. ich bin auf eine überaus unheilvolle, meinem Begreifen restlos entzogene Weise mit ihr identisch und verquickt. Vom Dioxin aber kann ich mich unterscheiden. Kein Wunder, wenn ich nicht einsehen will, daß das unauffällige Abfallprodukt Dioxin über die es produzierende Gesellschaft mehr aussagt als die Seveso-Katastrophe.

2. Das Hysterischwerden der Gesellschaft

Die totale Existentialisierung eines an sich höchst äußerlichen gesellschaftlichen Zusammenhangs kann also als ein Zeichen und Beweis dafür gewertet werden, daß die Frau keineswegs hoffnungsvoll innerlich, vielmehr hoffnungslos äußerlich, aus lauter gesellschaftlichen Bestandstücken zusammengesetzt und also nichts anderes als ein Konglomerat zum Teil äußerst widersprüchlicher gesellschaftlicher Normen ist. Diese hoffnungslose Äußerlichkeit ist, wie gesagt, der eigentliche Grund, die Basis dessen, was der Frau gemeinhin teils als feine Sensibilität, seismographische Sensibilität nachgerühmt, teils als Hysterie vorgeworfen wird. Nicht erst seit heute weiß man, daß es unsichtbare Zwänge gibt, denen die Hysterie als Erkenntnisform womöglich entspricht; denn sie – so die formale Bestimmung der Hysterie – wittert ja die unsichtbaren Drohungen. Bergsons klassischer Satz: „Kurz, wir fühlen uns genötigt“, mit dem er in den zwanziger Jahren seinen Essay über „Die beiden Quellen der Moral und der Religion“ einleitete, hielt diese Zwänge fest. Zugleich machte er deutlich – woran der damaligen Soziologie ja vor allem gelegen war –, daß die vermeintlich bloße Erkenntnisform, das ‘Fühlen’, lediglich ein Moment des Mitmachens und Mitspielens, eine Basis und ein wirklicher Kitt der Gesellschaft ist: Daß wir uns genötigt fühlen, macht, daß die Gesellschaft funktioniert, und stellt sie nicht umgekehrt etwa in Frage. Heute dagegen gilt das ‘Fühlen’ von

Drohungen keineswegs mehr als elementare Bedingung des Mitmachens, wir haben das 'Fühlen' vielmehr erkenntniskritisch gewendet: uns gilt es als Rebellion. Im Gegenzug quasi kommt dem Moment des Unsichtbaren an der Drohung keinerlei erkenntniskritischer Wert mehr zu. Weder gilt das Unsichtbare als unwirklich im Sinn der Hysterietheorie, also als wirklich bloß vom Standpunkt des Subjekts, noch gilt es als unwirklich im Sinn einer allgemeinen Gesellschaftstheorie, also als abstrakte Drohung, so wie etwa das Kapital eine abstrakte, seinem eigenen Wesen nach unsichtbare Drohung darstellt. Vielmehr gilt uns das Unsichtbare in der gleichen schlichten Weise als wirklich, wie es das Sichtbare ist, oder eigentlich, wenn man es genau nimmt, gilt es uns in einer wesentlicheren Weise als wirklich, also als die eigentliche Wahrheit, nur daß diese Wahrheit ebenfalls nichts anderes als eine Erscheinung ist: Dioxin, Cadmium, SO_2 in der Luft. Auf diese Weise wird eine Erscheinung dank der Tatsache, daß sie eine weitgehend verborgene, unsichtbare Erscheinung und also eine unsichtbare Drohung ist, zur Wahrheit über die Gesellschaft. Die Wahrheit über die Gesellschaft eruieren heißt dann nichts anderes mehr, als die verborgenen Erscheinungen – keineswegs also die verborgenen Begriffe, vielmehr die verborgenen Drohungen – ans Licht ziehen. Das Verfahren aber, mit dem die verborgenen Erscheinungen, die die zentralen gesellschaftlichen Drohungen enthalten, ans Licht gezogen werden, ist nichts anderes als die altbekannte Hysterie¹. Wenn diese altbekannte Hysterie – ehemals Stigma einer aus den wesentlichen Gesellschaftsprozessen ausgeschlossenen und auf den Residualbereich eines immer schon terroristischen Gesellschaftlichen beschränkten Frau – heute ihren stigmatisierenden privaten, subjektiven und phantasmagorischen Charakter erkennbar abgelegt hat, dann liegt das nicht an einem fundamentalen Wandel der Hysterie als Erkenntnisform, sondern allenfalls an dem 'Hysterischwerden' einer Gesellschaft, die die Hysterie, ehemals eine private, deplazierte Form der Vergesellschaftung, nun zur entscheidenden öffentlichen Vergesellschaftungsform erklärt.

Hysterie als Erkenntnisform heißt also nichts anderes, als daß die Wahrheit verborgen in den Erscheinungen liegt – bzw. daß die den Erscheinungen immanente Drohung verborgen ist – und, um sichtbar zu werden, bloß ans Licht gezogen und der staunenden Öffentlichkeit präsentiert werden muß. Wenn über Hysterie beinahe jahrhundertlang gelacht werden konnte, und mit ihr über die wesensmäßig ja als hyste-

risch geltende Frau, dann liegt das daran, daß der konkurrierende Erkenntnisanspruch, der sich schon immer in der Hysterie verkörperte, als Konkurrent zur begrifflichen Erkenntnis, solange diese eben funktionierte, einfach 'lächerlich' war. Wenn Hysterie heute unter dem Namen des Gefühls oder einer geradezu seismographischen Sensibilität rehabilitiert und tatsächlich in den Rang eines ernsthaften Konkurrenten zur begrifflichen Erkenntnis erhoben wird, so liegt das freilich nicht am Wesen der jeweiligen Erkenntnis, sondern, mit Kant zu reden, an ihrem jeweiligen Bereich. Der Bereich der begrifflichen Erkenntnis, und das heißt in erster Linie Natur und zweite Natur, Naturbeherrschung und Warenfertigung, Produktion, hat sich, in aller Kürze gesagt, verflüchtigt, und begriffsbildend, total geworden ist jener vormals winzige, ebenso eklatante und kulturfähige wie beiläufige und Hysterikern, Frauen beliebig zu überlassende Bereich des gesellschaftlichen Verkehrs, des, kurz gesagt, Gesellschaftlichen, in dem der Naturzwang außer Kraft gesetzt ist und die gesellschaftliche Spielregel in Anwendung tritt, jener immer schon prekäre Bereich also, in dem die Gesellschaft sich vorgeblich ohne fremde Rücksichten gattungsgemäß verwirklichen kann und in dem sie sich stattdessen ohne alle fremden Rücksichten selbst terrorisiert. Dieser Bereich hat immer schon dazu tendiert, terroristisch zu sein. Die hysterische Frau, die auf ihn angewiesen, in ihrer ganzen sozialen Existenz auf ihn beschränkt war, die ihn wie immer unfreiwillig ernst genommen und aus ihm das Ziel und Kriterium ihres Denkens und Handelns – also vor allem ihres Fühlens – gemacht hat, sie ist der beste Beweis dafür. Wenn dieser vormals ebenso hochgerühmte wie scharf begrenzte Bereich nun seine Grenzen sprengt und sich ideologisch über jenen anderen, vom Geist protestantischer Ethik geprägten stülpt, so gelangt die Frau einerseits damit natürlich aus dem Ghetto einer gesellschaftlichen Salonexistenz heraus, ja aus dem Mauerblümchen wird eine Leitfigur. Andererseits aber wird der Terrorismus des Gesellschaftlichen allgemein, und davon ist auch für die Frau nichts zu profitieren. Schließlich wird sie ja nicht zur Person, bleibt vielmehr der Inbegriff der gesellschaftlichen Unperson: jenes durch keine Reflexionsinstanz zentrierte, den gesellschaftlichen Bestimmungen ebenso rückhaltlos hingeebene wie hoffnungslos ausgelieferte, auf sie als auf ihr eigentliches psychologisches Zentrum ausgerichtete Wesen, das schon die traditionelle Hysterikerin in einem zugegebenermaßen beschränkten Rahmen, dafür mit großartigem Ausdruck repräsentierte. So wie die konventionelle Hysterikerin – in

Ermangelung eines eigenen, durch eigene Bedürfnisse gesteuerten Reflexionsvermögens – noch von den konventionellsten gesellschaftlichen Verkehrsformen sich unmittelbar physisch angegriffen und auf die Sinne des Tempels gestellt fühlte, so fühlt die moderne Frau als Prototyp einer insgesamt 'weiblich', das heißt strikt gesellschaftlich, determinierten Gesellschaft sich ununterbrochen genötigt. Das gilt keineswegs nur dann und nur da, wo sie erkennbar rebellierte. Andere Formen, 'typisch weibliche' Formen, sich nötigen zu lassen, sind vielmehr Angstbereitschaft, Schreckbereitschaft, eine schier überwältigende Bereitschaft, Konsequenzen zu ziehen und 'sein Leben zu ändern', kurz: den Angriff, selbst wenn man gar nicht unmittelbar gemeint ist, rigoros auf sich zu beziehen und in seiner ganzen zerstörerischen Wucht über sich ergehen zu lassen.

3. *Rationalisieren*

Die Bedingung für die 'typisch weibliche' Denk- und Charakterschwäche ist die haltlose Gesellschaftlichkeit der Frau. Diese Gesellschaftlichkeit, immer schon in einem totalen Sinn die Lebensbedingung der Frau und erst seit neuerer Zeit die totalitäre Lebensbedingung der Gesellschaft überhaupt, bedeutet mehr als bloß die Abwesenheit kontrollierender und vermittelnder Ich-Instanzen, ist vielmehr von eigener inhaltlicher Schwerkraft und Realität. Was die Frau etwa dank ihrer 'typisch weiblichen' Denk- und Charakterschwäche immer wieder verwechselt, als da sind Argumentationsebenen, Ebenen der Kritik, Ebenen der theoretischen und praktischen Relevanz, das verwechselt sie nicht nur dank ihrer 'eingeborenen' intellektuellen Schwäche und Charakterschwäche, sondern das ist in dem Raum, in dem sie, und seit neuestem die Gesellschaft in toto, existiert, de facto ununterschieden: Theorie und Praxis, Anwendung und Kritik, Erkenntnis und Konsequenz kommen als unterschiedene Bereiche in ihm nicht vor. Was dominiert, ist die tautologische, ja totalitäre Beziehung von Gesellschaftswesen, die sich miteinander nicht mehr über reproduktive Tätigkeiten – biologische und industrielle Tätigkeiten –, sondern über Kommunikations- und Verkehrsformen vermitteln. Innerhalb dieser Kommunikations- und Verkehrsformen aber ist der Unterschied zwischen Denken und Tun, Möglichkeit und Wirklichkeit unerheblich bzw. begrifflich, kategorial gar nicht vorhanden. In der reinen Kommunikationsbeziehung, die die Beziehung unter

den Menschen in dem total gewordenen Bereich des Gesellschaftlichen regelt, ist der Unterschied, ob jemand mein Freund oder mein Feind ist, ob ich Kinder kriege oder Kinder kriegen könnte, ob ich Lungenkrebs kriegen könnte oder Lungenkrebs habe, kaum noch aufrechtzuerhalten. Tatsächlich neigt dieser Unterschied – insofern sein unterscheidendes Moment sich auf verschiedene Ebenen und Modalitäten bezieht – immer mehr dazu, einfach zusammenzuklappen: Der Fernsehsprecher ist verlässlich, also ist er doch mein Freund; solange ich gebärfähig bin, bin ich innerlich immer irgendwie schwanger, auch wenn ich nie im Leben ernsthaft daran gedacht habe, ein Kind großzuziehen; wenn ich Lungenkrebs kriegen könnte, weil ich eine starke Raucherin bin, dann steht es immer wieder auf der Kippe, ob ich mein Leben überhaupt noch unter anderen Auspizien als denen meines möglichen Krebstodes sehen kann, und den andern geht es in ihrem Verhältnis zu mir ebenso. Tatsächlich kann ich dank der mir inkorporierten gesellschaftlichen Risiken – die ich mir objektiv, durch Standort, Beruf, oder subjektiv, durch 'unausrottbare' schlechte Gewohnheiten, zugezogen habe – als nicht mehr verkehrs- und kommunikationsfähig ausgeschlossen werden, daß ich nicht weiß, wie mir geschieht.

Die vermeintliche Verwechslung und Vermischung von Allgemeinem und Besonderem, Theorie und Praxis, deren sich die Frau auch heute noch schuldig macht – und heute beileibe nicht mehr nur sie –, ist also nicht Ausdruck einer subjektiven Unfähigkeit – und ist es auch nie gewesen –, sondern Ausdruck eines existierenden Dritten, das zweifellos auf Kosten des Allgemeinen wie des Besonderen, der Theorie wie der Praxis, der Wirklichkeit wie der Möglichkeit zustande kommt, bzw. eines gesellschaftlichen Bereichs, in dem diese Differenzen als aufgehoben und vernichtet angesehen werden können. Die Verkehrsform, die sich anstelle der – wo Realprozesse involviert sind – notwendigen dialektischen Beziehung installiert hat, ist im Prinzip keineswegs neu. Die Psychoanalyse hat bereits kurz nach der Jahrhundertwende den entscheidenden Begriff, den der Rationalisierung, für sie geprägt, und wer bei Proust die um dieselbe Zeit durch keinerlei Realprozesse inkommodierten, aber die Realprozesse zugleich reflexhaft widerspiegelnden und über privates und öffentliches Sein und Nichtsein entscheidenden Salonunterhaltungen studiert, der erkennt sofort, daß es sich hier keineswegs um eine Entwicklung ohne Tradition und Vorbild handelt. Im Gegenteil. Offenbar tritt von dem Moment an, wo die Bourgeoisie ihre

historische Rolle einbüßt und nur noch den Platzhalter für die sich zugleich mit ihr selbst auf eigentümliche Weise verflüchtigende neue Klasse macht, eine ersatzförmige umfassende Vergesellschaftung in Kraft, die nicht über die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, sondern – ganz im Rahmen kapitalistischer Wirtschaftsform – über die Vergesellschaftung der auf ihren abstrakten Punkt reduzierten Gesellschaftssubjekte sich herstellt. Diese Vergesellschaftung, die – offenbar in objektiver Analogie zur kommunistischen – die Gesellschaftssubjekte nicht unter Aufhebung ihrer ökonomischen Abhängigkeit, sondern unter Absehung von ihr vergesellschaftet, konstituiert ebenso einen universalen Bereich der totalen Vergesellschaftung wie ein bloßes Zwischenreich einer von allen realen Bestimmungen abstrahierenden Verkehrsform. Der Gegensatz dieser beiden Bestimmungen wird auch heute noch, ganz genauso wie zu Mme Verdurins und ihres Salons Zeiten, durch Rationalisierung vermittelt und überbrückt. Rationalisiert wird ‘von oben’, durch Sprachregelungen, Versöhnungs- und Interpretationsformeln aller Art, durch den Ausbau politikfreier Unterhaltungssektoren wie im Dritten Reich, Freizeitbereiche usw. Und rationalisiert wird ‘von unten’. Dabei handelt es sich um ein ebenso unendliches wie zur absoluten Folgenlosigkeit verurteiltes Herumrühren im Bestehenden, das gleichwohl eine wichtige Funktion hat. Denn ungeachtet der Zerstörung der Handlungs- und Erkenntnisfähigkeit, die sie unermüdlich betreibt und dokumentiert, hat die Rationalisierung ‘von unten’ noch eine wichtige, das Individuum sichernde Orientierungs-, Anpassungs- und Affirmationsfunktion. Indem das Individuum das Bestehende, das ihm ja selbst schon als ein wesentlich mit Rationalisierungsaufgaben befaßtes gesellschaftliches Zwischenreich gegenübertritt, in subjektive Formulierungen kleidet und in diesen wechselnden subjektiven Formulierungen reproduziert, eignet es sich dieses Zwischenreich wenn schon nicht souverän, so doch passiv, rezipierend an. Es orientiert sich, findet sich zurecht, stimmt, indem es bald das eine, bald das andere ablehnt und entristet zurückweist, im ganzen zu, kurz: es weist sich als Teilnehmer aus, als jemand, der dazugehört, der mitmacht und mitlebt und der nicht einfach ausgeschlossen oder übergangen werden, dem nicht einfach „der Hahn abgedreht“ werden kann. Mit einem tatkräftigen Eingreifen, einem wirklichen gesellschaftlichen Tun, hat das, wie gesagt, nichts zu tun: weder greifen wir, wenn wir fernsehen, ins Fernsehen ein, noch greifen wir, indem wir selektiv ein- und ausschalten, ins Fernsehen wesentlich

ein. Nicht einmal der, der sich am Fernsehmachen beteiligt, greift wesentlich ins Fernsehen ein – dafür es in ihn –, und darum ist auch die Vorstellung keineswegs systemsprengend, daß sich ein einfacher, 'schlichter' Fernsehzuschauer in einen Fernsehmacher verwandeln könnte, was in den Publikumssendungen im übrigen ja auch schon ständig passiert. Ebenso wenig systemsprengend, dafür für den einzelnen katastrophal und vernichtend, ist dagegen die Möglichkeit, aus dem Motivationszusammenhang, der die Fernsehgesellschaft insgesamt konstituiert, herauszufallen, von ihren Appellen nicht mehr erreicht zu werden und schließlich auch nicht mehr mitgemeint zu werden und so der gesellschaftlichen Nichtexistenz anheimzufallen. Dem einerseits vorzubeugen und andererseits eine Möglichkeit gesellschaftlichen Partizipierens zu schaffen unter Bedingungen, die wirkliches Partizipieren, nämlich Erkennen und Eingreifen, gerade ausschließen, dient das Rationalisieren.

4. Weiblichkeit und Ökologie

Was nützt es unter diesen Prämissen noch, die Weiblichkeit anzugreifen, und was hat diese in den gesellschaftlichen Prämissen verschwundene, von ihnen förmlich aufgesogene Weiblichkeit mit Dioxin zu tun, genauer gesagt mit der Ökologiebewegung?

Soviel vorweg, daß die Moderne, und zwar die allerjüngste ökologische Moderne, ihrem Geschlechtscharakter nach offenbar weiblich ist. Nur mühsam balancierend findet der Softie, der Latzhosenmann, in ihr eine Identität und Funktion. Worin beispielsweise die ökologische Bewegung mit den Frauen übereinkommt, das ist die Ideologisierung der eigenen Randposition. Um es paradox auszudrücken: Der Rand soll ins Zentrum rücken, aber als Rand! So stellt es beispielsweise auch heute noch eine Randposition dar, für einen Baum einzutreten, wenn an seiner Stelle eine Kaufhalle stehen könnte. Wenn diese Randposition sich nun unvermittelt und im Bewußtsein aller als das wahre Zentrum des öffentlichen Interesses, als Lebensmittelpunkt, zu erkennen gibt, so liegt das einerseits an der historischen Zweideutigkeit der Natur – als Fundament und Randerscheinung unseres Lebens – und andererseits an dem geradezu schwindelerregenden Bewußtseinswechsel der beteiligten Subjekte, die bald ihre archaische, bald ihre industrielle Natur hervorkehren. Vorbild sind hier die Frauen, die, wenn sie den Haushalt versorgen, den

Mann bekochen und die Kinder großziehen, gleichzeitig im generativen Zentrum des Lebens selbst und in der fatalsten, zerstörerischsten Isolation zu leben meinen. Und je nachdem nun, welche Position gerade gefordert ist, blättern die Frauen eine schizophrene Seite in ihrem Bewußtsein um: Jede Fließbandtätigkeit, jede zermürbende Tätigkeit an der Kasse wäre ihnen gerade recht, weil da doch Öffentlichkeit ist, Gattungsidentität; andererseits erregen sie sich je nach Bedarf lebhaft über die Lohnempfängerin, wo doch die Hausfrau Königin in ihrem Haushalt sei. Nicht anders ist es mit dem Baum, der in dem Moment, wo die industrielle Entfaltung der Natur in deren Zerstörung umzuschlagen droht, aus seiner residualen Existenz gerissen wird und unvermittelt ins Zentrum rückt. In Wirklichkeit rückt er damit natürlich nicht auf seinen richtigen Platz, ebensowenig wie die Frau, wenn sie von der Aldi-Kasse weg in den Mutterschaftsurlaub und vom Mutterschaftsurlaub wieder zurück an die Aldi-Kasse rückt, irgendwo an ihrem „richtigen Platz“ ist. Vielmehr muß den jeweiligen industriellen und biologischen reproduktiven Bedürfnissen notdürftig Rechnung getragen werden. In ideologisch altertümelnden Formeln wird ausgedrückt, was gesellschaftlich nicht mehr und nicht weniger als den nächsten Schritt bedeutet. Der Baum muß wieder wichtig werden. An mütterlichen Funktionen wollen wir uns ein Beispiel nehmen. Symbiotische Beziehungen und Patronagebeziehungen werden zu Modellen für moderne gesellschaftliche Beziehungen erklärt. So soll ich für den Baum vor meiner Haustür sorgen wie der Gutsherr seinerzeit für den letzten seiner Knechte. Fatal nur, wenn die Symbiose zerrüttete Partner beschert: es macht keinen Spaß, einen Baum zu pflegen, wenn mich der Gedanke plagt, ob ich an seiner Stelle nicht doch lieber eine Garage bauen sollte, oder eine symbiotische Beziehung zu einem Kind einzugehen, das eine exakt vordefinierte Stelle in meinem Lebensplan ausfüllt. Diesen Beziehungen ist die objektive Dialektik ausgetrieben. An ihre Stelle ist die trostlose Alternative von 'betüdeln' und 'vernichten' getreten, während die objektive Dialektik selbst keineswegs aufgehoben ist, sondern am industriellen Strang ungerührt weiterprozediert. Denn das ist das Paradox: daß die Natur ebenso wie die Frau als Besonderes in das Zentrum der gesellschaftlichen Geltung treten. Nicht verwandeln sie sich unter der Hand, im Verlauf des auf sie sich richtenden gesellschaftlichen Interesses nämlich, in ein Allgemeines, das als das neue Allgemeine der Gesellschaft figuriert; vielmehr tritt mit dem Baum, der Frau das Besondere in die

Funktion des Allgemeinen ein. Es ist ein Besonderes, das nur solange geduldet und gefördert wird, wie es keinen Anspruch auf objektive Allgemeinheit erhebt, solange eben, wie es sich bescheidet, Einspruch und Protest, emphatisches Partikulares, spontane Subjektivität, altertümliche Patronage, „Der-Wald-ist-heilig“-Ideologie zu sein. Gibt es diese Bescheidenheit auf, kommt nicht nur sofort der heilloseste Konservatismus zum Vorschein, es wird – bislang jedenfalls – auch als herrschaftsträchtig, entfremdet, bürokratieverdächtig sofort gekippt, und zwar zu Recht. Nur, nicht erst der allgemeine Anspruch pervertiert das Besondere, sondern seine mangelnde Allgemeinheit.²

5. Das Weiblichwerden der Gesellschaft

Für die Frau ist die jüngste Entwicklung schwierig und fatal. Genau in dem Moment, wo sie in einem bislang unerhörten Maß gleichberechtigt, das heißt aber auch gleichgemacht, zu einer unerhörten Affirmation der Verhältnisse angehalten wird, erfährt sie eine unerhörte Radikalisierung ihrer gesellschaftlich schon immer verbürgten Besonderheit. Als weibliches Vorstandsmitglied einer bürgerlichen Partei oder als Staats-, Familien- oder Gesundheitsministerin ist die Frau so etwas wie das U-Boot, der Brückenkopf, das Pilotprojekt, die Verkörperung der Gleichberechtigungsforderung in der herrschenden Gesellschaft. Als Mitglied der Ökologie- und Friedensbewegung sowie als „Frauenbewegung“ ist die Frau dagegen das Symbol einer weiblich gewordenen Gesellschaft, die sich jenseits von männlicher Herrschaft und Politik neu zu formieren versucht. In diesen beiden Verkörperungen steht sich die Frau abstrakt und zerrissen gegenüber, und man merkt ihr diese latente Panik auch an: „Dann sind wir alle vergiftet!“ Das Fatale an dieser Zerrissenheit ist leider nur, daß sie, und zwar auf beiden Seiten, keine Folge des Neinsagens, des Protests und der Verweigerung, sondern jeweils eine Folge der Affirmation ist: Als Alibimitglied in Regierung und Parteivorstand sagt die Frau zu 99% ja zu Partei und Regierung und zu einem Prozent höchstens nein zu deren männlicher Dominanz; als Mitglied der Ökologie-, Friedens- und Frauenbewegung sagt sie zwar in höchst radikaler Weise nein zur herrschenden Gesellschaft, realisiert aber im Rahmen dieses Protests – und natürlich auch dieser Gesellschaft – ein so unerhörtes Maß an unmittelbarer Selbstdarstellung und kompletter Utopie, daß

es schwerfällt, in dem allgemeingesellschaftlichen Nein etwas anderes als ein Nein zum eigenen politischen Erkenntnisanspruch und in der Utopie etwas anderes als eine kulturelle Facette der herrschenden Gesellschaft zu erkennen.

‘Typisch weiblich’ und jedenfalls äußerst fatal ist die Vitalität, die die Frau in die entwirklichte Sphäre des gesellschaftlichen Lebens hineinträgt: formalisierte Spielregeln in leidenschaftliche Drohungen verwandelnd, die gedankenlosen Opfer in leidenschaftliche Rebellen verwandelnd, Kreativität simulierend, wo allenfalls gesellschaftliche Reflexe funktionieren, leidenschaftliches Engagement demonstrierend, unbändigen Einsatz, wo es bloß noch um Signalverhalten, kommunikationsorientiertes Signalverhalten geht. Nach wie vor gilt die Frau als die Trägerin des Lebens, und was sie für lebendig erklärt, das gilt als lebendig. Traditionell soll sie Leben schaffen, ohne zu fragen, warum, soll sie es unter allen Umständen ‘gemütlich machen’, soll sie das Leben ‘lebenswert’ machen. Auch heute denkt man, es muß doch etwas dran sein, wenn die Frau so panisch-engagiert reagiert. Daß es womöglich sich genau umgekehrt verhält, daß genau wie zu Zeiten der alten Hysterikerin Erregung, Panik und Engagement im strengen Sinn für das Nicht-Wirkliche, das Nicht-Vorhandene stehen, dieser Gedanke wird beiseite geschoben. Dafür ist die Frau ja schließlich da, daß sie den unmittelbaren Sinn der Gattung, ihr unmittelbares Gattungssein repräsentiert. Was soll man sich die Mühe machen, dieses Gattungssein zu eruieren, wenn die Frau, diese unangefochtene Trägerin des Lebens, es in unaufhörlichen Raisonsnements, unzähligen Inszenierungen von sei’s gemütlichem, sei’s alternativem Leben realisiert? Und was soll man sich um dieses Gattungssein noch extra sorgen, wo die Frau, diese Hauptperson in Sachen Leben, doch längst in ununterbrochenen und existentiellen Konfrontationen begriffen ist? Wozu soll man noch den Sinn jeder einzelnen Konfrontation in Zweifel ziehen, zumal es doch jedesmal wirklich um das Ganze unserer Gesundheit, unseres Friedens, unseres Lebensglücks geht? Was soll man sich die Mühe einer ökonomischen Analyse machen, wenn die toxikologische Analyse beweist, daß Gift in jeder Apfelsinenschale steckt? Für die ökonomische Analyse war die Frau – und nicht nur sie – nie sehr zu haben. Sie kann nur dankbar sein, wenn ihr die Realität so weit entgegenkommt, daß sie sie nun wirklich nicht mehr nötig hat. Nur, soll man das wirklich glauben, daß die Realität so eindeutig geworden ist? Soll man das

glauben, daß sie sich dem traditionellen, gesellschaftlich verordneten Schwachsinn der Frau so weit angeglichen, daß sie sich ihr zuliebe so weit vereinfacht hat, daß es wirklich nur noch ums Leben und Überleben geht?

6. Die Frauen schaffen die Weiblichkeit ab

Mit einem 'typisch weiblichen' Gedankenfehler hat es angefangen und endet mitten in der Gesellschaftsanalyse. Daß die Frau die Argumentationsebenen nicht auseinanderhalten kann, daß sie Persönliches und Sachliches, Allgemeines und Besonderes, Theorie und Praxis hoffnungslos durcheinanderwirft und vermischt, dieser Vorwurf wird ihr nicht erst seit heute gemacht. Vermutlich hat er schon immer eine Wahrheit ausgesagt, und die Frau, die in ihrer nicht eben selten auf Salongeschwätz beschränkten Argumentation diesem Fehler verfiel, wird mit ihm nicht weniger eine Wahrheit ausgedrückt haben. Früher war es bloß ihre eigene Wahrheit, die Wahrheit ihrer eigenen unernsten, auf den argumentativen Kurzschluß förmlich angewiesenen, in ihm ihr gesellschaftliches Frausein realisierenden Rolle. Heute spricht die Frau mit diesem Fehler dagegen die Wahrheit über die Gesellschaft aus. Die ist in der Tat weiblich geworden in dem Sinn, daß sie selbst, als ganze – jedenfalls in ihrem herrschenden Selbstverständnis und in ihrer herrschenden Selbstdarstellung – der gesellschaftlich tragenden Funktionen verlustig gegangen ist. Der von der Frau so sträflich vernachlässigte Unterschied zwischen den Argumentations- und Realitätsebenen ist objektiv zusammengebrochen. Heutzutage gibt sich die Gesellschaft mit Versionen zufrieden, und sie gibt sich mit Spielregeln zufrieden. Allerdings verlangt sie aufgeplusterte Inszenierungen; denn mit der Wirklichkeit gibt sie sich nicht zufrieden. Innerhalb einer so gearteten Gesellschaft kommt aber der Frau nicht mehr bloß eine Nebenrolle, sondern eine ganz zentrale Rolle zu. In ihrer gesellschaftlich schon immer hochgespielten Hysterie, ihrer gesellschaftlich schon immer hochgespielten Nutzlosigkeit, ihrer gesellschaftlich schon immer hochgespielten dekorativen Funktion weist sie Merkmale auf, die sie aus der traditionellen bürgerlichen Industriegesellschaft ausgeschlossen haben und die sie jetzt, in der spätbürgerlichen Mediengesellschaft, unvermutet ins Zentrum rücken. War die Frau in der traditionellen bürgerlichen Gesellschaft

zugleich das Paradigma von Salonkultur und Natur, das Paradigma also einer wie immer bloß undeutlich wahrgenommenen Residualsphäre, so ist sie jetzt unmittelbar zum Paradigma einer Gesellschaft avanciert, die die Natur im ganzen kassiert hat und sich selbst, in der Totalisierung des Salons, zur Residualsphäre geworden ist. Allgemein, auch männlicherseits, sind die Anstrengungen, das, was die Frau schon immer aus dem Effeff ihres verordneten gesellschaftlichen Schwachsinnns beherrschte, zur selbständigen gesellschaftlichen Identität und Geltung zu bringen. Gefühlskultur, Kommunikationskultur sind die Chips, mit denen sich die selbst zur Residualsphäre gewordene Gesellschaft zu einem neuen, vitalen Ausdruck verhilft.

Es wäre an den Frauen, hier Einhalt zu gebieten und Widerstand zu leisten. Immerhin kennen die Frauen sich selbst am besten, sie durchschauen sich selbst am besten, und sie sind vielleicht doch ihre eigenen, seit mehr als einem Jahrhundert erprobten und ausgearbeiteten gesellschaftlichen Symptomhandlungen leid. Vielleicht könnten sie der Öffentlichkeit ein Licht aufstecken über das, was sich neuerdings an gesellschaftlich weiblichen Inszenierungen ereignet. Vielleicht könnten sie selbst das – wie immer männlich-phallisch definierte – Heft in die Hand nehmen, wenn es darum geht, der fatalen Verweiblichung der Gesellschaft Einhalt zu gebieten und dafür zu sorgen, daß es mit dieser Sorte Weiblichkeit ein Ende hat.

- 1 Sprachlogisch läßt dieses Verfahren sich als eine partielle Wenn-dann-Konstruktion beschreiben, wobei das Interesse sich offensichtlich auf die Herstellung eines als solches nicht ohne weiteres vorhandenen Beziehungsgefüges richtet. Durch das kurzschlüssige 'dann' wird eine vorangegangene allgemeine Aussage kurzerhand in ein drohendes, praxisrelevantes 'wenn' verwandelt: „Was, du rauchst? – Dann kriegst du Lungenkrebs!“ (Wenn du rauchst, dann kriegst du Lungenkrebs.) Selbst wenn man akzeptiert, daß eine solche partielle Wenn-dann-Konstruktion ein gesellschaftlich-ideologisch weggelogenes Bedingungsgefüge rekonstruiert – man denke an die Zigarettenreklame –, so ist doch der andere Tatbestand wichtiger, daß nämlich die Verwandlung von allgemeinen Aussagen und allgemeiner Reflexion in unmittelbar einsichtige Drohungen die Zerstörung der gesellschaftlichen Reflexionsfähigkeit zur Folge hat: Nicht nur um einer wichtigen Praxis willen wird eine verleugnete Wenn-dann-Beziehung rekonstruiert, sondern vor allem um der Stillstellung der Reflexion wegen in einem kurzatmig-kurzschlüssigen 'wenn'. – Bezeichnenderweise wird in der weiblichen Argumentation traditionell ein reflexionsvernichtendes Potential vermutet. Als zerstörerische Leistung gilt das „Zerreden“ ebenso wie die unvermittelte Nutzenanwendung eines zunächst bloß theoretisch gemeinten Satzes, die Herstellung einer wahrhaften – oder wahnhaften – Zwangsbeziehung zwischen zwei Bereichen, die gemeinhin durch alle Abgründe der Theorie-Praxis-Differenz getrennt sind, die – nun tatsächlich den Inbegriff des Weiblichen vorstellende – Zusammenballung von theoretischer Erkenntnis und praktischer Veränderung, eine Zusammenballung, die weder der Erkenntnis Zeit zu erkennen noch der Praxis Gelegenheit zu eigenem theoriebildendem Eingreifen läßt. Das Ergebnis dieser folgenschweren Operation ist denn auch kein gleichgültiges Nichts – ein halbwegs miserables wissenschaftliches Resultat etwa oder eine halbwegs erträgliche Praxis –, sondern die zur perfekten Unauflösbarkeit geratene Karikatur und traurige Parodie einer gelungenen Vermittlung. Der Grund für diese zerstörerische Kontamination wird in der vermeintlich rettungslosen Naturhaftigkeit der Frau gesucht, die jeder Reflexivität entgegenstehe, während es doch gerade umgekehrt ihre reine Gesellschaftlichkeit ist, die sie in wechselnden, schizophrenen Bildern als Mutter und Heldenuutter, Gattin und Geschäftsfrau, Trümmerfrau und Sexsymbol jeweils in der hoffnungslosesten Besonderheit repräsentiert.
- 2 Auch hier liefert die Sprachlogik ein Beispiel: Stichwort 'frau'. Die Ersetzung des vermeintlichen 'man(n)' durch das offenkundige 'frau' ist ein eklatantes Beispiel für die Ersetzung eines wie immer korrumpierten Allgemeinen – 'man' – durch das besondere 'frau'. Nicht nur wird der falsche männliche Anspruch auf Allgemeinheit korrigiert – die verallgemeinernde männliche Form tritt bekanntlich immer da ein, wo nicht ausdrücklich und einschränkend

von Weiblichem die Rede ist –, die Allgemeinheit selbst wird vielmehr liquidiert: Wo nicht der besondere 'Mann' gemeint ist, taugt das besondere 'frau'. Offenbar, so vielleicht die 'listige weibliche' Einsicht, hängt die männliche Usurpation des Allgemeinen nicht nur mit den Machtansprüchen des Männlichen, sondern auch mit den Machtmechanismen des Allgemeinen zusammen. Besser also, das Allgemeine selbst abzuschaffen, dann gibt es für die Männlichkeit nichts mehr zu usurpieren – frei nach dem schönen, von Gottfried Keller kolportierten Spruch:

König Karl von Engelland

Ward der Krone quitt erkannt.

Daß er dürfe keiner Krone,

Machten sie ihn Köpfes ohne.

Allerdings bleibt in diesem Beispiel verheißungsvoll undeutlich, wie Allgemeines und Besonderes sich hinsichtlich Kopf und Krone sortieren, das heißt aber, ob die besondere Krone letztendlich nicht doch das demokratische Allgemeine verkörpert, um dessentwillen eben Köpfe rollen müssen. Beim Stichwort 'frau' ist die Ungewißheit jedenfalls erfolgreich beseitigt, und übriggeblieben ist nichts, was der Frau aus ihrer schlechten Besonderheit heraushelfen könnte. – Zwar erscheint es nachgerade peinlich, von nicht eingelösten Versprechen in der Geschichte zu reden. Was sich aber an gattungsmäßiger Allgemeinheit nachweislich herausgebildet hat und sich in den abgeschliffenen – und nicht nur um ein 'n' abgeschliffenen –, weniger männliche Herrschaft als den Verlust männlicher Herrschaft dokumentierenden Formeln des 'man' reflektiert, das sollte nicht leichtfertig verworfen werden. Es könnte ja sein, daß nicht in der Ersetzung antagonistischer Herrschaftsansprüche, sondern in der Aushöhlung, im wirklichen Verschleiß solcher Ansprüche unsere Zukunft und Utopie besteht.

*Unsere Mütter und wir
Zum Verhältnis nationalsozialistischer und
bundesrepublikanischer weiblicher Identität*

Gewiß können wir über den Faschismus unserer Mütter – und über die Folgen dieses Faschismus für uns – nicht urteilen, ohne einen deutlichen Begriff von Faschismus zu haben. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß ein solcher Begriff in der heutigen Bundesrepublik nicht oder allenfalls als eine hochexklusive, geradezu philosophische Errungenschaft existiert, der genau das abgeht, was sie politisch sinnvoll machen könnte: ihre allgemeine Kommunizierbarkeit.

Es wäre indessen lächerlich, für den traurigen Zustand des bundesrepublikanischen Faschismusverständnisses die verantwortlich zu machen, die sich in dieser bis zum Hermetismus unverständlichen Weise mit dem Faschismus beschäftigen. Die Schuld ist vielmehr bei der Bundesrepublik als gesellschaftlichem Ganzen zu suchen. Wenn innerhalb dieses gesellschaftlichen Ganzen die Faschismustheorie eine förmlich esoterische Rolle spielt, dann aus keinem anderen Grund als dem: *Die Bundesrepublik wünscht nicht, daß in ihr Verhältnis zum Faschismus Licht gebracht werde.*

In der Tat steht die Bundesrepublik in einem unfreiwillig engeren Verhältnis zum Nationalsozialismus, als sie zuzugeben oder zu offenbaren bereit ist. Und nicht deshalb ist Faschismusanalyse hochexklusiv und unverständlich, weil sie es mit einem ebenso monströsen wie für das bundesrepublikanische Vorstellungsvermögen absurden Gegenstand zu tun hätte, sondern weil man, um auf den Grund des Faschismus zu dringen, unsere liebsten, allgemeinsten und 'normalsten' Vorstellungen von der Bundesrepublik zerstören muß. Jede Analyse, die den Faschismus systematisch, das heißt unter dem Gesichtspunkt seiner möglichen Wiederholung, analysiert, muß nämlich damit anfangen, daß sie die faktische und theoretische Möglichkeit einer bürgerlich-parlamentarischen Emanzipation und wirklichen Abnabelung vom faschistischen Totalitarismus überhaupt in Zweifel zieht. Damit aber zielt sie auf den Lebensnerv der Bundesrepublik, die in ihrer ganzen gesellschaftspolitischen Verfassung von der pragmatischen, zufälligen, stets bedrohten und reversiblen, nicht aber systematischen und prinzipiellen Abgrenzung

vom Faschismus lebt. Die Gesellschaft der Bundesrepublik wehrt sich daher gegen die Faschismusanalyse, weil sie ihr ihre eigene gesellschaftspolitisch ständig präsente Möglichkeit unvermeidlich vor Augen führt. Freilich ist es nicht die Analyse, die diese Möglichkeit schafft, sondern nach wie vor die Gesellschaft.

Ich hätte diesen Zusammenhang nicht so ausführlich erörtert, wäre ich mir nicht gewiß, daß er für mein Thema von entscheidender Bedeutung ist bzw. es für ihn. Tatsächlich verkörpert die Frau dank ihrer relativen politischen Ausgeschlossenheit als Frau und ihrer intensiven privaten Orientierung als Mutter nicht nur ein wichtiges Element des faschistischen, sondern ebenso ein wichtiges Element des bundesrepublikanischen Funktionierens: Einen politisch jederzeit verwendbaren Affekt gegen „alles Politische“ kultiviert sie ebenso wie einen politisch nicht minder verwendbaren Hunger nach 'höherer', nicht zuletzt politischer Anerkennung. Mit niemandem kann man sich so schnell über den „blöden Hitler“ verständigen wie mit ihr. Niemanden kann man auch, beispielsweise, so leicht zur Anerkennung des heroischen Terrorismus à la Baader/Meinhof zwingen wie sie. Aber nicht nur bleiben diese Zugeständnisse ganz theoretisch. Spätestens wenn die Unterhaltung auf Bonn kommt, auf „die da oben“, die Politiker von BILD-Zeitungs und Fernsehens Gnaden, ist nicht mehr zu übersehen, daß diese Sorte bekenntnisfreudiger, affektgeladener Kritik erstens höchst unpolitisch ist und zweitens sich aus denselben Quellen speist, die dem Faschismus im Dritten Reich zu einer breiten Fundamentierung im Volk verhelfen. Rechten Anarchismus drückt sie aus, diese Kritik, eine Gesinnung, die des Parlamentarismus sozusagen seit seiner Geburtsstunde überdrüssig ist, die ebenso der taktisch ängstlichen Verdrängung, die der Parlamentarismus gegenüber dem Faschismus übt, überdrüssig ist, der an „frischem Wind in der Politik“ und einer affektiven Verschärfung der verbalen Auseinandersetzung gelegen ist, überhaupt an einer Verschärfung des politischen Klimas, so weit und so lange eben, wie die eigenen Privilegien nicht angetastet werden und die eigene Lage nicht verändert oder auch bloß in Zweifel gezogen wird.

Das aber ist ein wichtiges Kriterium für die gesellschaftliche Situierung der hier charakterisierten Frau: daß ihre materielle Situation offenbar wechselnde Identifikationen, daß sie verschiedene Rollenzuweisungen notwendig macht und erlaubt. Schließlich ist es nicht jedem gegeben, Arbeitslosigkeit als emphatische Mutterschaft auszulegen und zu

gestalten. Und es ist auch nicht jedem gegeben, angesichts der Déformation professionnelle von Politikern und Fließbandarbeitern sich in die Splendid isolation der Familie zurückzuziehen, wo die Tugenden der Selbstlosigkeit, Aufopferungsbereitschaft und Uneigennützigkeit noch zählen, die in der Politik längst abgewirtschaftet haben. Und es ist noch lange nicht jedem gegeben, der eigenen reduzierten Lebensform zu neuer, ideologisch staatstragender Wirkung zu verhelfen.

Nur der mittelständischen Frau ist es gegeben, sich wechselweise auf ihre verschiedenen Rollen zu besinnen. Nur sie, andererseits, ist einer wechselnden Rollendefinition ausgeliefert, die sie sich selbst fremd – konkurrierend in ihren verschiedenen Aspekten – und zugleich zum Spielball fremder Zwecke macht. So kann sie sich zwar, wenn sie sich vom öffentlichen Leben ausgeschlossen sieht, sagen: Na gut, Mutter sein ist ja auch viel wichtiger, weil nicht entfremdet als Tätigkeit und staatstragend in einem elementaren Sinn. Aber was sie hier aus der Depression der förmlichen öffentlichen Nichtexistenz rettet, dieser Rekurs auf unöfentliche, unpolitische, biologisch-naturhafte Residualfunktionen, die sie immer noch in der Hinterhand hat, das gerät ihr zugleich zur Falle. Niemals wird sie sich vor dem Ressentiment retten können, das ihr aus dem Gegeneinanderausspielen ihrer privaten und ihrer öffentlichen Ansprüche – an dem sie selbst sich ja lebhaft beteiligt – erwächst. Niemals wird sie die Manipulation durch fremde politische und reklamemäßige Interessen durchschauen, die sich ihren Selbstverrat, ihre eigene mangelnde Solidarität mit sich selbst, kurz: ihre Ambivalenz, zunutze machen und den Haß, das Ressentiment, die Unterdrückungswut – jetzt der wahre Motor ihrer Ansprüche, recht eigentlich ihr Triebgrund – in die gewünschten politischen und ökonomischen Kanäle lenken. Niemals wird sie von jener seltsamen Denk- und Erkenntnishemmung sich befreien können, unter der sie notorisch leidet, jenem unter Frauen sattem bekannten Gefühl, noch von dem entlegensten theoretischen Problem existentiell, beinahe physisch betroffen zu sein, dergestalt daß man sich genötigt fühlt, es förmlich physisch darzustellen, anstatt es einfach analytisch aufzulösen. Dieses Gefühl stellt sich immer dann und zu Recht ein, wenn die öffentlichen Belange wesentlich bloß noch ein Ausdrucksmedium für die privaten und, umgekehrt, die privaten Belange wesentlich bloß noch Verfügungsobjekt öffentlicher Belange sind. Es repräsentiert einen Mechanismus, der das Subjekt hindert, Erfahrungen zu machen, zu lernen, zu erkennen, der es hindert, einen fremden

Sachverhalt überhaupt wahrzunehmen, oder gar denn zu analysieren, und der es stattdessen an jeder Stelle, wo eine solche analytische Leistung nötig wäre, unter einen existentiellen, wahrhaft zerreißen Druck stellt, von dem keine Analyse es befreit, nur der rapide, kurzfristig rettende und recht eigentlich schizophrene Wechsel der – keineswegs bloß inneren – Positionen.

Das geht ungefähr so, wobei ich bewußt schematisiere:

Stelle eine Frau aus dem Mittelstand, so um die siebzig, wegen des Dritten Reichs zur Rede – etwas, was du, die heute mittlere Generation, hoffentlich vor zwanzig Jahren schon das erste Mal getan hast –, und es wird sich herausstellen, daß diese Frau sich sehr leicht vom Dritten Reich distanzieren kann, weil sie überraschenderweise nie besonders mit ihm identifiziert gewesen ist. Erst im Verlauf des späteren Verfahrens bekommst du die Kehrseite dieser angenehmen Distanz zu spüren; denn wenn diese Frau mit dem Dritten Reich nie besonders identifiziert war, dann gibt es eigentlich auch nichts, wovon sie sich besonders distanzieren mußte, jedenfalls nicht im Sinn einer persönlichen Notwendigkeit oder gar Schuld. Offenbar war – „typisch weiblich!“ – auch in der extremen Situation des Dritten Reichs der Verliebte oder Verlobte, die persönliche Lebenssituation wichtiger als die politische Situation. Ja, man kommt aus dem Staunen gar nicht heraus, wenn man den Erzählungen von Frauen lauscht, die im Dritten Reich jung gewesen sind: so überwältigend groß und vom Faschismus förmlich unberührt ist der Erinnerungsschatz, den sie in bezug auf die damalige Zeit mit sich herumtragen. Da geht es nicht ohne Schwierigkeiten ab, wenn wir versuchen, unser vom Faschismus unserer Eltern traumatisiertes Lebensgefühl zum ursprünglichen Lebensgefühl unserer Mütter ins Verhältnis zu setzen.

Soweit der erste Schritt. Zwingt die besagte mittelständische Frau um die siebzig, ungeachtet ihrer mangelhaften Identifikation mit dem Nationalsozialismus dennoch Stellung zu ihm zu beziehen, und du wirst staunen, wie leicht sie sich zwingen läßt. Dabei darfst du nicht vergessen, daß sie sich eigentlich gar nicht hätte distanzieren wollen, weil sie es ja gar nicht nötig hat. Und diese Reservatio, dieser Vorbehalt, beeinträchtigt natürlich auch die Qualität und den Effekt der Distanzierung; denn sie distanziert sich ja, ohne sich im mindesten angegriffen zu fühlen. Im nächsten Moment wird sie dir vielleicht ein Histörchen aus der Zeit erzählen, etwas was sie wirklich erlebt hat, womit sie fraglos als mit ihrem

unumschränkt eigenen Leben identifiziert ist, eine BDM-Geschichte vielleicht, oder wie sie damals bei dem großen Aufmarsch den und den getroffen hat oder wie ihre beste Freundin, die ja eine große Nummer bei den Nazis war, oder oder ... – und du merkst, die Distanzierung hätte ebensogut Karl dem Großen gelten können, mit den persönlichen Anschauungen und Lebensverhältnissen dieser Frau hat sie nicht das geringste zu tun.

Immerhin, sie distanziert sich. Und sie distanziert sich leichter als ihr Mann zum Beispiel, wie sie überhaupt leichter zum Reden zu bringen ist als ihr Mann. Sie plaudert schon mal aus dem Nähkästchen, verrät schon mal was, was ihr Mann lieber verschwiegen sähe, verrät auch mal was über ihn, daß man über die vermeintliche Denunziation staunt. Dabei will sie ihn ja gar nicht denunzieren, kann ihn in ihren Augen auch gar nicht denunzieren; denn sie hat ihn ja lieb, und für sie ist er als Privatperson viel wichtiger, und was sie von ihm erzählt und was ihn womöglich entsetzlich denunziert, das sind für sie ja nur Anekdoten, liebevolle kleine Charakterbilder, die die Person erklären, anschaulich machen sollen, nicht etwa die Funktion. Ihr Mann hat es schwerer mit dem Distanzieren. Irgendwo mag er auch verstockter sein. Vor allem hat er aber ein Bewußtsein, geradezu ein Rechtsbewußtsein, von der Tragweite seiner Distanzierung. Er weiß, wenn er sich von Hitler distanziert, dann muß er sich auch von der vermutlich äußerst untergeordneten Position distanzieren, die er selbst eingenommen hat. Das heißt, er muß sich von sich selbst distanzieren, und das wiederum heißt, er gibt zu, daß es in seinem Leben etwas gibt, davon muß er sich distanzieren. Seine Frau, wenn sie Hitler und die „ganze Hitlerei“ in Grund und Boden verdammt, hat damit noch gar nichts zugegeben. Nichts. Überhaupt nichts. Sie lehnt es ab – und sieht es auch nicht ein –, daß sie für ihren Staat mit haftbar ist. Sie lehnt es ab, daß sie sich in einem quasi juristischen Verhältnis zu ihm befinden soll, einem Verhältnis mit Rechtsfolgen und Verbindlichkeiten. Macht jemand sie haftbar, das Ausland beispielsweise, dann ist das für sie ein Akt der äußersten Willkür, eine brutale Unrechtstat, eine Neuauflage von Versailles, notdürftige Verbrämung der kruden Tatsache, daß man etwas von ihr will, daß man sie ausbeuten will, denn politisch sind die andern ja nicht anders – und schon ist sie bei den Buren.

In dieser besonderen Form der Distanzierung, die der Frau zu Gebote steht, spiegelt sich nicht nur das konventionelle hierarchische Herrschaftsverhältnis, in dessen Bezugsrahmen „die da oben“ eben mehr und

striktter verantwortlich sind als „die da unten“, sondern mehr noch die quasi horizontale Verschiebung, die die Frau als weibliches Wesen und Geschlechtswesen aus der Hierarchie hinauskatapultiert in ein gesellschaftliches Abseits, aus dem heraus sie ebensowenig verantwortlich tätig werden wie überhaupt zur Rechenschaft gezogen werden kann. So sehr die Frau diese Abseitsstellung, die sie ja recht eigentlich zum gesellschaftlichen 'Unwesen' erklärt, als eine Diskriminierung empfindet, so sehr genießt sie andererseits die Freiheiten, die ihr daraus erwachsen – nie wird sie eben ein „kleiner Nazi“ sein können –, und so erbittert ist ihr Widerstand, wenn sie diese Stellung aufgeben und ohne Vorbehalt und Sonderstellung ins gesellschaftliche Leben eintreten soll.

Es ist aber nicht so, als ob diese Sonderstellung nicht ihren eigenen politischen Ausdruck hätte. Gib dich, in einem dritten Akt deiner Unterhaltung, mit der deiner Gesprächspartnerin förmlich aufgezwungenen Distanzierung nicht zufrieden, und fordere sie zu so etwas wie einem persönlichen Schuldbekenntnis auf, und du wirst sehen, auf einmal schlägt sie politisch zurück! Es dauert womöglich eine Weile, bis du begreifst, daß sie nur mal eben die Rolle gewechselt hat. Ihre neue Rolle ist durch und durch politisch, und sie ist überaus kraß und zynisch, keineswegs defensiv und verworren. Die Naziideologie selbst kommt hier zu Wort: Was du dich überhaupt hättest, und du solltest doch jetzt nicht so tun als ob ... und politische Gefangene hätte es immer schon und zu allen Zeiten gegeben. In dem Moment aber, wo du dich lauthals von ihr distanzieren willst, hat sie dich mit ihrer Argumentation auch schon eingeholt: das wäre ja heute noch nicht anders ... Sieh dir doch die da oben an, wie die alle nur in ihre eigene Tasche wirtschaften. Und da wundern sich manche ernsthaft über den Flickskandal ... ja, und sie versteht die Bombenleger ganz gut, die hätten noch Idealismus, wenn er auch verworren wäre. Und im übrigen wählt sie CDU.

Das Irrationale einer solchen Unterhaltung, zugleich das, was deine Gesprächspartnerin praktisch unbesiegbar macht und dich selbst binnen kurzem in einen Zustand ohnmächtiger Verwirrung versetzt, ist die Art, wie sie mit sich selbst umspringt, und diese Art ist symptomatisch: wie sie sich vom Faschismus distanziert, ohne in diesem Akt der Distanzierung überhaupt anwesend zu sein, und wie sie sich mit dem Faschismus identifiziert, so wie man in einer Diskussion sich mit dem Angegriffenen identifiziert und ohne Rücksicht darauf, daß du, was einen neuen, künftigen Faschismus betrifft, jederzeit selbst zu den Opfern gehören

könntest. Diese Dummköpfe, diese blauäugigen Naiven, die so tun, als wüßten sie nicht, was Realpolitik ist! Ja, wer sind die denn eigentlich?

Das ist nämlich ihre Schizophrenie, daß sie gleichzeitig die Annehmlichkeiten der politischen Nichtexistenz genießen *und*, als das politische Subjekt, das sie immer noch ist, die politisch nicht Existenten mit scharfem Blick und quasi als die künftigen KZ-Insassen ins Auge fassen kann. Und das ist, in einem engeren Sinne, ihre Schizophrenie, daß sie bei ihren politischen Verfolgungsanfällen, darin ganz anders als die politischen Nazis, in einem ausschließlichen Sinn sich selbst meint, dieses ihr höchst vertraute, hundertmal diskreditierte, hundertmal hassenswerte, geknechtete Wesen!

Formalisieren wir diesen Mechanismus noch einmal und befreien ihn von seinen anekdotischen Zufälligkeiten, dann müssen wir sagen: Die 'faschistische Frau' – und leider eben nicht nur sie – neigt in hohem Maße dazu, die Politik so zu behandeln, *als ob sie ihr Privatleben wäre*: mit allen Ansprüchen auf Abfuhr der Frustrationen, ungehemmte Darstellung der Ressentiments und haltlosen, haltlos nach außen gekehrten Subjektivismus. Der Grund dafür ist keineswegs in ihrer wie immer zu definierenden Weiblichkeit und Geschlechtsnatur zu suchen, sondern in der Tatsache, daß diese Weiblichkeit und Geschlechtsnatur ihr immer schon als ein Politikum entgegenkommt, als ein taktisches Instrument in den Händen anderer, die ihr die Definition ihrer eigenen Natur abgenommen haben und sich ihrer als ein Politikum ersten Ranges, ja als einer politischen Waffe auch gegen sie selbst bedienen.

Ein Politikum ersten Ranges ist die private Natur der Frau, und dies nicht nur, weil man mit dieser Definition Politik machen kann, sondern in einem durchaus primären Sinn. Die gesellschaftspolitische Aufgabe der Frau – nicht ihre private, natürliche, biologisch-physiologische Aufgabe – ist es, unpolitisch zu sein. Der ganze Druck der Gesellschaft – nicht der Natur – lastet auf dieser biologischen Reduktion. In der verschlüsselten Sprache ihres Ressentiments macht die Frau sich den Sachverhalt so klar: Ihre politische Kastration, denkt sie, verdankt sie ihrer biologischen Natur. Es gibt also für sie von Anfang an keine vorgesellschaftliche oder gesellschaftlich neutrale biologische Natur, sondern eine biologische Natur als die primäre Ebene der gesellschaftlichen Auseinandersetzung, zu der, was als gelegentlicher politischer Triebausbruch bei der Frau sich Luft macht, eher wie eine abgeleitete Funktion sich verhält, recht eigentlich wie ein Weg zurück ins Private.

Der Zusammenhang ist kompliziert, aber er ist entscheidend. Er beweist, daß nichts, was die faschistische Frau oder, neutraler gesagt, die Frau im Faschismus auszeichnet, mit dem Faschismus selbst erledigt wäre. Er beweist, daß es keinerlei typisch faschistische weibliche Konstruktion gibt, nur eine faschistische Zuspitzung oder Vergrößerung von Zügen, die, wenn sie als bürgerliche Züge bezeichnet werden, hinreichend charakterisiert sind und keineswegs der Aussonderung als faschistisch bedürfen. Dieser Zusammenhang zeigt ferner, daß nur sehr wenig von dem, was sich seit dem Nationalsozialismus als Lebensform und Auseinandersetzungsform etabliert hat, sich auch in einem qualitativen Sinn von ihm unterscheidet. Und das gilt keineswegs nur für die von uns so gern analysierten kleinbürgerlichen anderen, sondern auch für uns, die wir das tägliche Müsli politisch und das Politische unter dem Gesichtspunkt unserer Selbstverwirklichung zu analysieren pflegen. Es gilt sogar in einem hohen Maß für uns, die wir, seitdem wir uns überhaupt als gesellschaftliches Subjekt begreifen, praktisch jeden gesellschaftlichen Bereich in den privatisierenden Sog unserer komplizierten, ressentimentgeladenen Beziehungsspiele gezogen haben. Wer kennt es nicht, dieses kommunizierende System, in dem das Politische für die private Frustration aufkommen soll und das Private mit hoffnungsloser Theoretisierung für die politische Ohnmacht büßt? Dieses System ist nicht nur im quantitativen Sinn kommunizierend, sondern funktioniert auch qualitativ verschränkt. Das geht dann so: Verstehe ich dich politisch nicht mehr, dann fange ich an zu weinen – fängst du an zu weinen, dann halte ich dir einen Vortrag über meine politische Situation.

Gemeinhin, und bis in die philosophische Theorie hinein, wird den Frauen ihre quasi natürliche, biologisch verankerte Reservatio gegenüber den politischen und ökonomischen Vernutzungsprozessen nachgerühmt. Dank ihrer gesellschaftlichen Ausgeschlossenheit habe die Frau sich eine unmittelbare, ungebrochene Haltung gegenüber den einfachen Gattungsinteressen bewahrt, die im Kontext einer nach verselbständigten ökonomischen und politischen Gesichtspunkten verplanten männlichen Welt durchaus als utopisch gelten könne. Ich denke, daß diese Behauptung eine wichtige Komplikation unterschlägt. Diese Komplikation besteht darin, daß unsere Unmittelbarkeit politisch vielfach vermittelt und unsere Ungebrochenheit ebenso vielfach gebrochen ist. Eine Reaktionsbildung ist sie, das eine wie das andere, die sich mit der Aura der Ursprünglichkeit schmückt. Wir aber sind die Dummen, wenn wir

uns diese Reaktionsbildung in einer im ersten Moment gewiß höchst trostreichen und schmeichelhaften Weise als Ursprünglichkeit auslegen lassen. Wir wissen dann nämlich nicht wohin mit der von uns selbst als fremd und bedrohlich empfundenen triebhaft-boshaften Ambivalenz, die uns durch unser privates Leben ebenso wie durch unser unpolitisch-politisches Leben hetzt. Noch einmal bekommen wir demonstriert, daß wir kein Recht und keinen Grund haben, nicht einmal, was unsere Ambivalenz betrifft.

Spätestens seit des zweiten Wilhelms Zeiten – aber zweifellos schon viel länger – haben die Frauen sich nicht nur, und sozusagen geschichts-philosophisch, als naturhafter Einspruch gegen den männlichen Imperialismus, sondern auch, und sozusagen triebtheoretisch, als naturhafter-ressentimentgeladene Propagandisten dieses Imperialismus hervorgetan. Eine Phalanx von Frauen zieht sich durch die neueste Geschichte, denen kein Südwestafrika zu weit war, um nicht als Schlachtfeld für private Familienstrategien dienen zu können. Wenn wir erst nach ... marschieren! Dann, so die konstante, von konstanter Unruhe befeuerte Hoffnung, werde die Welt endlich groß genug sein auch für die in der eigenen Brust gegeneinander streitenden Parteien.

Diese Unruhe aber, die schon unsere Mütter, Großmütter und Urgroßmütter antrieb und zu den politisch fatalsten Parteinahmen bewog, treibt auch noch uns, die Töchter, an. Diese Unruhe, eine aus ressentimentgeladener Ohnmacht resultierende Unruhe, die wir uns nur allzugern als revolutionäre Aufbruchsbereitschaft auslegen, ist dafür verantwortlich, wenn wir immer wieder hinter unsere eigenen Einsichten zurückfallen, wenn wir die Kurzschlußhandlung der Erfahrung vorziehen, die mediale (Selbst-)Erfahrung der konkreten Arbeit, wenn wir unsere Projekte kollabieren lassen und die Wahrheit im Kollaps, nicht im Projekt zu suchen uns entschließen. Diese Unruhe bindet uns aber auch in einer höchst fatalen Weise an die Generationen ohnmächtiger und ressentimentgeladener Frauen vor uns. Sie macht, daß wir sie immer noch bewundern, die uneinsichtige Trotzhaltung unserer Mütter, ihren zügellosen Anarchismus, die Stärke ihres Gefühls, mit dem sie sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite schlagen, ihre feldherrnhafte Kälte, mit der sie die Weltlage im großen betrachten. So möchten wir auch sein, *so stark im Unrechthaben*; denn im Grunde sind wir nach wie vor davon überzeugt, daß wir primär Gekränkte sind, daß die Welt ein Trost- und Wiedergutmachungsinstitut ist für unsere, der Frauen, primäre Krän-

kung und daß wir ein grenzenloses Recht haben auf Unrechthaben. Wer von uns hätte sich denn schon darin geübt, sich rück- und vorbehaltlos verantwortlich zu verhalten, so rück- und vorbehaltlos, wie wir es dem andern Geschlecht ohne weiteres zuzumuten und zuzubilligen gewohnt sind, ohne Reservatio nämlich, den kleinen, alles relativierenden Vorbehalt, der da heißt: Ja, wenn man bedenkt ... Dafür, daß ... Du mußt aber verstehen ... Dieser Vorbehalt entmündigt uns nicht nur, er ist nicht nur demütigend und was-weiß-ich-alles, er macht uns anfällig sogar noch für den Faschismus, den er für uns Frauen in die Dimension eines vorbehaltlichen Handelns, eines Probehandelns und im Grunde bloßen Affektausdrucks rückt. Je weniger wir aber nach absoluten Kriterien zustande bringen, desto mehr werden auch wir noch, darin nicht anders als die Generation unserer Mütter, auf Extremisierungen im Bereich eines solchen Probehandelns angewiesen sein.

Auf den ersten Blick ist die weibliche Forderung nach Integration und materieller Gleichberechtigung natürlich ganz harmlos. Um die Beseitigung einer quasianthropologisch begründeten Ungerechtigkeit geht es, nicht um die Durchsetzung einer irgend systemsprengenden Position: Wenn die Lehrstühle für Mathematik und Gynäkologie bislang von Männern besetzt wurden, dann sollen sie jetzt eben auch mit Frauen besetzt werden. Erst die hartnäckige Weigerung von Kultusministerien und Universität, bei der Besetzung von C-4-Lehrstühlen die Bewerbungen von Frauen wohlwollender als die von Marxisten in Betracht zu ziehen, bringt das Problem wieder auf den Tisch. Aller ideologischen Überdetermination zum Trotz ist es aber vor allem ein ökonomisches Problem. Schließlich ist die Zahl der leitenden akademischen Stellen, schon auf die eine Hälfte der akademischen Bewerber berechnet, gering, und für die andere Hälfte Berücksichtigung fordern hieße entweder die Konkurrenz für alle unerträglich verschärfen oder aber die Forderungen gegenüber dem Staat ins „Unermeßliche“ steigern.

Tatsächlich ist die Frauenbewegung noch ein rechtes Kind der Überflußgesellschaft, die auch die Studentenbewegung hervorgebracht hat. Von der letzteren ungefähr eine Dekade getrennt, imponierte sie zunächst durch die gleichzeitige Fundamentalisierung und Entpolitisierung der studentischen Ansprüche, was sicherlich auf die zeitliche Verschiebung und die in diesem Zeitraum sich abzeichnende ökonomische und politische Wende zurückzuführen ist. Diese Fundamentalisierung hatte zunächst eine ebenso unerhörte wie scheinhafte Radikalisierung und eine ebenso unerhörte Abstraktheit der Auseinandersetzung zur Folge: War es – zumal vor dem aufgeklärten wissenschaftlichen Forum der Universität – gänzlich unmöglich, den Frauen die proportionale Berücksichtigung zu verweigern, so war es – zumal auf dem wissenschaftspolitisch und verwaltungstechnisch vielfältig restringierten universitären Feld – ebenso unmöglich, ihnen dazu zu verhelfen. Als aber die ökonomische Basis dieses Fundamentalismus offenkundig wurde – nämlich eine krisenhafte Entwicklung speziell auf dem Stellenmarkt,

die die Frauen erneut aus dem Rennen warf –, da war es auch mit dem Radikalismus vorbei. Eher achselzuckend, resignierend wurde festgestellt, daß der Staat zur Zeit „einfach nicht will“. Jedenfalls taten die eben noch so fordernd auftretenden ‘Minderheiten’ – Frauen, Hausbesetzer usw. – nichts dazu, um diesen Eindruck, daß der Staat sich Powerpolitik tatsächlich leisten kann, zu zerstören. Offenbar herrscht das Bewußtsein vor, daß man den Staat, wenn man an ihn Ansprüche stellen können will, vor allem nicht in Frage stellen darf. Oder vielmehr sind die klassischen bürgerlichen ‘Minderheiten’ – Frauen, Ausländer, Juden, Schwule – so mit ihrem Staat verbacken, in allen Facetten ihrer Identität auf ihn als nicht bloß den Garanten, sondern den Schöpfer und Formulierer der von ihnen angestrebten pluralistischen Gleichberechtigung fixiert, daß sie gar nicht anders können, als gemeinsam mit ihm stark und gemeinsam mit ihm schwach zu sein.

An dieser nie explizierten inneren Übereinstimmung und geheimen Symbiose muß es auch liegen, wenn die bürgerlichen Minderheiten ganz genau begreifen, wann ihr Staat, allem Anschein zum Trotz, schwach ist. War der sozialliberale Staat, mit dem die Studentenbewegung es zu tun hatte, aller reaktionären Kritik ungeachtet stark, nämlich ein ausgeprägter, ideologisch produktiver, gegenüber den gesellschaftlichen Kräften, die er repräsentierte, eine gewisse übergeordnete Selbständigkeit und eigene Vernunft an den Tag legender Staat, so ist der neokonservative Staat, der die Reformforderungen der bürgerlichen Minderheiten so ein-drucksvoll an sich abprallen läßt, allem Anschein zum Trotz ein schwacher Staat. Das heißt, er ist ein gegenüber der Ökonomie ohnmächtiger Staat, der angesichts überwältigender ökonomischer Sachzwänge sich selbst als ideologisches Subjekt zurücknimmt, seine reformatorischen – auf die Ideologie des bürgerlichen Gemeinwesens gegründeten – Ansprüche zurückzieht und sich erneut mit der bloßen Verwaltung und Vermittlung, der Rolle eines Sprachrohrs der liberalistischen Ökonomie begnügt.

Wie ein Schiffchen auf den Wellen machen die bürgerlichen Minderheiten jede Bewegung ihres Staates mit. Zeigte er sich 1968 nicht nur politisch willens, sondern auch ökonomisch in der Lage, den Folgen der Rezession durch eine potlatchförmige Ausgaben- und Stellenpolitik zu steuern und das „Gespenst von Weimar“ zu verscheuchen, so zögerten die Studenten ihrerseits nicht, ihn durch eine extensive Auslegung seines politischen Willens zum Antifaschismus und eine intensive Inanspruch-

nahme seines Reichtums in eine Krise zu stürzen. Imponiert der Staat 1986 dagegen durch eine blank zur Schau getragene Ohnmacht, die die politischen zugunsten ökonomischer Regulationsmechanismen preisgibt, wobei der Faschismus materiell enttabuisiert und politisch zum Nicht-Thema erklärt wird, so zögern Frauen, Schwule, Ausländer und Hausbesetzer sehr wohl, ihn noch zusätzlich böse zu machen bzw. es statt mit ihm mit einer zu keinem politischen Kompromiß verhaltenen Ökonomie aufzunehmen. Stattdessen orientieren sie sich selbst eher unauffällig und unideologisch, auf einer bescheidenen ökonomischen Ebene, und verzichten – nach der traditionellen Art bürgerlicher Minderheiten – darauf, das, was ihnen faktisch womöglich gelingt, politisch an die große Glocke zu hängen.

So nimmt zweifellos auch die weibliche Gleichberechtigung ihren durch neokonservative Wendepolitik und technologische Rationalisierung allenfalls verlangsamten Lauf. Schließlich kann es sich keine Ökonomie leisten, auf die Segnungen einer verschärften Konkurrenz, die vorurteilslose Ausbeutung des nun mal vorhandenen Sachverstands, zu verzichten; Hauptsache, das politische Bewußtsein ist von der faktischen Entwicklung nachhaltig abgetrennt und es erdreistet sich niemand, aus dem individuellen Erfolg ein allgemeines Recht oder gar eine Forderung nach qualitativer Veränderung abzuleiten. Gefährlos kann jeder in die Gemeinschaft der wirklich Gleichberechtigten aufgenommen werden, sofern er die Spielregeln anerkennt und die Dominanz der Ökonomie über die Politik – das, was „wir uns leisten können“ – als den auch der Integration von Schwulen, Frauen, Ausländern und Juden übergeordneten Gesichtspunkt respektiert. Schon aus diesen quasi technisch-prozessualen Gründen nimmt die Integration der Minderheiten daher den Charakter eines Gänsemarsches an und stellt das Tor zur bürgerlich-kapitalistischen Freiheit und Gleichheit sich noch immer als ein Nadelöhr heraus.

2

Es ist also vor allem ein Prozeß der ideologischen Entmachtung, dem die bürgerlichen Minderheiten in dieser Zeit der entideologisierenden ökonomischen Reorganisation unterliegen. Tatsächlich wäre mehr nur mit dem zusätzlichen Instrumentarium des Faschismus, im Rahmen einer

vollständigen, klassenübergreifenden Reorganisation der Arbeit, durchzusetzen. So aber, als könnten sie diesen Unterschied genau und wüßten ihn zu schätzen, lassen es die bürgerlichen Minderheiten im Augenblick ihrer ideologischen Entmachtung ganz entschieden an Widerstand fehlen. In einer Weise, die nur als skandalös bezeichnet werden könnte, wenn sie auf eine politische und ökonomische statt bloß auf eine ideologische Realität bezogen werden müßte, machen sie sich klein, hoffend, daß die Rezession vorbeigehen und eine neue Konjunktur neue Chancen für mehr Demokratie bringen werde.

Allerdings ist das nicht der einzige Grund. Nicht nur deshalb machen die bürgerlichen Minderheiten, sobald der Staat auf den ökonomischen Ernst der Lage verweist, sich in skandalöser Weise klein, weil sie sich bloß in ihrem ideologischen Selbstverständnis, darin aber mehr als alle andern, bedroht sehen, sondern auch deshalb, weil die Ideologie tatsächlich ihre schwache Stelle ist. Dies gilt vor allem für die Frauen, als heimliche Mehrheit, deren Ideologie so ephemere ist wie ihr faktischer Minderheitsstatus. Stehen sie als Leichtlohngruppen bzw. als heimliche Arbeitslose und Reservearmee des Arbeitsmarkts auf dem Boden einer Realität, die dank der Natur der ihr zugrunde liegenden Ökonomie unablässig 'Leichtlohngruppen' – Schwarzarbeiter, Aushilfskräfte, Azubis, ABMler – produziert, so stehen sie, wenn sie sich auf ihr Frausein als die nicht bloß heteronom-opportunistische, sondern autonom-fundamentalistische Begründung der Diskriminierung berufen, buchstäblich im Regen. Die lebensreformerischen Formulierungen, in die sie ihre spezifisch bürgerlichen Ansprüche kleiden, suggerieren zwar eine naturwüchsige Nähe zu sozialistischen Vorstellungen, sind aber den archaisierenden, anthropologisierenden Programmen, mit denen der Neokonservatismus seinen ideologischen Rückzug ausstaffiert, ungleich näher verwandt. In den Widersprüchen der bürgerlichen Klasse werfen sie sich als vermeintlich in der Aporie ihres eigenen zerrissenen Wesens herum. Auf der einen Seite wünschen sie nichts anderes, als dies Wesen abzulegen und nach pluralistischer Manier im kapitalistischen Ganzen zu verschwinden. Auf der anderen Seite ist ihnen das Geschäft im ganzen zu arg und zu hart: Reservate fordern sie und winken mit der wohlthätigen Rückwirkung einer unverstellten Weiblichkeit auf die Gesellschaft. Kurz, bald kehren sie die CSU und bald die FDP heraus.

Was als gesellschaftlicher Reflex ihrer widersprüchlichen Ansinnen zu den Frauen zurückgelangt, kann sie in dieser unanalytischen Haltung

nur bestärken. Nicht nur besteht die Gesellschaft zur guten Hälfte eben aus Frauen; vielmehr fühlt sich die bürgerliche Gesellschaft im ganzen durch den zweideutigen Kampf der Frauen in ihrer eigenen fundamentalen Zweideutigkeit ernst genommen und repräsentiert. Anders als die Klassenanalyse, die das Bürgertum einer reduktionistischen, vereinheitlichenden, lieblos-unhermeneutischen Darstellung unterwirft, arbeitet der weibliche Radikalismus dank seines eigenen unerhörten Schwankens alle Facetten des bürgerlichen Lebens heraus. Dabei erscheint der Klassenantagonismus einerseits bloß noch als eine Facette des Geschlechterkampfs. Andererseits tendiert der letztere dazu, die gesellschaftlichen Widersprüche an sich zu ziehen und damit selbst zu einem verschobenen Ausdruck des Klassenantagonismus zu werden. Mit dieser Darstellungsform aber ist sowohl der bürgerlichen Eigenliebe als auch einer Grundforderung bürgerlicher Geschichtskonstruktion nach immanenter Darstellung systemsprengender Antagonismen Genüge getan. Was Wunder, wenn das Anliegen der Frauen sowohl freudig aufgenommen und, zumal auf dem Meinungsmarkt, als ein echtes bürgerliches Anliegen durchgespielt als auch mit einer komischen Ernsthaftigkeit, die der verschobenen Klassenseinsetzung geschuldet ist, abgeschmettert wird.

Eine besondere Bedeutung kommt hierbei der Universität zu. Schließlich ist sie selbst ein Verschiebungsprodukt ersten Ranges, ist die Wahrheit, die sie mit emphatischer Neutralität produziert, doch der – neben der ‘Seele’ – entscheidende bürgerliche Repräsentant jenes ursprünglich selbst bürgerlichen revolutionären Anspruchs, der bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Fronten gewechselt hat und zu einem dezidiert antibürgerlichen Projekt geworden ist. Kraft dieser ätiologischen Bindung an und dynamischen Abwehrfunktion gegen das teleologische Prinzip einer nicht mehr bürgerlichen Revolution ist das Verhältnis der Universität zu den Frauen doppelt prekär. Im Kern undemokratisch, nicht an Quantität, sondern an Elite, nicht an Freiheit, sondern an Planspielen, nicht an Solidarität, sondern an Teamwork orientiert, fühlt sie sich nicht nur durch den aufrührerischen, unsublimierten, volkstümelnden Charakter der Frauenbewegung bedroht, sondern ist vielleicht auch mehr als andere Institutionen dafür sensibel, daß der Reformimpetus der Frauen auf eine Gleichmacherei im Sinn der totalitären Warengesellschaft zielt. Zwar ist der Universität im Zuge der modernen technokratischen Hochschulrefomen die eigene wie immer unfreiwillige ge-

schichtphilosophische Absicht so gut wie abhanden gekommen. Dennoch wahrt sie gegenüber den Imperativen der praktischen Politik eine gewisse, erkenntnistheoretisch-skeptisch aufgefaßte Distanz. Daß es im Grunde nicht um formale Gleichberechtigung, sondern um geschichtliche Legitimation geht, das hat die Universität zwar vergessen, ebenso, daß es nicht um positivistische Anhäufung von 'Erkenntnissen', sondern um eine nichtquantifizierbare Form der Selbstreflexion und Reflexion auf das Ganze geht. Aber selbst wenn die Universität dies alles vergessen hat und, vom FDP-Standpunkt, auch vergessen haben soll, so schleppt sie die Besonderheit ihres ursprünglichen Auftrags in Gestalt teils einer nach wie vor höchst funktionalen Abstraktheit, teils einer bloß noch marottenhaften Abgehobenheit und Ritualisierung mit sich herum. Wenigstens kann jeder die Universität von allen anderen gesellschaftlichen Institutionen unterscheiden, wenigstens kann keiner sie mit einer 'echten' Produktionsstätte oder mit einem 'echten' Parlament und einem 'echten' Supermarkt verwechseln! Und wenn mittlerweile auch nichts näherliegt, als sie tatsächlich mit einer Wissenschaftsfabrik, einem Debattierklub, einem Warenhaus der bunten Meinungen zu verwechseln, so ist sie doch jederzeit geneigt, den Unterschied hervorzukehren und sich in die Splendid isolation eines reinen Forschungsinstituts, einer Akademie oder eines Wissenschaftszentrums zurückzuziehen und sei's ein ausstoßträchtiges 'Brain storming' zu betreiben, sei's auch bloß eine Spät-Husserlsche Gelehrtenrepublik zu etablieren.

Niemand ist zur Zeit so in der Lage, die Universität in ihrem Selbstverständnis zu verunsichern und das marottenhafte Verhalten hinter der formvollendeten Fassade 'herauszukitzeln' wie ausgerechnet die Frauen! Nach wie vor gebärden sie sich ja als Verkörperung lebenspraktischer Unmittelbarkeit und damit als Todfeind jeglichen Bemühens um theoretische Distanz. Obwohl die Universität gegenüber den weiblichen Forderungen zu einer eher mundfaulen Powerpolitik neigt, fühlt sie sich durch die ebenso ohnmächtige wie gesellschaftlich hochakzeptierte 'Minderheit' unter Druck gesetzt. Je unentwirrbarer im weiblichen Protest aber materielle Ohnmacht und kommunikative Macht bzw. eine revolutionäre Attitüde mit einem gleichzeitigen unbedingten Willen zur Anpassung kontaminiert sind, um so kontingenter ist der aus charismatischer, geheimnisvoller Legitimation und ritualistischer, marottenhafter Existenz untrennbar gemischte Ausdruck, mit dem die Universität dagegenhält. Kein Wunder, wenn die Frauen nach wie vor fasziniert auf das männlich

dominierte Unternehmen Universität starren, wenn sie gelegentlich auch – mit der Kaltschnäuzigkeit des rechnenden Managers – behaupten, daß „außer ein bißchen Homophilie wirklich nichts dahinter ist“.

3

Unter dem Druck der neuen Weiblichkeit denkt die Universität eher wehmütig an die Studentenbewegung zurück, erscheint diese ihr heute geradezu wie ein Aufstand der Kronprinzen, als so etwas wie eine theoretische Revolte, ein wie immer rührender Versuch, wissenschaftliche Neutralität in geschichtliche Legitimation zurückzuverwandeln, toter Geschichte wenigstens theoretisches Leben einzuhauchen. Dagegen scheinen die Frauen eher dem vielfältigen Druck zugerechnet werden zu müssen, der der Universität das letzte bißchen gesellschaftliche Legitimation auszutreiben, sie rigoros den „praktischen Verhältnissen“ zuzuschlagen und zum Offenbarungseid zu zwingen tendiert.

So polarisiert ist das Verhältnis von Studentenbewegung und akademischer Frauenbewegung freilich nicht. Schließlich hat gerade auch die Studentenbewegung ihre eminent praktische Seite, die sie zu einem Handlanger des Staats gegenüber der Ordinarienuniversität und zu einem Motor der Verwandlung der herkömmlichen Reflexionswissenschaften in anwendungsbezogene Sozialwissenschaften bestimmte. Gerade ihre letztere Leistung, die Umfunktionierung der traditionellen Disziplinen, deren Subsumtion unter die leitende gesellschaftliche Idee, ist vermutlich eine zentrale Voraussetzung für die Auflösung und Formalisierung der Reflexion in den nachfolgenden totalitären Diskurs- und Kommunikationstheorien gewesen, in denen dem Widerstandspotential der Wissenschaft endgültig der Garaus gemacht ist. Diese wie immer unfreiwillige praktische Seite der Studentenbewegung aber macht sie zu einem direkten Vorbild und Vehikel der akademischen Frauenbewegung, die ja mit ihrer Forderung nach einerseits einer weiblichen Geschichtsschreibung und andererseits einer Geschichte der Weiblichkeit nicht nur ganz und gar in den Rahmen einer entpolitisierten Sozialwissenschaft und exotisierenden Alltagswissenschaft fällt, sondern dieser als spezifischer Gegner der politischen Theorie auftretenden Sozialwissenschaft auch zu einem neuen Fundamentalbegriff verhilft.

Von einem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Studenten- und

akademischer Frauenbewegung, der die erstere zu einer Hüterin der Theorie, die letztere zu einem Agenten der 'praktischen Verhältnisse' oder gar die erstere zu einer linken, die letztere zu einer rechten Revolte bestimmt, kann also nicht die Rede sein. Ausgerechnet die 'geschichtstrunkenen' Studenten agierten ja in einer hochexistentialistischen Situation, in der ihnen der vorhandene gesellschaftliche Reichtum als Ersatz für eine nicht mehr vorhandene gesellschaftliche Zukunft bereitwillig zur Verfügung gestellt wurde. Aus dem utopiebildenden Fundus dieses Reichtums heraus entwarfen sie ihre politischen und sozialtherapeutischen Bildungsprogramme, ohne der Frage, warum ihnen der Staat eine solche unerhörte Verbreiterung des Bildungs- und Beratungssektors konzidierte, die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Als dann die Rezession trotz der sozialliberalen Potlatchpolitik voll auf den Arbeitsmarkt durchschlug und nicht zuletzt ein akademisches Proletariat bis dahin ungekannten Ausmaßes produzierte, fand genau das Gegenteil von dem statt, was die Studenten zumal in ihren Sit-ins – als der in emphatische Gegenwärtigkeit, kollektives Eingedenken, feierliches 'Uhrenanhalten' gewendeten Verkörperung ihrer unbedingten Zukunftslosigkeit – existentialistisch beschworen hatten: Die Geschichte ging weiter, in der konventionellen Weise eines geschichtslosen Kontinuums, dem merkwürdigerweise nicht nur der existentialistische Antifaschismus der Studentenbewegung, sondern ebenso die mit der Rezession regelrecht erwartete Wiederauflage des Faschismus ausgetrieben war. Dank einer allumfassenden politischen Selbstentmündigung und -zensur, einer nicht zuletzt auf Grund der paranoiden sozialliberalen Gegensteuerungspolitik verabredungslos funktionierenden Prophylaxe gegen Faschismus, hat die Rezession einen ebenso entpolitisierten wie im Kern totalitären Zustand hervorgebracht, wie ihn das Kapital zu seiner Reorganisation, seiner von sozialen Rücksichten unabhängigen, rigorosen technologischen Neuorientierung, braucht. Dies ist die politische Situation, die die Frauenbewegung prägt. Selbst noch aus sozialliberalen Verhältnissen hervorgegangen, macht sie, in der Ahnung der veränderten Verhältnisse, mit dem Existentialismus der Studenten ernst, treibt ihm die geschichtsphilosophische Emphase, die in keinem Moment einer wirklichen Zukunft galt, aus und ersetzt sie durch einen Fundamentalismus, der, scheinbar ungleich radikaler und unversöhnlicher, in Wirklichkeit ein getreuer Reflex der entpolitisierten Kapitalbewegung ist. Weit entfernt davon, eine irgend haltbare Widerstandsposition zu markieren oder auch einen

wie immer fragwürdigen Ausgleich und Ersatz für die mangelnde Ideologie der Gegenwart zu bieten, ist dieser Fundamentalismus nicht nur rückzugsbereit – „Der Staat will einfach nicht“ –, sondern kippt auch jederzeit in eine ‘selbstorganisierte’, kleinunternehmerische hand- oder kunsthandwerkliche Initiative oder in eine als intensive Selbstbesinnung aufgetakelte hausfrauliche Muße als die in ihrem falschen Unmittelbarkeitsanspruch eigentliche Ideologie der reökonomisierten Gegenwart um.

Ungeachtet dieser hier bloß angedeuteten Filiationen zwischen Studenten- und Frauenbewegung wird die erstere im Gedächtnis der Zeitgenossen wohl für immer mit der geschichtsphilosophischen Emphase verbunden bleiben, mit der sie seinerzeit in Erscheinung trat, und die letztere mit jener emphatischen Naturalität, mit der sie bald programmatisch in die Auseinandersetzung eintritt, bald, und nicht weniger programmatisch, ihren Rückzug deckt. Beispielsweise käme gewiß nie jemand auf die Idee, von der akademischen Frauenbewegung als von einem Aufstand der Kronprinzessinnen zu reden. Dagegen sieht jeder auch im Rückblick noch die Studenten im Bund mit der Universität gegen die Gesellschaft, die modernen Frauen dagegen eher im Bund mit der Gesellschaft gegen die Universität. Das hängt natürlich auch damit zusammen, daß die Universität kraft natürlichen Generationswechsels sich heute zu einem nicht geringen Teil aus Zeitgenossen der Studentenbewegung zusammensetzt, die, ganz gleich, ob Anhänger oder Gegner, in ihr vermutlich nach wie vor den letzten, fulminanten Ausdruck einer ‘universitären’, auf die Universität nämlich als die Stufe ihrer höchsten Vergeistigung bezogenen Gesellschaft erblicken. In der geschichtsphilosophischen Emphase der Studenten gewahrte die Universität ja ebenso wohl ein Kompliment an ihren eigenen Gründungsmythos wie eine Bedrohung ihrer existenzbegründenden Sublimierungsleistung. Solange die Studenten sich mit sozialgeschichtlicher Archäologie und seminaristischer Geschichtsphilosophie begnügten, wurden sie von der Universität denn auch geradezu zärtlich gelobt und mit Stipendien und hilfswissenschaftlichen Stellen belohnt. Sobald sie aber – wie immer existenzialistisch und abstrakt – auf eine konkrete Rückverwandlung des bürgerlichen Wahrheitsversprechens in proletarisches Revolutionsverlangen drangen, sah die Universität sich freilich genötigt, ihnen gegenüber den rüden bundesrepublikanischen Zeitgeist herauszukehren und ihrerseits auf eine Einhaltung des formalen wissenschaftlichen Standards zu drin-

gen. Und im Prinzip nicht anders, nur spiegelbildlich verkehrt, verfährt sie nun mit den Frauen. Einerseits erkennt sie im Gleichberechtigungsverlangen der letzteren durchaus den schmeichelhaften Appell an ihre eigene, sozusagen wissenschaftlich beglaubigte Vorurteilslosigkeit, in deren mythologischen Hintergrund ja auch noch ein materielles Gerechtigkeitsversprechen gehört. Andererseits muß sie in der weiblichen naturalen Emphase eine Bedrohung ihrer formalen Sublimierungsleistung wie vielleicht sogar einen zynischen Umgang mit dem im Hintergrund nach wie vor vorhandenen materiellen Gleichheitsversprechen erblicken. Eine endgültige Aufhebung des längst auf keine geschichtsphilosophische Perspektive mehr gegründeten Wahrheitsversprechens befürchtet sie von der Strategie der Frauen und seine Ersetzung durch einen unmittelbaren, wissenschaftszerstörenden und in jeder Hinsicht kurzschlüssigen Glücksanspruch. In ihrer Hysterie stattet sie die Frauen mit der gesellschaftlichen Realmacht aus, mit der diese allenfalls kokettieren, und kehrt, ausgerechnet sie, die schon beinahe sprichwörtliche Hure des Zeitgeists, ihnen gegenüber die Rolle des Opfers einer invasions-süchtigen, geschichtslosen Gegenwart heraus.

4

Durch und durch talmihaft ist natürlich diese Rolle, die die Universität gegenüber den Frauen herauskehrt, um nichts solider als der Radikalismus, mit dem diese ihr begegnen. Ja, im Effekt bilden beide ein kommunizierendes System, aus dem es wenig Erkenntnis für die gemeinsame gesellschaftliche Sache zu gewinnen gibt. Angeblich ein getreuer Spiegel der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, ist dieses System in Wirklichkeit ein Produkt der Entmischung und dient selbst zu nichts anderem als zur unablässigen Bearbeitung und Umarbeitung des gesellschaftlichen Rohstoffs: Nur das überlebt, was sich dieser Bearbeitung fügt und damit zu einem neuen, gesellschaftlichen Zusammenhang beiträgt, der den ursprünglichen zu ersetzen und im kollektiven Gedächtnis zu verdrängen geeignet ist. So fürchtet die Universität angeblich ja den emphatischen Naturalismus der Frauen, der sie mit dem Geruch von Kinderöl und Monatsbinden kontaminiert. Weit entfernt freilich, in diesem Naturalismus mit ihrem eigenen 'Triebgrund' konfrontiert zu werden, aus dem sie sich angeblich nur mühsam und um den Preis einer schon

konstitutionellen Neurotisierung erhebt, ist die Universität vielmehr wesentlich an seiner Produktion beteiligt. Auf nichts ist sie schließlich, seit die Klassengeschichte nicht mehr durch Geistesgeschichte, sondern wesentlich durch positive, 'verstehende' Soziologie ersetzt wird, so scharf wie gerade auf die *Faits divers* einer exotisierten Anthropologie, in deren Rahmen den Frauen allerdings eine hervorragende Rolle zufällt; und nichts bringt sie selbst mit soviel originalem Produktionspathos hervor wie ausgerechnet jene angeblichen Naturalismen, durch die sie sich in ihrer primären Geistigkeit, ihrem wissenschaftlichen Sosein, bedroht wähnt. Umgekehrt haben die Frauen natürlich ein ambivalentes Verhältnis zur Rekonstruktion und wissenschaftlichen Neuformierung, die ihnen von seiten der Universität zuteil wird. Einerseits merken sie im Verlauf ihrer studentischen Karriere sehr rasch, daß es sich bei dem Prozeß ihrer Heranführung an die Wissenschaft eher um eine Sozialisation als um eine Ausbildung handelt, ja um eine regelrechte Initiation, die eine tiefgreifende Bindung an ein hochformalisiertes System von, gleichermaßen, Untersuchungsmethoden und Verhaltensnormen zum Ziel hat und in unmittelbarer Konkurrenz zur sei's affirmativ, sei's rebellisch bzw. emphatisch eingesetzten weiblichen Initiation steht. Andererseits kann ihnen die Wiederkehr ihrer zerstörten Identität und Natur, diese wirkliche *Creatio ex nihilo* der 'Weiblichkeit' im Schoß eines hochformalisierten Systems, das sich förmlich vampiristisch von den *Crudités* der renaturalisierten Gesellschaft – von Menstruations- und Beschneidungsblut, Geburts- und Todestrauma, Potlatch und Vagustod – ernährt, nicht entgehen. Als akademische Interessengruppe sehen sich die Frauen nach wie vor, und zwar durch den Prozeß der Wissenschaft und ihrer eigenen Verwissenschaftlichung, permanent aufgerieben. Zugleich wohnen sie dem Schauspiel ihrer ethnographisch-wissenschaftlichen Resurrektion als Weiblichkeit bei. Kein Wunder, wenn sie versuchen, auch etwas von dem wissenschaftlichen Kuchen abzubekommen, ja von der zufälligen biologischen Übereinstimmung zwischen ihnen und dem favorisierten neuen Forschungsgegenstand auf ihre besondere Eignung für die moderne, an Oral history und Selbsterfahrung orientierte Geisteswissenschaft schließen und sich gar als priesterliche Vermittlerinnen eines exklusiven Erfahrungswissens anbieten. Dabei scheuen sie sich nicht, die wissenschaftliche Legende zu verbreiten, als handelte es sich bei ihnen um den überaus glücklichen Fall einer Identität von akademischem Forschungssubjekt und relevantem Forschungsobjekt, von For-

scher und Informant, Native speaker und Ethnograph, einer Identität, die die Gefahr der Kontamination in die Chance der Partizipation wenden und die weibliche Selbsterforschung in ihrem rückhaltlosen Einsatz 'emphatischer', 'nichtreduktionistischer' Forschungsmethoden zu einem Paradefall moderner Wissenschaft machen könne. Zwar sehen sie sich mit der Tatsache konfrontiert, daß der männliche Wissenschaftler ihnen sogar auf ihrem ureigenen Gebiet als Konkurrent gegenübertritt, ja dank seiner mystischen Identität nun nicht mit dem Forschungsobjekt, dafür aber mit der Wissenschaft selbst im Zweifelsfall nicht nur der bessere Physiker, sondern auch der zartfühlendere Hermeneut und einfühlsamere Interpret der modernen Weiblichkeit ist. Aber nicht einmal diese unangenehme Erfahrung flößt ihnen ein heilsames Mißtrauen gegenüber ihrer eigenen 'originalen' Weiblichkeit ein und macht sie gescheit.

Im Gegenteil. In der heillosen Logik modernen Wissenschaftsverständnisses liegt es offenbar, daß die ungeteilteste Emphase jederzeit in trockene Methodologie umschlagen kann, ja in der letzteren nicht nur ihr regelrechtes Komplement, sondern vielleicht auch ihr eigentliches 'Triebobjekt' findet. Nicht zufällig zeigen gerade Frauen, sofern sie die Universität resigniert und verstört oder empört verlassen haben, einen Akademismus, über den man nur erröten kann. Glaubte der moderne Wissenschaftler bislang, wenn er nicht als „verstaubter Gelehrter“ gelten wollte, alles daran wenden zu müssen, um die unbürokratische Lebendigkeit und unmittelbare und sei's auch nur spielerische Anwendbarkeit seiner Wissenschaft unter Beweis zu stellen, so tritt mit der modernen Wissenschaftlerin eine andere Spezies auf den Plan, die ihre Lebendigkeit in höchst befremdlicher Weise gerade im Umgang mit den trockensten Verfahren entfaltet. Diese andere Spezies ist weder 'genuin weiblich' noch gänzlich neu. Ihre Tradition hat sie vielmehr ausgerechnet im emphatischen wissenschaftlichen Skeptizismus des Vorfaschismus, jener emphatischen Definition der Wissenschaft als 'Dürre' – heute würden wir vielleicht sagen: als geduldiges „Backen kleiner Brötchen“ –, wie sie Max Weber in Abwehr kleinkarierter politischer Mystizismen und in heilsgeschichtlicher Erwartung der großen faschistischen 'Fülle' propagiert hat.¹ Machte die vorfaschistische Wissenschaft – was ihr heute als antifaschistischer Skeptizismus ausgelegt wird – sich in Erwartung der „Dinge, die da kommen sollten“ klein, so hat der vielleicht modernste Typus heutiger Wissenschaft diese Erwartungshaltung frei-

lich aufgegeben und macht sich entsprechend groß. Aber nicht der Skeptizismus hat gesiegt – oder höchstens auf eine böse, untergründige Weise –, vielmehr ist die Erwartungshaltung aufgegeben und die Wissenschaft selbst zum Medium der Befriedigung geworden. In einer von Max Weber in seinem Vortrag über „Wissenschaft als Beruf“ bereits vorgezeichneten Weise ist sie zugleich zum privaten Triebobjekt und zum Ersatz für die untergegangene gesellschaftliche Perspektive geworden. Wissenschaft wird nicht mehr hingebungsvoll auf Zukunft hin erarbeitet, sondern Wissenschaft *findet statt*: und zwar in einer unendlichen Folge von Ad-hoc-Inszenierungen, deren Perfektion auf die Abkopplung von allen Vermittlungsaufgaben deutet und die in einer den gesellschaftlichen Totalitarismus radikalisierenden Weise die bloße Ausfüllung des ‘Wissenschaftlichen’ in den vorgegebenen Schemata von positivistischer Faktenerhebung und ritualistischer Methodologie mit privater Befriedigung und gesellschaftlicher Identität belohnt.

Wie gesagt, ist diese Besetzung der Wissenschaft, die in Kategorien privater Leidenschaft und öffentlicher Lächerlichkeit – man denke an den „zerstreuten Professor“ – nicht mehr aufzulösen ist, sondern in Kategorien einer unmittelbaren, Befriedigung verschaffenden Gesellschaftlichkeit gefaßt werden muß, ‘genuin weiblich’ höchstens in der Weise moderner Gesellschaftlichkeit. Diese ‘Verweiblichung’ ist wissenschaftlich mit ihrer Strukturalisierung – ihrer totalen Vergesellschaftung – in hohem Maße identisch, und nicht die Frauen, sondern die bewegten Studenten haben, indem sie die Universität zum exemplarischen Ort und die Wissenschaft zur exemplarischen Ebene gesellschaftlicher Vermittlung erklärten, zu dieser Entwicklung entscheidend beigetragen. Indem sie ausgerechnet die Psychologie mit Marx, die Soziologie dagegen mit Freud revolutionierten – während die Literaturwissenschaft quasi stellvertretend für alle anderen in die Interpretation gerutschten Disziplinen Geschichtsschreibung betrieb –, praktizierten sie keineswegs bloß eine besonders absurde Form der Reform, sondern verhalfen vielmehr dem gesellschaftlichen Usurpationsanspruch der Wissenschaft zu einem plausiblen Ausdruck. Marxistisch bekehrt, *sollte* die Psychologie, psychoanalytisch sensibilisiert, *sollte* die Soziologie zu jenem vernünftigen Ganzen werden, das der außeruniversitären Vermittlung durchaus entbehren konnte – während die Literaturwissenschaft vermittels unermüdlicher Geschichtsschreibung und sozialgeschichtlicher Faktenerhebung die Geisteswissenschaft in die Dimension eines unmittelbaren

gesellschaftlichen Handelns zu rücken versuchte.

Indem nach den Studenten die Frauen sich der Sache annahmen, brachten sie die durch die Studentenbewegung angedeuteten Entwicklungen in mehrerer Hinsicht auf den Punkt. Einerseits machen sie mit ihrem Pragmatismus unbarmherzig klar, daß das Praktischwerden der Universität nichts anderes als ihre Überführung in die herrschende Praxis bedeutet. Andererseits verrät ihr fetischistischer Akademismus, daß es sich bei letzterem keineswegs mehr um eine äußerste, verzweifelte Widerstandsposition und Barriere gegen die Vereinnahmung durch eine falsche Praxis, sondern um nichts anderes als um den verlängerten Arm und entscheidenden Transmissionsriemen eben dieser Praxis handelt. Indem sie sich schließlich selbst als herausragenden Gegenstand universitärer Bearbeitung und gesellschaftlicher Selbsterfahrung entdecken, beseitigen sie auch noch den letzten Rest der Illusion, daß Wissenschaft und gesellschaftliche Erfahrung etwas anderes als bloß ein sei's exquisiter, sei's abgeschmackter Modus der Affirmation der herrschenden Wirklichkeit seien. Kurz, sie beseitigen die Illusion, daß es in der Wissenschaft um etwas anderes als um eine Rechtfertigung der herrschenden Praxis vermittels ihrer wissenschaftlichen Verdoppelung gehe.

5

Damit scheint ein entscheidender Punkt der wissenschaftlichen und weiblichen Selbstillusion erreicht, der hier freilich bloß noch gestreift werden soll. Es gibt nämlich allen Grund zu vermuten, daß die Frauen für die tautologische – von der Wissenschaft selbst emphatisch als metatheoretisch bezeichnete – Struktur der Universitätsreflexion besonders empfänglich sind. Daß diese Tautologie, indem sie die Wirklichkeit einer 'vorurteilslosen' wissenschaftlichen Betrachtung unterzieht, der letzteren zu einer unkritischen Anerkennung verhilft, ist aber nur die eine Seite des Desasters. Die andere, für die akademischen Frauen entscheidende Seite betrifft die Konstitution der Wissenschaft selbst aus dem Grundcharakter dieser Tautologie. Ursprünglich ein Moment der Aneignung, eine 'Methode', Erlebtes in Erfahrung, erlittene Geschichte in begriffene Geschichte umzuwandeln, und ein Versuch, auf gut kantisch im unentwirrbaren Knäuel der Ereignisse dank systematischer Revision dennoch

den roten Faden einer säkularisierten Eschatologie auszumachen, ist das wissenschaftliche Reflexionsverfahren längst zu einem tautologischen, die Wirklichkeit systematisch ausblendenden und purer Selbstvergewisserung dienenden Verfahren geworden. Die Frauen, die – der archäologischen Konjunktur, der Ideologie von Gegengeschichte und Geschichtsschreibung des Unterdrückten zum Trotz – von einem solchen Revisionsverfahren, das nur ihre eigene gesellschaftliche Nichtexistenz 'verdoppeln' könnte, wenig zu erhoffen haben, finden in der geschichtslos, tautologisch konstituierten Wissenschaft unvermittelt eine neue Heimat. In ihr ist nicht länger ein Stigma, worunter die Frauen ja seit je leiden: der Mangel an gesellschaftlicher Vermittlung, der sie bald als die Utopie eines echten Naturwesens, bald als die Karikatur einer flatterhaften, substanzlosen Gesellschaftlichkeit erscheinen läßt. Der Wissenschaft mangelt es nicht an Vermittlung, sie hat sie durch die für sie konstitutive Tautologie, das wissenschaftliche Axiom der Überprüfbarkeit von Hypothesen und von nichts sonst, längst und vollständig ersetzt. Sie hat darin eine objektive Ähnlichkeit mit dem 'Selbstheilungsversuch' der Frauen, die, wofern sie sich irgend behaupten wollen, aus dem Mangel an gesellschaftlicher Vermittlung die Alternative einer narzißtischen, nicht in Vermittlungsfunktionen, sondern in Spiegelerlebnissen aufgehenden Existenz entspringen sehen. Wie soll eine solche Existenz sich in der Wissenschaft nicht aufgehoben finden können? Nicht nur bietet sie ja dem für sich allein nichts weiter als seine mangelnde gesellschaftliche Vermittlung kultivierenden narzißtischen Individuum ein Korsett objektiver Regeln, in denen es sich spiegeln kann. Als ein objektives, anerkanntes 'Spiegelsystem' hat sie auch die Beschränkung des individualistischen Selbstbehauptungsgestus überwunden und stellt sich als ein Gesellschaftsmodell, an dem die Frauen mühelos partizipieren können, als der Mikrokosmos einer auf Spiegelfunktionen aufgebauten, die Individuengemeinschaft durch kommunikative Rituale sichernden Gesellschaft dar.

Indem die Frauen sich auf diese Weise nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine gesellschaftliche Perspektive erobern, bestätigen sie zugleich jenes uralte Vorurteil, daß sie für eine über gattungsspezifische Reflexhandlungen hinausgehende gesellschaftliche Perspektive nicht zu haben seien. Die Wissenschaft, in der sie sich neuerdings wunderbar zu Hause fühlen können und die das Modell einer Gesellschaft stellt, die sich in die eigene, 'wissenschaftliche' Regie genommen hat, ist der

gesellschaftlichen Perspektive jedenfalls in einer Weise verlustig gegangen, daß sie die Frauen aufnehmen, integrieren kann, ohne im geringsten etwas an ihrer Perspektive zu ändern.

- 1 Vgl. Ulrich Enderwitz, Verlogene Wahrheit und fanatische Nüchternheit oder Der geisteswissenschaftliche Komplex des 19. Jahrhunderts und seine Revision durch Max Weber alias Martin Heidegger, in: „sog“ 3/4, hrsg. von Ilse Bindseil und Ulrich Enderwitz, Berlin 1987, S. 79-97

*Über den Satz „Das mag in der Theorie richtig sein,
taugt aber nicht für die Praxis“ und seine notwendige
Umkehrung angesichts von Frauenbewegung und
feministischer Theorie*

Die Umkehr des von Kant zum Gegenstand einer seiner geschichtsphilosophischen Abhandlungen gemachten „Gemeinspruchs“ war, als ich die Einladung zur „Offenen Frauenhochschule“ erhielt, zunächst sicherlich nicht mehr als ein Einfall, ein Gag. In diesem Einfall schien mir – zugegebenermaßen komprimiert und verrätselt – nicht nur meine Kritik an den aktuellen oppositionellen Bewegungen, sondern auch die Geschichte des Auseinanderdriftens meiner eigenen oppositionellen Position und dieser modernen Bewegungen ausgedrückt. Die Ausführung erwies sich freilich schwieriger als erwartet, handelt es sich doch nicht bloß um einen Satz und seine Umkehrung, sondern um ein dreigliedriges System, und also um historische Vermittlung. Kant führt den „Gemeinspruch“ – wir würden heute eher von Gemeinplatz oder Redensart sprechen – von vornherein polemisch ins Feld:

(1) Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis,

zitiert er und setzt sogleich seinen eigenen Einspruch dagegen, der dahin geht, daß,

(2) was in der Theorie richtig ist, auch für die Praxis taugen muß.

Dagegen gehe ich, so als hätte es die in der Tat höchst gewichtige Korrektur Kants nie gegeben, mit meinem offensichtlich auf die Gegenwart zielenden Einfall wieder auf den alten „Gemeinspruch“ zurück, wenn ich sage:

(3) Das mag in der Praxis richtig sein, taugt aber nicht für die Theorie.

Wenn ich diese drei Sätze gegeneinanderhalte, stellt sich natürlich sofort die Frage: Wie verhalten sich eigentlich der zweite und der dritte Satz, die sich ja in gleicher Unmittelbarkeit auf den ersten Satz beziehen, die

in ihm enthaltene gemeinplätzig Aussage korrigieren, zueinander – also der Satz:

(2) Was in der Theorie richtig ist, muß auch für die Praxis taugen,
zu dem Satz:

(3) Was in der Praxis richtig ist, taugt noch lange nicht für die Theorie?

Damit ist in der Tat das Problem der historischen Vermittlung benannt. Ich will es zunächst in seiner biographischen Version vorführen, so wie es sich mir dargestellt hat. Tatsächlich bin ich, eine durch und durch idealistische Bürgerstochter der Nachnazizeit, mit dem grobschlächtig zynischen ersten Satz oder Gemeinplatz gar nicht mehr in Berührung gekommen und habe vielmehr in den ersten philosophischen Proseminaren bei der Berliner Philosophin Margeritha von Brentano gleich mit dem zweiten, idealistischen Satz angefangen, mit Kant also und seiner philosophischen Parteinahme für die bürgerliche Revolution. Es erschien mir damals, im Aufbruch der Studentenbewegung, ganz natürlich, den Kantischen Satz:

(2) Was in der Theorie richtig ist, muß auch für die Praxis taugen,

als einen allgemeinen, von geschichtlicher Besonderheit durchaus unabhängigen Imperativ zu verstehen und über den 'Schönheitsfehler' hinwegzusehen, daß Kant sich ja lediglich – in einem quasi tautologischen Schluß – zur Revolution der eigenen Klasse bekennen mußte, während dies für alle nachkantische Philosophie in einem dezidierten Sinn natürlich nicht gilt. Und ich weiß auch noch wie heute, wieso es so leicht war, über diese allerdings entscheidende Differenz hinwegzusehen, tat Kant sich doch mit der eigenen bürgerlichen Revolution so schwer, wie alle nachkantischen Philosophen sich mit der fremden sozialistischen schwer-taten, und es war gerade dies Moment von Überwindung und Selbstüberwindung, dieses imperative Moment, daß man über den eigenen Schatten, den Schatten der eigenen Klasse springen können muß, wenn die Philosophie, also die Theorie, es verlangt, was wir seinerzeit von Kant gelernt haben – oder vielmehr war es der durch und durch vom 68er

Zeitgeist geprägte Reim, den wir uns auf ihn gemacht haben.

Wenn ich über die heutigen oppositionellen Bewegungen nachdenke – und ich rechne die Frauenbewegung fürs erste pauschal mit dazu –, dann scheinen sie mir in einer so radikalen Weise über Kant nicht hinausgekommen oder vielmehr zu ihm zurückgekehrt zu sein, daß mir die Kantische Basis meiner eigenen Position zweifelhaft wird, zumal ich nicht selten von der Vorstellung heimgesucht werde, über ein listig-taktisches Verständnis Kants, wie es für die beginnende Studentenbewegung charakteristisch war, nicht wesentlich hinausgekommen zu sein. Wenn es dennoch hier und da gelungen sein sollte, dann in Richtung einer Historisierung, die das Übersprunghafte der Identifikation durch eine Anerkennung der geschichtlichen Differenz und den abstrakten Imperativ durch eine objektive Parteinahme für ein geschichtlich spezifiziertes Gattungssubjekt ersetzt. Was dagegen an den aktuellen oppositionellen Bewegungen herausfordert, das ist gerade die ungeniert unhistorische, Jahrhunderte liquidierende Wiederanknüpfung an aufgeklärte Positionen des 18. Jahrhunderts, Forderungen der bürgerlichen Révolution. Wenn wir angesichts dieser doppelten Inanspruchnahme Kants nun herausfinden wollen, auf welche Seite er zu schlagen sei, bzw. was eine aktuelle gesellschaftstheoretische Position von ihm noch lernen kann, dann bleibt uns gar nichts anderes übrig, als zu versuchen, uns die konkrete Geschichte zu vergegenwärtigen, die in seine ebenso abstrakte wie höchst dezidierte Auffassung des Theorie-Praxis-Verhältnisses eingegangen ist. Denn zweifellos hat er, wenn er von der apodiktischen Notwendigkeit, die Praxis an die Theorie anzugleichen, spricht, eine ganz bestimmte Theorie und eine ganz bestimmte Praxis im Auge.

Was der polemisch zitierte „Gemeinspruch“:

(1) Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, meint, ist jedenfalls klar: die, um es zynisch auszudrücken, schönen Worte der Philosophen einerseits und andererseits das häßliche Getümmel auf den Pariser Straßen. Wenn Kant diese Einschätzung als zugleich zynisch und oberflächlich verwerfen kann, dann gewiß nicht deshalb, weil er den schönen Worten der Philosophen, die ja ihrerseits einen Referenzpunkt haben müssen, mehr vertraut als der häßlichen Politik, sondern weil er weiß, daß die blutige Barbarei der Revolution nicht die wahre Natur des Bürgertums offenbart. Vor aller Revolution hat sich

nämlich die wahre Natur des Bürgertums längst offenbart – als ökonomische Natur –, sonst könnte auch Kant sie in dem blutigen Getümmel nicht erkennen. Nur weil er – seine Intuition aus der neuen ökonomischen Wirklichkeit gewinnend – weiß, daß für seine weltbürgerlichen Absichten der wirtschaftsliberalistische Egoismus des einzelnen der beste Garant ist, kann er diese Absichten in die Form eines eschatologischen Optimismus kleiden. Für unsere Theorie-Praxis-Sätze ergibt sich aber die merkwürdige Notwendigkeit, bei Kants Korrektur des „Gemeinspruchs“:

(2) Was in der Theorie richtig ist, muß auch für die Praxis taugen,

die Ökonomie auf die Theorie und die politische Organisation auf die Praxis zu beziehen, denn nur mit der überwältigenden Präsenz seiner ökonomischen Macht hat ja seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Bürgertum seine politischen Ansprüche zu vertreten vermocht, so daß also der Satz (2) heißen würde:

(2a) Was in der Ökonomie richtig ist, muß auch für die Politik taugen.

Diese Lesart ist für unser Verständnis höchst ungewohnt, würden wir doch immer davon ausgehen, daß es sich bei der Ökonomie um eine Form der Praxis und allenfalls bei den politischen Institutionen um Theorie handelt; so daß wir die geschichtliche Wirklichkeit der „Gemeinspruch“-Debatte etwa in den Satz kleiden würden:

(2b) Was in der ökonomischen Praxis gang und gäbe ist, das soll auch für unser politisches Repräsentationssystem taugen.

Ich behaupte nun, und das ist die Quintessenz meines Vortrags, daß das veränderte Bezugsverhältnis, das sich im Satz (2b) ausdrückt und das ja mehr oder weniger unser aller Bewußtsein prägt, ein charakteristisches Symptom für den Verlust der theoretischen Perspektive ist, der mit dem modernen emphatischen Rückbezug auf Postulate des 18. Jahrhunderts einhergeht, für diese Postulate selbst freilich noch keineswegs zutrifft. Kraft 'intuitiver' Zuordnung der Ökonomie zur Theorie enthält etwa die Kantische Formulierung des Theorie-Praxis-Verhältnisses, obwohl sie auf den ersten Blick nur die tautologische Formulierung eines Klassen-

interesses ist, zugleich die Möglichkeit, diese Klassenstruktur zu begreifen und damit tatsächlich auf die Bedingungen eines solchen Satzes zu reflektieren. Diese Möglichkeit scheint mir heute und gerade bei denen, die sich mit Emphase auf das 18. Jahrhundert zurückbeziehen, nicht mehr gegeben. Nicht, daß sie keinen kritischen Blick auf den Kapitalismus hätten, im Gegenteil! Aber sie betrachten ihn – und das scheint mir für sämtliche wichtigen Oppositionsbewegungen, von der Friedensbewegung über die Ökologiebewegung zur Frauenbewegung, pauschal, aber natürlich auch nur in der Pauschalität so zu gelten – als eine Form der Praxis, die sich anhand der theoretischen Leitlinien der bürgerlichen Grundrechte ändern läßt. Sie bedenken nicht – oder vielmehr bedenkt man es wohl, aber es beunruhigt niemanden mehr –, daß ohne Bezug auf die Theorie, sprich: die Ökonomie, noch die allgemeinste anthropologische, universal-humanistische oder wie immer verallgemeinerte Aussage nur als ein Appell an diese Ökonomie verstanden werden kann, als ein Appell an ihre Rationalisierungsfähigkeit, beispielsweise, oder technische Innovationsfähigkeit, ein Appell an ihre Integrationsfähigkeit, was technische oder weibliche Ressourcen angeht, kurz: als ein Appell an das ihr innewohnende Streben nach Profit!

Auf unsere Theorie-Praxis-Sätze bezogen, bedeutet dieser Befund nicht mehr und nicht weniger als einen totalen Zusammenbruch der theoretischen Perspektive. Das wird zwar dadurch verschleiert, daß wir noch heute gewissen, bereits 1789 eingeklagten Grundrechten hinterherrennen bzw. die Durchsetzung bestimmter Grundrechte – Gleichbehandlung, Freizügigkeit, körperliche Unversehrtheit etc. – fordern, was diese wiederum in die scheinhafte Perspektive theoretischer Postulate rückt; andererseits hat der Verlust für die tatsächlich stattfindende Praxis wenig Folgen. Was können wir schließlich anderes tun, als Katalysatoren für die Autos, quotenmäßige Mitbestimmung für die Frauen, eisenhaltiges Futter für die Kälber fordern, sind solche Forderungen doch weder vernünftig noch besonders besonnen, sondern schlicht unvermeidlich. Aber die bloße Tatsache, daß sie in der Tat unvermeidlich sind, berechtigt uns noch keineswegs dazu, theoretische Perspektiven in Form von Abziehbildern einer ebenso unvermeidlichen wie unvermeidlich partikularistischen Praxis zu entwickeln. Was in der Praxis unvermeidlich ist, taugt eben noch lange nicht für die Theorie! – zumal diese unvermeidliche Praxis sich ja keineswegs in einem theoriefreien, durch – wie es heute beschönigend heißt – „Praxen“ beherrschten Raum, sondern unter

der definierenden Vormundschaft eines ökonomischen Systems vollzieht, das als die wirkliche Theorie unseres Lebens die Werte und Wertigkeiten der je einzelnen Praxis bestimmt.

Wo wir es aber nicht lassen können, aus unserer unvermeidlichen Praxis Abziehbilder zu entwickeln, da entsteht eine merkwürdig entstellte Argumentation, die die theoretische Faulheit gegenüber den Abstraktionen des ökonomischen Systems ebenso wie die praktische Kumpanei mit ihm bemänteln muß. Ob nun die theoretische Faulheit schwerer wiegt – und sie wiegt schwer; nicht wenige Frauen würden etwa angesichts der sich abwechselnden Hormonskandale lieber vegetarisch werden, also sich einem anderen Markt ausliefern, als, achtlos an einer schmierigen Bulette kauend, sich über die Marktmechanismen Gedanken zu machen –, ob also die theoretische Faulheit schwerer wiegt als die praktische Kumpanei, gleichviel: Wenn die theoretische Überlegung bloß von einer wie immer unvermeidlichen Praxis abgeleitet wird und die in der Wirklichkeit ja vorhandene, und zwar in Gestalt marktwirtschaftlicher Prinzipien vorhandene Theorie nicht mitbedenkt, dann bezahlt sie diese 'Unterlassungssünde' damit, daß sie als theoretische Äußerung tatsächlich zu einem Kauderwelsch wird, in dem sich hinterücks die unbegriffene Gegenwart durchsetzt.

Wie heißt es in der *Frankfurter Rundschau* vom 4. Juni 1988 so schön – und die Beispiele ließen sich beliebig heranziehen –: „Die Straftat 'sexueller Mißbrauch von Schutzbefohlenen' hat ausschließlich mit patriarchalischen Gesellschaftsverhältnissen zu tun und nichts mit sozioökonomischen Belastungen.“ An die Stelle der theoretischen hat sich die Arbeit der Symptombildung gesetzt. Nicht nur wird in symptomatischem Geständniszwang der eigentlich Verantwortliche als der eigentlich nicht Verantwortliche benannt; auch die Gesellschaft als der kategoriale Rahmen, in dem „sexueller Mißbrauch von Schutzbefohlenen“ sich ereignet, wird gleich doppelt namhaft gemacht: als „patriarchalische Gesellschaftsverhältnisse“, die mit dem „Mißbrauch“ alles, und „sozioökonomische Belastungen“, die mit ihm nichts zu tun haben. Kürzt man das, was auf beiden Seiten dieser Ungleichheit gleich ist, weg, dann bleibt als tatsächliche Aussage übrig: Der „sexuelle Mißbrauch von Schutzbefohlenen“ hat nur etwas mit dem Patriarchat, aber nichts mit der Ökonomie zu tun. Die weitergehende, die Aussage als theoretische Aussage allererst konstituierende Frage, was denn nun die Ökonomie mit dem Patriarchat zu tun habe – eine schwierige Frage, wenn das eine

mit dem sexuellen Mißbrauch nichts, das andere mit ihm alles zu tun haben soll –, diese Frage wird durch die Suggestion einer hierarchischen, wenngleich völlig untheoretischen Beziehung beiseite geschafft. Das Patriarchat konstituiert schließlich „Verhältnisse“, die Ökonomie – so als befänden wir uns auch in der Theorie noch in einer Bundesrepublik Stoltenbergscher oder Blümscher Prägung – hingegen nur „Belastungen“.

Ich will mich mit diesen theoretischen Verirrungen, die sich zumindest einer sträflichen Vernachlässigung der in der Wirklichkeit vorhandenen Theorie, wenn nicht sogar der höchst ideologischen Absicht verdanken, diese in der Wirklichkeit vorhandene Theorie vergessen zu machen, jetzt nicht weiter beschäftigen, sondern einen Schritt zurück in die Praxis machen und jenes von Kant sorgfältig erörterte „Vermögen“ besprechen, das von solchen in ideologisches Kauderwelsch mündenden Verirrungen per definitionem frei zu sein scheint. Ich meine die *Urteilkraft*. Wer dürfte hier nicht an die in den Bürgerinitiativen massierte Vernunft und nicht ganz besonders an die Frauen?

Über die Rolle der Urteilkraft heißt es bei Kant: „Daß zwischen der Theorie und Praxis noch ein Mittelglied der Verknüpfung und des Übergangs von der einen zur anderen erfordert werde, die Theorie mag auch noch so vollständig sein, wie sie wolle, fällt in die Augen; denn zu dem Verstandesbegriffe, welcher die Regel enthält, muß ein Actus der Urteilkraft hinzukommen, wodurch der Praktiker unterscheidet, ob etwas der Fall der Regel sei oder nicht; und, da für die Urteilkraft nicht immer wiederum Regeln gegeben werden können, wornach sich die Subsumtion zu richten habe (weil das ins Unendliche gehen würde), so kann es Theoretiker geben, die in ihrem Leben nie praktisch werden können, weil es ihnen an Urteilkraft fehlt.“ (Bd. VI der Weischedel-Ausgabe, S. 127) Wer weiß, vielleicht hat Kant bei diesen letzteren bereits unsere modernen DFG-geförderten Experten im Auge gehabt, die der Staat mit Geld, aber der liebe Gott nicht mit Urteilkraft ausgestattet hat und deren Überlegungen angesichts von Tschernobyl, Robbensterben und Hormonskandal sich regelmäßig im „Unendlichen“ verlieren! Was aber die Praktiker betrifft, die den „Actus der Urteilkraft“ aus dem Effeff beherrschen, so finden wir sie in den Redaktionsstuben von Testzeitschriften, in den Verbraucherstudios ebenso gut wie auf den Versammlungen aufgebrachter Bürger, in die sie jenes allerdings unnachahmliche Flair von zugleich Sachverstand und Widerstand hineintragen,

jenes allerdings unnachahmliche Bewußtsein eines in der Sache selbst gegründeten Widerstandswillens, eines nicht käuflichen Sachverstands, das den Teilnehmern das utopische Gefühl verleiht, zum ersten Mal vielleicht in ihrem Leben am richtigen Ort und zu einem in sich perfekten politischen Ausdruck gekommen zu sein. Sogar die Gewaltfrage scheint hier gelöst!

Aber sehen wir weiter, was Kant zu diesem utopischen Vermögen sagt. Urteilkraft, sagt Kant, ist ein „Mittelglied der Verknüpfung und des Überganges“, eine Gabe oder „Naturgabe“, die innerhalb eines gegebenen Systems theoretischer Regeln und praktischer Anwendungen tätig wird. Nichts liegt ihr konsequenterweise ferner – und wird auch durch ihren Begriff gar nicht erfaßt –, als etwa dieses System, innerhalb dessen sie tätig wird, in Frage zu stellen. Ebensovienig darf sie mit jener von Kant so genannten „Theorieergänzung“ verwechselt werden, die „durch noch anzustellende Versuche und Erfahrungen“ vor sich geht, „von denen der aus seiner Schule kommende Arzt, Landwirt, oder Kameralist sich neue Regeln abstrahieren und seine Theorie vollständig machen kann und soll“ (ebd.).

Um den Fall der Theorieergänzung handelt es sich, um beim Robbensterben zu bleiben, beispielsweise, wenn das niederländische Institut ein Virus isoliert, das dem des Hundestaupevirus ähnlich ist und das im Endeffekt den Tod der Robben verursacht haben soll. Ein „Actus der Urteilkraft“ wäre aber erforderlich, um zu erkennen, daß das Robbensterben mit Kants Worten ein „Fall der Regel“, eine logische Konsequenz des, wie es immer so schön heißt, kapitalistischen Raubbaus an der Natur ist. Da diese Erkenntnis aber nicht nur ungeheuer simpel, sondern, nämlich gemessen an den für die Theorieergänzung vorgesehenen Maßstäben und Methoden, auch äußerst schwierig, äußerst schwierig nämlich zu beweisen ist, da zudem Theorieergänzer dazu neigen, den originalen Bereich der Urteilkraft mitzuverwalten und also beispielsweise das Hundestaupevirus als zwangsläufige Alternative zur Nordseeverseuchung zu behandeln, so entsteht zu Zeiten der Eindruck, als stelle der auf die Mittel und Standards der arbeitsteiligen Wissenschaft bewußt verzichtende „Actus der Urteilkraft“ die bürgerliche oder kapitalistische Ordnung selbst in Frage. Der Schein trügt jedoch. Die Schärfe der Auseinandersetzung rührt lediglich daher, daß unter dem einheitlichen Schirm der kapitalistischen ‘Theorie’ die Verfahren der urteilenden Subsumtion und der innovativen Ergänzung in ein konkurrierendes, ja

krisenförmiges, aber insgesamt nichts als die Innovation beförderndes Verhältnis getreten sind. Entspricht es dem profitorientierten Wildwuchs des Markts, ein Problem nicht am Ort seiner Entstehung, sondern am ganz verschobenen Ort seiner profitablen Verwertung, also im Modus der Ergänzung, zu lösen, zum Beispiel hier den Ertrag der Äcker durch Düngemittel zu maximieren und dort die Methoden der Krebstherapie zu verfeinern, so erfordert es schon ein gewisses Umdenken, in den wildwüchsigen Prozeß der markterweiternden 'Ergänzung' die Urteilstkraft als eine regulative Instanz einzubauen; nicht, wie gesagt, um das System zu sprengen, sondern um ihm aus seinen selbsterzeugten Krisen zu helfen, und zwar in einer Weise, die das unabdingbare Prinzip der Markterweiterung durch Theorieergänzung auf die qua Urteilstkraft ausgemachten Krisenpunkte selbst anwendet; Stichwort Umwelttechnologien.

An diesem von aller Geschlechterfrage weitestmöglich entfernten Punkt wende ich mich nun den Frauen zu. Sofern sie ihr Anderssein vermarkten, könnte man ihnen eine hervorragende Rolle in jenem Bereich subtheoretischer Äußerungen zusprechen – und das ist natürlich per definitionem der Wissenschafts- und Medienbereich –, den ich als 'Kauderwelsch' bezeichnet habe. Insofern sie aber das heimliche Anderssein bzw. die usurpierte Allgemeinheit der Männer angreifen, könnte man ihnen eine nicht weniger hervorragende Rolle im Bereich der Urteilstkraft zubilligen; ja, es ließe sich etwa der Quotenbeschluß als die quotenmäßige Verankerung der Urteilstkraft in einer Gesellschaft – oder, wie man heute sagt, in einem „Diskurs“ – bezeichnen, die bislang ein wenig einseitig und einseitig 'männlich' auf das Pferd der spezialisierten Wissenschaft und „Theorieerweiterung“ gesetzt hat.

Solche Formeln und Formulierungen sind griffig und nicht ohne Aha-Effekt. Und an ihnen ist sicherlich soviel richtig, daß sie das Moment von Systemüberschreitung – ich sage einmal salopp: von Revolution –, das der feministischen Theorie ebenso wie den provokativen Forderungen der Frauen anzuhaften scheint, streng auf den Boden der Tatsachen zurückführen. Wenn man sich auf diese Formeln nämlich einlassen will, dann kommt man im Gegenteil nicht umhin, den theoretisierenden Frauen ebenso wie denen, die ihren weiblichen Verstand, das heißt ihre Urteilstkraft, zum Angelpunkt ihres Handelns machen, nicht nur keine systemsprengende, sondern eine exquisit systemstabilisierende Funktion als exquisites Schmiermittel des gegenwärtigen, in einer

seiner periodischen Krisen knirschenden Kapitalismus zuzusprechen. Wer versteht sich schließlich so gut wie sie darauf, sich im Gegebenen einzurichten, aus allem das Beste zu machen und zugleich auf Nebenschauplätzen ein Feuerwerk radikalisierte, unbeugsamer Forderungen zu veranstalten?

Mir scheint an diesen Formeln etwas nicht zu stimmen. Darauf deutet nicht nur die Übereinstimmung mit herrschenden Ansichten, etwa der Äußerung von Graf Lambsdorff, mit der er sich als Parteivorsitzender wählbar zu machen suchte: Niemand könne heute so wahnsinnig sein zu glauben, er könne beliebig auf die spezifisch vermittelnden Qualitäten der Frauen verzichten – dies sehr frei aus dem Gedächtnis zitiert! Allerdings – aber dies nur am Rande – könnte manche Frau über ihr Rollenverständnis nachdenken, wenn sie sich solchermaßen, ja nicht nur umgarnt, sondern auch krude auf den Begriff gebracht sieht! Was mir aber wichtiger als diese Übereinstimmung mit dem herrschenden Zeitgeist zu sein scheint, ist die Tatsache, daß in diesem Vorwurf gegenüber den Frauen, als vorzügliches Schmiermittel für die Knirschstellen des Kapitalismus zu taugen, sich der unbedingte Glaube an die spezifische Weiblichkeit dieser weniger wissenschaftlichen als vielmehr vorrangig urteilenden, vermittelnden Fähigkeiten wenn auch negativ reproduziert. Unberücksichtigt läßt er in jedem Fall jene als Wunsch und Wirklichkeit gewiß immer noch differierende Möglichkeit, daß Frauen keineswegs bloß ihre Urteilskraft wirksam zur Geltung bringen und ihre 'häuslichen' Qualitäten dem gesellschaftlichen Ganzen angedeihen lassen, sondern vielleicht immer schon und leidenschaftlicher an der Theorieergänzung teilnehmen und also, kurz gesagt, auch lieber über das Hundestaupevirus – in einem Institut mit kollegialem Klima – forschen wollen als sich über eine möglichst schadstoffarme Ernährung der Familie und der Gesellschaft Gedanken zu machen!

Ich bin hier nicht kompetent, will aber mit meiner Vermutung nicht hinterm Berg halten, daß der Bereich der von Kant so genannten Theorieergänzung, also der innovativen Forschung, für die Frauen nach wie vor erheblich unzugänglicher ist als der der Urteilskraft, und dies nicht nur aus dem einfachen Grund, weil Urteilskraft zur Zeit en vogue ist, sondern weil sie ein reversibles Prinzip ist, das in Zeiten, wo sie als zu aufwendig oder unnütz erscheint, zurückgenommen, eingespart werden kann, während die Theorieergänzung das Wesen der kapitalistischen Wissenschaft selbst, das Gelenk zwischen Innovation und Profit und

damit eine nicht zuletzt in Arbeitsplatzhinsicht verteidigungswerte männliche Bastion betrifft. Nicht zufällig also ist dieses Herzstück der kapitalistischen Selbsterneuerung ein heißumkämpftes Gebiet. Dagegen bedeutet das Vorrücken der Frauen in eher ideologischen Bereichen wie Medien und Politik einerseits, daß es dem Kapital – um mich einmal ganz ordinär auszudrücken – ‘scheißegal’ ist, wer seine Krisen managed, und andererseits, daß Urteilskraft eben die zur Zeit aktuelle Methode und Weiblichkeit die zur Zeit aktuelle Metapher solchen Krisenmanagements ist. Es gibt zur Zeit sicherlich keine Frau von politischem Gewicht – und ich vermute, daß ich die Grünen hier nicht auszunehmen brauche –, die nicht gleichzeitig in der geschlechtsneutralen ‘Kapitalkrisenbewältigungspolitik’ ihren Mann und in der Inszenierung kämpferischer Weiblichkeit ihre Frau stünde. Als Lehrerin in Berlin verfolge ich die Wirkungen dieser Doppelrolle andächtig bei der Schulsenatorin Laurien. An ihrem Beispiel ließe sich zeigen, wie gestandene Politikerinnen erst relativ spät im Lauf ihrer Karriere, nämlich erst dann, als es aktuell wurde, sich auf ihre Weiblichkeit besonnen haben. Hieß es von ihr vor Jahren, als sie aus Rheinland-Pfalz nach Berlin kam, warnend, sie habe „Haare auf den Zähnen“ und sei „schlimmer als ein Mann“, so repräsentiert sie heute das weibliche Element innerhalb der Männerpartei, und unter der veränderten Perspektive erscheint ihre ‘männliche’ Härte jetzt als kämpferische Weiblichkeit.

Noch größer ist der Demonstrationswert der FDP-Frauen, weil die FDP die Linie eines durch keine Vorurteile eingeschränkten Kapitalismus vertritt. Repräsentiert Frau Adam-Schwätzer in ihrer Eigenschaft als Konkurrentin von Graf Lambsdorff die schiere Geschlechtsneutralität – und das mußte sie auch, schließlich wollte sie ja der ‘Boß’ werden –, so Frau Schmalz-Jacobsen als lediglich Bewerberin um den Vizeposten mit einer gewissen Emphase die Unterabteilung Frauen bzw. die den Frauen traditionell zugewiesenen Bereiche Jugend und Familie. Oder vielmehr war die Emphase hier auf seiten des Hauptbewerbers, des Grafen Lambsdorff, der in der Tatsache, daß sein Mitbewerber eine Frau war, einen besonders gewitzten Schachzug erblickte, auf den er seinerseits mit einem besonders gewitzten Schachzug, nämlich mit der Präsentation einer Frau als künftiger Generalsekretärin, reagierte. Obwohl Frau Adam-Schwätzer natürlich bestrebt war, mit dem Pfund ihrer Jugend und ihrer Weiblichkeit zu wuchern, hat sie doch nie einen Zweifel aufkommen lassen, daß ihre Weiblichkeit ihre Verfügbarkeit gegenüber

den Ansprüchen des Kapitals in keiner Weise einschränken kann. Eben-
sowenig hat Frau Schmalz-Jacobsen einen Zweifel aufkommen lassen,
sie könnte aus dem Engagement, mit dem sie ihrer Unterabteilung
vorsteht, irgendwelche Konsequenzen für das Ganze der FDP oder des
Kapitalismus in Betracht ziehen. Vielmehr ist im Fall beider Frauen die
Weiblichkeit nicht mehr als eine Chiffre, und zwar im Fall von Frau
Schmalz-Jacobsen eine etwas altmodischere, mütterlich-weiblichere,
vielleicht CDU-förmigere, mehr auf die weibliche Besonderheit abhe-
bende Chiffre, so daß ich hier nur wiederholen kann, was ich in einem
Aufsatz über „Die Frauen und die Universität“, auf diese Doppelstrate-
gie formaler Gleichberechtigung und besonderer Weiblichkeit anspie-
lend, so formuliert habe: „Mal kehren sie“ – die Frauen – „die CDU und
mal die FDP heraus.“ Tatsächlich sind sie in dieser öffentlichen Funktion
gar keine Frauen, sondern Charaktermasken im traditionellen Marx-
schen Verstand.

Ich gestehe, daß ich noch vor wenigen Jahren nicht im Traum daran
gedacht hätte, Frauen der etablierten Parteien heranzuziehen, wenn von
den Perspektiven der Frauenbewegung die Rede war. Nur übelste Frau-
enhasser pflegten damals auf Mrs. Thatcher zu verweisen, und zwar nur
in Zusammenhang mit dem unerschöpflichen Thema, daß Frauen, wenn
sie ..., schlimmer wären als ... Daß ich diese Scheu heute verloren habe
und im Gegenteil der Meinung bin, ich könnte aus dem Funktionieren
der etablierten Frauen etwas über den aktuellen Zusammenhang von Fe-
minismus und Gesellschaft erfahren, hängt sicherlich mit der letztendli-
chen Durchsetzung der „Wende“ in der Bundesrepublik oder, anders
ausgedrückt, mit der Liquidation der letzten Reste der Studentenbewe-
gung, ihrer sozialistischen Reste nämlich, zusammen. Diese Entwick-
lung ist im Bewußtsein der Beteiligten rasant und gewaltsam verlaufen.
Als die 68er Studenten sich in die Nachahmung der amerikanischen
Campusrevolten stürzten, um dann in einer einzigen Abkürzung den
Weg von der bürgerlichen zur sozialistischen Revolution zurückzulegen,
haben sie einen so gewaltigen Nebel erzeugt, daß selbst gestandene
Kommunisten, die das Hitlerreich überlebt hatten, einen Augenblick im
Zweifel waren, ob nicht eine ernstzunehmende sozialistische Renaissan-
ce im Gange sei. Inzwischen hat sich der Nebel gehoben. Was die
Studenten ihren mühsam entnazifizierten, im andauernden Kalten Krieg
zu neuem Selbstbewußtsein gelangten Eltern unter die Nase rieben, das
ist ebensosehr in der Versenkung verschwunden wie die Bildungsreform,

die, indem sie das gesellschaftliche Interesse auf die Studenten konzentrierte, diesen zu der Einbildung verhalf, sie müßten über das bürgerliche Klasseninteresse hinaus an das gesamtgesellschaftliche Ganze denken. Heute, wo Glasnost und Perestroika zu einer nicht zuletzt westeuropäischen Selbstverständigungsfigur avanciert sind und selbst gestandene Kommunisten zugeben, daß „der Markt gesiegt hat“, wird nicht die proletarische Revolution halluziniert, sondern bürgerlicher Widerstand praktiziert – böse Zungen sagen mit Blick auf die Medien: inszeniert.

Streng analog ist die Entwicklung der um zugleich Autonomie und Gleichberechtigung ringenden Frauen gewesen. Haben sie, während sie gegen den rüden Chauvinismus der SDS-Prominenten wetterten, doch zugleich an dem von diesen erzeugten sozialistischen Nebel lebhaft teilgehabt und die sozialistische Erblast denn auch noch jahrelang durch unzählige, entsprechend zweideutige Diskussionen geschleppt, so hat sich in letzter Zeit auch bei ihnen der Nebel gelichtet. Mit den realen Erfolgen der Frauenbewegung – und diese Erfolge sind zum Teil identisch mit der längst fälligen Berücksichtigung und Belohnung altgedienter und verdienter Parteifrauen – hat sich der theoretische oder utopische Überschuß verkrümelte und die strenge 'Diesseitigkeit' des Protests offenbart. Fast hat es den Anschein, als sei der von Kant bemühte Gemeinplatz, ganz gleich, wie man ihn verstehen mag, hier an seine natürliche Grenze gelangt. So umfassend erscheint der Verzicht auf Theorie, so radikal pragmatisch die gesellschaftliche Orientierung, daß der theoretische Streit, das heißt der Streit um den Status der Theorie, obsolet wirkt. Aber der Schein trügt. Schließlich gilt es ja nicht, eine wie immer bescheidene Praxis auszustaffieren, sie in ein wie immer künstliches theoretisches Licht zu rücken, sondern, und damit bin ich am Ausgangspunkt meiner Erörterung wieder angelangt, uns der vorhandenen Theorie gewachsen zu zeigen. Gelingt uns das nicht, verlieren wir sie vielmehr gänzlich aus den Augen, so bezahlen wir dafür ja nicht mit einem wie immer imaginären Theorieverlust, sondern mit der 'unbewußten', aber, insofern wir ein intellektuelles Selbstverständnis haben, darum nicht weniger schändlichen Anlehnung an die herrschende 'Theorie'.

Diese Theorie aus dem schummerigen Zwielficht eines unbewußten Konsenses herauszuholen, sie von der ebenso bequemen wie verlogenen Aura einer Quasi-Natur zu befreien und in ihrer wirklichen Natur als zwar universalisierte, aber nichtsdestoweniger höchst parteiliche Profitstrukturen erkennbar zu machen – diese Aufgabe ist keineswegs bloß ein

akademisches, sondern immer auch ein praktisch-politisches Anliegen. Frauen haben dieses Anliegen mitverfolgt, wenn sie ganz bewußt unannehmbare Forderungen bzw. annehmbare Forderungen in einer ganz und gar unannehmbaren Form gestellt haben, wohl wissend, daß das, was ihnen als instinktlose, irrationale Dummheit in der Strategie angekreidet werden würde, ihnen zu einem unschätzbaren Lernfortschritt hinsichtlich des theoretischen Korsetts und der transzendentalen Grenzen unseres Systems verhelfen mußte. Ich meine mich zu erinnern, wie die Quotenforderung eine solche strategisch unkluge, ja offenkundig 'wahnsinnige' Forderung gewesen ist und einen winzigen Augenblick lang einen Blick hinter die wattigen Kulissen unseres demokratischen Gesellschaftssystems erlaubt hat, das sich durch solche, schon rein numerisch höchst demokratische Forderung aus den Angeln gehoben fühlte. Heute, wo diese Forderung nicht mehr unqualifiziert wahnsinnig, sondern im Gegenteil höchst vernünftig klingt, hat sie ihre theoretische Reichweite verloren, und ich sehe – wenn ich mich zum Abschluß noch einmal eindeutig und endgültig in die Nesseln setzen darf –, ich sehe die Zeit kommen, wo auch wir Frauen, wenn wir einen Einsicht und Widerstand ermöglichenden Blick auf unsere Gesellschaft gewinnen wollen, auf eine andere Hilfskonstruktion zurückgreifen werden müssen als ausgerechnet auf unsere Weiblichkeit.

*Feminisierung des Ghettos oder Ghettoisierung
des Feminismus – Zur politischen Analyse
feministischer Strategien an der Universität*

Meine Erfahrung mit der Universität ist eher sporadisch und theoretisch als routiniert und empiriegesättigt. Ich bin Lehrerin an einer Berliner Gesamtschule, die das Abitur keineswegs als einziges Bildungsziel und die Vorbereitung auf die Universität durchaus nicht als einzige Aufgabe kennt. Daneben beschäftige ich mich mit Gesellschaftstheorie und schreibe sogenannte schöne Literatur. Ungeachtet geradezu utopischer Studienbedingungen und Lehrmöglichkeiten im elfenbeinernen Turm des religionswissenschaftlichen Instituts der Freien Universität Berlin ist die Universität für mich immer eher ein Gegenstand als ein Ort der Reflexion gewesen. Indem ich meine drei jüngsten Begegnungen mit ihr und dem Thema Frauen und Universität zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen nehme, will ich versuchen, meinen Reflexionsmodus nachvollziehbar oder, sagen wir es einmal so, die Nahtstelle zwischen Aversion und Erfahrung sichtbar zu machen, die für mein Verhältnis zur Universität konstitutiv ist. Denn anders als beispielsweise in meinem ebenfalls äußerst idiosynkratischen Verhältnis zum Feminismus, wo jede Abgrenzung mich zwangsläufig dazu treibt, meinen eigenen Feminismus zu entdecken und dagegenzusetzen, habe ich im Fall der Universität – von frühen halluzinativen Verirrungen der höheren Tochter einmal abgesehen – nie einen Augenblick daran gezweifelt, daß sie nicht meine Sache ist, daß sie zum Denken keineswegs so unvermeidlich gehört wie zur Geschlechtsbestimmung weiblich die Frau, und es mag vielleicht diese im endlosen Balancierungsakt erlebte und realisierte, gewissermaßen komplementäre Doppelerfahrung sein, was mich für das Kongreßthema ein wenig legitimiert.

Daß ich bei der Einladung so selbstverständlich ja sagte, geschah nicht zuletzt auf Grund einer Verwechslung, einer unwillkürlichen Ineinssetzung dieses Ereignisses hier mit einem anderen, so nicht zustande gekommenen in Berlin: der geplanten Veranstaltung zum zehnjährigen Bestehen der Frauenförderungsstelle an der FU im Sommer 1990. Auf ihr – daran war einen Moment lang gedacht worden – sollte, anstatt immer nur für akademische Frauenkarrieren zu kämpfen, über den

Nutzen dieses Kampfes für Karrierefrauen wenigstens einen besinnungsträchtigen Augenblick lang nachgedacht werden. Die Veranstaltung kam dann nicht bzw. nur in Form einer 'stummen' Ausstellung zustande, und mein Vortrag blieb auf dem Papier. Es war mir nichts Besseres eingefallen, als unter dem Titel „Frauen und Gleichstellung“ ein Pastiche auf Virginia Woolfs Vortrag „Frauen und Fiction“ – dargestellt in ihrem Buch „Ein Zimmer für sich allein“ – zu machen, wobei ich die lautmalende Pornographie des von ihr eher weitläufig umwanderten als konkret bearbeiteten Themas „Frauen und Fiction“ und zugleich die krude Obszönität von „Frauen und Gleichstellung“ gehörig herauszuarbeiten suchte und ansonsten – typisch Frau – peremptorische Souveränität und Autonomie demonstrierte, wo sachlicher Ernst, tiefgründige Beschränkung aufs Mögliche am Platz gewesen wäre. Daß die Veranstaltung nicht in einer Weise stattfand, auf der meine feierlich formulierte Absage an sie Verwendung finden konnte, empfand ich, obwohl ich sie niemandem zur Kenntnis gebracht hatte, innerlich doch als gehörige Zurechtweisung, bedeutete die Tatsache, daß ich mich über ein Thema, zu dem mir nichts einfiel, immerhin lustig machen konnte, offensichtlich noch lange nicht, daß andere nach dem Sich-lustig-Machen als nach dem entscheidenden befreienden Ausweg verlangten.

Das war meine vorletzte Begegnung mit der Universität. Meine vorvorletzte fand – im Wortsinn – 1989 auf dem Kongreß von Literaturwissenschaftlerinnen in Paderborn statt, auf dessen Schlußveranstaltung es zum einen zu einer Peinlichkeit und zum andern zu einem Eklat kam. Beide Vorfälle – und deshalb übergehe ich auch den einen nicht, um nur den anderen in voller Breite zu würdigen –, bei aller Verschiedenheit zeugten beide Vorfälle doch von der gleichen Blindheit gegenüber den Determinanten des eigenen Geschlechts bzw. des eigenen Tuns. Die – im Prinzip sicherlich nicht selten auftretende – Peinlichkeit bestand darin, daß in der Hitze der Diskussion und im Eifer um den Platz auf der Rednerinnenliste eine sorgfältig gestylte Frau mit dem empörten Ruf „Typen raus“ vom Mikrophon und aus dem Saal gescheucht werden sollte. Das kollektive Erschrecken gleich darauf, der Ruck, der durch die zahlreiche, ausnahmslos weibliche Zuhörerschaft ging, bewies, daß für einen Augenblick wie durch einen Blitz die Abgründe der Frauenbewegung ausgeleuchtet worden waren, traf das Verdikt „Mann“ doch die von letzterer zum „Coming out“ allererst ermutigte, ja als Leitfigur installierte lesbische Frau. Soviel zur Peinlichkeit. Der Eklat seinerseits entstand,

als eine Gruppe unzufriedener Studentinnen, die sich in der Nacht zuvor in der Paderborner Jugendherberge zusammengerottet hatten, in einer mit Empörung, aber in makellosem Theoriedeutsch vorgetragenen Resolution gegen das angeblich akademische und autoritäre Gebaren der Kongreßleitung protestierte. Der von ihr inszenierte, von den Adressatinnen auch bereitwillig so empfundene Skandal enthüllte nichts anderes als den fatalen Wiederholungszwang, der den Rhythmus von Protest und Affirmation bestimmt. Bereits nach der ersten Gegenattacke räumten die Studentinnen bereitwillig ein, daß es natürlich einen immensen Erfahrungs-, einen immensen Wissensabstand zwischen der ersten Generation akademischer Feministinnen und ihrer eigenen gäbe, und verlangten lediglich, dafür ultimatив, eine pädagogisch angemessenere Behandlung. Keine von ihnen kam auf die Idee, den Spieß umzudrehen und den Vorsprung an Wissen und Erfahrung, den die Kongreßveranstalterinnen gegenüber den studentischen Teilnehmerinnen reklamierten, als einen schlagenden Beweis für die notwendigerweise stattgehabte Unterwerfung, Verdummung, Versteinerung, den notwendig vorauszusetzenden verächtlichen Kotau vor den Schranken der Institution, den Schranken der Wirklichkeit zu werten, als einen Beweis für „kriminellen Bankrott“, schlechterdings nicht zu rechtfertigende Selbstbeschränkung, Selbstverstümmelung, Revolutionsunfähigkeit, hartnäckigen Klassendünkel, Anpassung, theoretische und praktische, kurz: Integration in das, was man früher das herrschende System nannte und wozu es dem herrschenden Denken zufolge allenfalls noch eine, dazu als Leerstelle ausgewiesene geheimnisvolle Differenz gibt. Keine von ihnen kam auf die Idee, aus dem bloßen Legitimitätsanspruch der 'gestandenen', das heißt in der Auseinandersetzung mit den Institutionen erprobten Frauen ihre Illegitimität abzuleiten, sie, aus dem simplen Grund ihres Gestandenseins, das heißt der von ihnen unvermeidlich vollzogenen Kompromisse, innerlichen und äußerlichen Vorleistungen, zumindest rhetorisch „in die Wüste zu schicken“. Eine deprimierende Sekunde lang, bevor sie in die Rolle des schlecht behandelten Kindes zurückschlüpfen, sah man das nackte Gesicht der künftigen Professorinnen. Sie hatten eben nicht nur ihre kritische Lektion gut gelernt, sondern vor allem das Lektionlernen verinnerlicht. Sie würden es mit 'ihren' Studentinnen einmal genauso machen. Wie man es macht, das wurde ihnen freilich exemplarisch vorgeführt, forderten die aktuellen Inhaberinnen professoraler Macht – und darin zeigte sich ihr wirklicher Vorsprung – doch nicht nur päd-

gogischen Gehorsam, sondern beriefen sich ausdrücklich auf den geschlossenen Pakt: mitgehen, mitgefangen. Ihr habt den Lehrstuhl erkämpft, für euch machen wir doch die Arbeit, und nun fällt ihr uns in den Rücken!¹

Meine jüngste Begegnung mit dem institutionalisierten Denken stellt die Lektüre von „Töchterfragen. NS-Frauen-Geschichte“² aus der Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie dar, einem höchst lesenswerten akademischen Wälzer, dessen ‘Wälzernatur’, nämlich das Thema im wahrsten Sinn des Wortes hin und herwälzende Natur, genau das ist, worauf ich eingehen will, unternehmen erklärte Feministinnen hier doch den von ihnen selbst als gewagt und bedrohlich empfundenen Versuch, im Angesicht der sogenannten nationalsozialistischen Barbarei und des unvermeidlichen Anteils der Frauen an ihr patriarchale Sünden an die zweite Stelle auf der Unrechtskala zu rücken bzw. – in unverstelltem SoziologInnendeutsch – „feministisch naheliegenden Prioritäten ... einen zweiten Platz zuzuweisen“ (Gravenhorst, S. 19). Diese Anstrengung hat zugleich etwas von der Steinrollbewegung des Sisyphus und der leerlaufenden Eirollbewegung der Graugans. Mit der ersteren teilt sie den existentialistischen, mit der letzteren eher den parodistischen Ernst, diese schattenspielhafte Auseinandersetzung mit einem – wie sagt der speziell von uns Frauen hochverehrte Walter Benjamin? – „unwiederbringlich verlorenen“ Objekt, in die die Wissenschaft gerade da, wo sie über ihren ideologischen und ökonomischen Schatten zu springen sucht, so gern verfällt. Unbedingt sisyphushaft, daß einem der Schweiß noch bei der Lektüre auf der Stirn perlt, ist die Arbeit des Hinaufstimmens oder des Sichdurchringens bis zu jenem Punkt, wo die Einsicht möglich und das Eingeständnis unvermeidlich ist, daß – und ich bitte auf die Formulierung zu achten, die zeigt, daß die Wissenschaft wieder einmal eher als Absicherungs- denn als Erkenntnisinstrument herhalten muß – „im engeren oder weiteren Geschichtszusammenhang der NS-Verbrechen ... die Bedeutung ... der Schuld der Gruppe der Frauen ... zentraler sein (muß) als die Bedeutung des patriarchal organisierten Schuldunterschiedes zwischen den Geschlechtern, das heißt, der relativ geringeren Schuld von Frauen“ (ebd., S. 31). Oben angekommen, vor der allerdings blendenden, aber weniger befreienden als zutiefst beklemmenden Aussicht auf die Folgen, die der tapfer geleistete, dabei merkwürdig verklausulierte, nicht geradezu rückgängig, aber nahezu unkenntlich gemachte Durchbruch, die mutige,

dabei merkwürdig entfremdete Selbstüberwindung für den Feminismus als Ganzes, die Einschätzung seines von nun an im Grunde nicht mehr auszublenenden ideologischen, auf Rechtfertigung und Beschönigung, nicht auf Entlarvung und Wahrheitsfindung gerichteten Charakters hat, vor dieser Aussicht – und das wirft ein interessantes Licht auch auf Sisyphus – bleibt im Grunde gar nichts anderes übrig, als den Stein wieder hinunterzurollen; nicht, um es sich im behaglichen Nest des Feminismus erneut gemütlich zu machen, o nein, verloren ist verloren, sondern um ihn in jener charakteristischen Anstrengung, die im Existentialismus Karriere gemacht hat, wieder hinaufzustemmen, das heißt den Feminismus erneut und mit dem ganzen Aplomb dessen, der über seinen Schatten springen muß, in die Schranken von Wissenschaft und Moral zu weisen. An dieser Stelle wird das Bild des Sisyphus unversehens von dem der Graugans überblendet, die die an sich selbstverständliche und sinnvolle Bewegung, mit der sie das vom Hinausfallen bedrohte Ei ins Zentrum des Nestes zurückzurollen pflegt, auch im denkbar unsinnigsten Zusammenhang noch, nachdem nämlich das Ei längst hinausgerollt ist, vollzieht. Feministische „Prioritäten“ in Zweifel zu ziehen, sie in unverstellte Konkurrenz mit anderen, unmittelbar als solche empfundenen „Prioritäten“ treten zu lassen, hat ja nur dann einen Sinn, wenn jeweils das Ganze des Prius infrage steht. Hier dagegen wurde, was durch die offene Konkurrenz der Prioritäten tatsächlich an relationalem Zusammenhang gewonnen wird, längst bereits mit einer um so systematischeren Abtrennung und Abgrenzung an anderer Stelle bezahlt: Ausdrücklich nur im Ausnahmefall des Nationalsozialismus wird für eine Verschiebung der Prioritäten plädiert. Die als Ausnahmefall stilisierte Konzession aber hat nicht mehr und nicht weniger zur Folge, als daß der Nationalsozialismus ebenso ausdrücklich aus dem Erkenntniszusammenhang herausgenommen wird, wie er zuvor durch die wissenschaftliche Fragestellung in ihn hineingestellt werden sollte. Die Konsequenz ist Enthistorisierung auf der ganzen Linie ihrer Erscheinungsformen: Auschwitz wird als das „existentiellste Ergebnis der NS-Geschichte“ (ebd., S. 27), die Relativierung feministischer Prioritäten durch Auschwitz als ein „moralisches“ Muß, der aufzudeckende Anteil der Frauen am NS vorrangig als „Schuld“ deklariert. Nicht um die Radikalisierung einer ansonsten eher moderaten wissenschaftlichen Haltung geht es dabei offenbar, sondern darum zu verhindern, daß die Anstrengung Folgen hat, die den Mut übersteigen; möchte es doch nicht unmöglich sein, daß, so

wie der Nationalsozialismus samt Auschwitz in einen historischen Zusammenhang gehört, der mit Bruch allein nicht, sondern ebenso mit Kontinuität zu erklären ist, auch die nationalsozialistischen Frauen in einen übergreifenden historischen Zusammenhang gehören, der nur durch eine wissenschaftlich und lebenspraktisch ruinöse Verdrängungshaltung aus dem Bewußtsein ausgeschlossen werden kann. Mir will es nämlich scheinen, als wenn das Eingeständnis einer wie immer auch punktuellen, lediglich am extremen Beispiel von Auschwitz vollzogenen Umkehrung der „Prioritäten“ notwendig einen Scherbenhaufen an der gesamten feministischen 'Forschungsfront' produziert, den – bei allem Mut zur Revision – *nicht* als solchen ins Auge zu fassen erst die unmenschliche Anstrengung, jenes schier übermenschliche Quantum an Pein und Mühe und, ja, auch unverkennbar Mut, verlangt, von dem „Töchterfragen“ speziell in seinen programmatischen Teilen zeugt. Diese Anstrengung, die es kostet, *nicht* weiterzufragen, und also etwa zu fragen, worin – gesetzt den Fall, die Bundesrepublik, was ja rein genealogisch unvermeidlich ist, wäre in gewisser Weise der Erbe des Nationalsozialismus –, worin also die mögliche und möglicherweise ebenso unvermeidliche Kollaboration der Frauen mit dem Nachfolgestaat des Dritten Reichs und worin, weiter, aber nicht weniger zwangsläufig gefragt – da die bundesrepublikanischen Frauen seit zwanzig Jahren wesentlich vom Feminismus geprägt sind –, etwa die mit dem Nachfolgestaat des NS kollaborierende Leistung des Feminismus steckt, all diese, sich zwangsläufig anschließenden Fragen – dem erklärten Bekenntnisanspruch, dem Nun-muß-die-Wahrheit-auf-den-Tisch-Pathos zum Trotz – gerade *nicht* zu stellen, geschweige denn zu beantworten, also an der Vergangenheit Kritik zu üben, ohne die Illusion über die Gegenwart zu zerstören, die Aufbruchswonne unserer Mütter zu geißeln, ohne die eigene Aufbruchswonne madig zu machen, das kostet eine Anstrengung, die auf die Wissenschaftspraxis zurückschlägt; hat es doch den Anschein, als hätte der immer noch vergleichsweise junge Feminismus es in aberwitzig kurzer Zeit geschafft, genauso viele Denkhindernisse, Denkhemmnisse, einen solchen turmhohen Berg von Geröll, Wissenschaftsgeröll, Denkschrott aufzutürmen wie die patriarchale Wissenschaft vor allem im letzten Jahrhundert. Durch die in lediglich zwanzig Jahren aufgetürmten feministischen Denkhindernisse hindurch, streng wissenschaftlich, aber nicht ohne Zuhilfenahme moralischer Kriterien zu einer so ungeheuer simplen, im feierlichen Deklarieren im Gegenteil

schon wieder verdächtig werdenden These zu kommen wie der, daß das geschlechtsunspezifische Verbrechen im Nationalsozialismus schwerer wiege als das geschlechtsspezifische, erfordert im Grunde eine nicht geringere Anstrengung als die, der Germanistikstudenten damals in der Blütezeit der APO sich unterzogen, als sie es im Rahmen der Kritischen Universität unternahmen, die wissenschaftliche Kleistliteratur seit der Reichsgründung einer kritischen Lektüre zu unterziehen, und zu dem Ergebnis kamen, daß die Germanistik, wenn sie mit immer dem gleichen Brustton sich bald liberal, bald national, bald nationalliberal, bald preußisch, nationalsozialistisch, existentialistisch, bald heroisch, bald introvertiert, bald christlich geriert, nichts anderes als ein getreues Abbild des jeweils herrschenden Zeitgeists, nichts als der Kammerdiener der Herrschenden ist. An dieses Projekt von damals mußte ich bei der Lektüre von „Töchterfragen“ denken. Was für ein Schrotthaufen muß der wissenschaftliche Feminismus sein, sagte ich mir, wie im Kern destruktiv muß er sein, wenn es eine solch mörderische Anstrengung, eine solche Selbstverleugnung, ja innerliche Verbiegung, soviel lutherische Standfestigkeit und persönlichen Mut, soviel Angstschweiß statt Denkschweiß verlangt, gegen ihn auch nur das Geringste vorzubringen!

Dabei geht die Parallele zur APO noch weiter. Unser Fehler damals war ja die Blindheit für die eigene elitäre Verblendung. Sicherlich war das Bedürfnis, neben der vernichtenden Kritik des Wissenschaftsbetriebs das Bild einer idealen, von uns selbst – das Wort „Seminarmarxisten“ wurde nicht durch Zufall zu einem der beliebtesten Schimpfwörter – ins Werk zu setzenden Wissenschaft zu konservieren, erheblich. Uff, haben wir gestöhnt, wenn wir wieder einen Wissenschaftler überführt hatten. Uff, seufzten kritische Feministinnen, wenn sie es endlich geschafft haben, trotz der leicht zu antizipierenden Buhrufe, der unübersehbaren Konsternierung der feministischen Öffentlichkeit, einer an sich selbstverständlichen Einsicht, noch dazu unter einem gewaltigen Zoll an feministisch-wissenschaftskonformer Zurichtung und Deformation, dennoch Gehör zu verschaffen. Wenn sie es schon nicht aushalten, die Folgen ihrer teils naiv, teils unglaublich verklausuliert vorgetragenen Einsichten, und das heißt den gesamten Scherbenhaufen feministischer Theorie, ins Auge zu fassen, dann sollten sie wenigstens den fatalen Rhythmus, der die feministische Debatte ebenso wie alle anderen bürgerlichen Debatten beherrscht, vermerken: Nachdem der Feminismus seine – im Vergleich mit dem Zustand der Gesellschaft allerdings skan-

dalöse – Aufbruchseuphorie hat austoben dürfen, kommt jetzt die Phase der Kritik: nicht eifernd, aber unerbittlich, die selbstgesetzten Schranken nie übersteigend, wird zum Rückzug geblasen, immer noch euphorisch ausgedrückt, das abstrakte Denken zur Vermittlung gezwungen. Wenn aber die Phase der abstrakten Negation – ‘frauentypisch’ ins Gewand unbedingter Positivität gekleidet – so zwanghaft oder wahnhaft war, daß sie alles andere als Befreiung oder Wahrheit meinen konnte, dann können wir die anschließende Phase von Reue und Kritik doch unmöglich so ernst nehmen, wie sie daherkommt. Schließlich, was machen wir mit der dritten Phase, wenn sie kommt?

Sie ist bereits gekommen, und so will ich auf sie noch einen kurzen, und ich gebe zu ressentimentgeladenen Blick werfen; denn hier ist für mich die Grenze der ‘Begegnungen’. Um einem vielleicht sehr naheliegenden Irrtum vorzubeugen: Es geht nicht um das längst pluralistisch zurechtgebogene Argument, daß die Wissenschaft, und also auch der akademische Feminismus, gar nicht anders kann, als auch ein Reflex seiner Zeit zu sein – und denk doch bitte mal darüber nach, liebe Frau, inwiefern das, was du sagst, selbst ein Reflex ist! –, so daß es also auf gut pluralistisch nur noch darauf ankäme, dies Reflexhafte, damit man es mitdenken kann, möglichst ungeniert zum Ausdruck zu bringen. Vielmehr geht es darum, daß die Wissenschaft und, wie mir scheint, auch der akademische Feminismus in der Tat zu hundert Prozent aus Reflex – früher hätte man gesagt: Ideologie – bestehen und exakt jenes Quentchen Reflexion vermissen lassen, das über die bloße Reproduktion und Reproduktion des Zeitgeists hinaus erlaubt, einen Blick auf das eigene Tun, die eigene Zeit zu werfen. Bleibt dieses Quentchen aus, dann findet eben nicht recht und schlecht Wissenschaft, sondern bloß mehr oder weniger gutes Geldverdienen statt, erschöpft sich der atemberaubende Ablauf der Phasen in den Rhythmen von Buch- und Stellenmarkt, selbst das lutherische „Hier stehe ich“ entpuppt sich allzuleicht als ein Antichambrieren vor den Toren der stellenbewehrten Institution. Nicht wird die Sache der Frauen schlecht vertreten – dann könnte man sie ja besser vertreten –, sondern streng nach dem modernen Vertretungsbegriff, wie die Reklame ihn in Reinform verkörpert, wird schlechthin alles, bloß keine Sache vertreten, kommt – unbedingte Anpassung, Mitmachen um jeden Lohn, die Grundorientierung auf Teilhabe, kommunikative und finanzielle Partizipation, einmal vorausgesetzt – jede spezifische Orientierung, jede Besonderung in Projekte, Forschungs-

projekte und Sonderforschungsprojekte, gleichermaßen zupaß.

Und diese allgemeine Bereitschaft, die dank einer horizontalen Orientierung aufs Geld, das heißt in unserem Fall auf Teilhabe an der reproduktionssichernden Institution Universität, scheinbar keiner geschichtlichen Verankerung und inhaltlich-ideologischen Besonderung mehr bedarf, hat noch ihre spezifische Ideologie, ihren spezifischen Reflexcharakter, ihre spezifische Modernität: ist nicht das Allgemeine schlechthin, sondern Postmoderne, spezielle Strömung, nämlich das, was nach der Moderne kommt, ist dezidiert nicht mehr Marxismus – denn der war offenbar 'modern' –, sondern Lacanismus, nicht mehr Klassen-, sondern Differenztheorie. Kann ich mich verständlich machen, wenn ich behaupte, daß ungleich mehr, als mich als Marxistin die Abkehr von Marx irritiert, dies Zugleich von äußerster Allgemeinheit und auch Prinzipienlosigkeit und engster, esoterischster, im wirklichen Sinn des Wortes Schmalspurphilosophie mich irritiert? Daß ich es, wenn ich, was nur in größeren Abständen geschieht, zu einem wissenschaftlichen Periodikum, einem echten Spiegel der Wissenschaft, greife, es einfach nicht fassen kann, wenn ich sehe, daß der große, solidarische, umfassende, weltumspannende, klassenkampfübergreifende, wahrhaft universale Aufbruch der Frauen seine theoretische Heimat ausgerechnet im Differenzdenken gefunden hat, im Lacanismus, den, von allen anderen Lächerlichkeiten einmal abgesehen, doch gar niemand versteht – aber darauf komme ich noch –, der also, und hier kippt die Lächerlichkeit um, zur reinen Manövriermasse wird, zum blanken Ausweis von Wissenschaftlichkeit, zum Entreebillet jener Geheimgesellschaft, als die die Universität sich, um ihre grenzenlose Vernutzungsbereitschaft gleichzeitig zu demonstrieren und zu bemänteln, noch immer präsentiert. So ging es mir, als ich das zweite Heft der akademischen Zeitschrift „Die Philosophin“ vom Oktober 1990 durchblätterte³, mehr auf der Suche nach Abwechslung übrigens, als um mich 'richtig' zu bilden, und auf ein ebenso entfaltetes wie von jeder Erinnerung, jeder geschichtlichen Erfahrung abgeschnittenes Panorama weniger weiblichen als vielmehr unbefangenen und unbelasteten wissenschaftlichen Denkens stieß, in dem scheinbar alles, aber auch alles – nur nicht die politische Ökonomie! – koexistiert, ja auf gar nicht so intrikate Weise zusammenhängt, und zwar vor allem die Hohlbegriffe des Poststrukturalismus mit den Hohlbegriffen der kritischen bürgerlichen Theorie. „So nehmen wir“, heißt es in einem Bericht über die Frankfurter Frauenschule, „das Weibliche

gewissermaßen als Verfahrensweise, welche dasjenige zum Sprechen bringen will/kann, was im Diskurs immer schon ausgeschlossen ist, die Heterogenität der Materie, das Halboffene, das Vermischte, das Poröse, das Flüssige, der Verweis des Lebens auf den Tod, des Einen immer schon auf den Anderen“ (113); das Nicht-Identische, füge ich diskret hinzu. Und wo das Nicht-Identische just ante portas der neuen Begriffsvielfalt eben für Nichtidentisches verbleibt, da darf der speziell von uns Frauen hochverehrte Benjamin eintreten. In unmißverständlicher Abgrenzung gegen eine mögliche „Reaktualisierung des (im übrigen Hegelschen) Begriffs der bestimmten Negation“ (103) wird der „Standpunkt der gescheiterten Gelegenheiten“ (102), „magische Mimesis“ (103) propagiert – mit der gleichen Selbstverständlichkeit übrigens, als wäre das ein Ding, was man im nächsten Edekaladen kaufen kann, und das kann man wohl auch –, die aber als etwas präsentiert wird, was sich „viel früher schon bei Benjamin findet“, nämlich als „Innewerdung“, durch die ‘das Ausgegrenzte hereingeholt wird’“ (ebd.). All dies übrigens in einem Kongreßbericht, wo, in einer wahrhaft überpersönlichen, historischen Fehlleistung, die österreichische Autorin unter Berufung auf den Selbstmord der Radikalfeministin Claire Démar 1933 von einer „wegweisenden Sackgasse“ (ebd.) spricht – einen besseren Ausdruck für die Zurichtung, die Walter Benjamin, ebenfalls unter Zuhilfenahme seines Selbstmords 1940, angetan wurde, für das Ineins zugleich des weiblichen zynischen Fortschritts wollens und trauernd-sentimentalen Verharrens, gibt es, denke ich, nicht.

Bei dem Versuch, mir das für mich rätselhafte Zugleich von äußerster Prinzipienlosigkeit und Verflachung und äußerster Spezialisierung und förmlich esoterischer Wissenschaft klarzumachen – ich ahnte bereits, daß es eine der längst fälligen Nachhilfe- und Nachholstunden nicht nur in Poststrukturalismus, sondern bereits in Strukturalismus kosten würde –, bekam ich im selben Heft der „Philosophin“ unerwartete Hilfe. „Flache Feminismen“ heißt ein Essay Friederike Hassauers, dem ein ausführliches biographisch-philosophisches Gespräch der Herausgeberin mit der Autorin beigelegt ist. Ich will gern zugeben, daß ich den Titel zuerst im kritischen Sinn mißverstand und ihn, als kritischen Titel, gleichzeitig streng und ein wenig – wie soll ich sagen? – abgedroschen, kalauerhaft fand, wegen des Stabreims und des höchst undialektischen „flach“. Daß er ein wissenschaftliches Desiderat beschreibt, darauf wäre ich im Traum nicht gekommen.

Ich könnte nun ein ganzes Referat, nach Belieben auch ein ganzes Seminar gebrauchen, um die ideologische Arbeit vorzuführen, die in diesem knapp sechseitigen Artikelchen steckt, und damit die Wissenschaftskritik an vorderster Front zu leisten, die auf diesem Kongreß vielleicht von mir erwartet wurde. Bei dem Stand der Zeit begnüge ich mich damit, von Friederike Hassauers Argumentation das hervorzuheben, was mir den erwähnten Aufschluß über das Zugleich von esoterischer und – ich nenne es einmal so hart – käuflicher Wissenschaft und Wissenschaftstheorie gab.

Auch Friederike Hassauer ist die Doppelstrategie der Frauen aufgefallen, die ich in meinem Artikel „Die Frauen und die Universität“ zum Angelpunkt meiner Überlegungen gemacht hatte: im Allgemeinen aufgehen und im Besonderen verharren zu wollen, etwas kalt gesagt, Stellen von der Universität zu beanspruchen, einerseits, weil sie genauso gut wie die Männer sind, und andererseits, weil sie etwas von den Männern nicht zu vertretendes Besonderes sind. Letzteres wird von Hassauer als „tiefer Diskurs“ bezeichnet und als eine der letzten Bastionen der Romantik verworfen, ersteres – und nun wird es heikel – ist im Grunde der angestrebte „flache Diskurs“, der als solcher aber weder bei den Feministinnen durchgesetzt noch vom herrschenden Allgemeinen überhaupt bemerkt werden könnte, da er, wie Hassauer ein wenig heuchlerisch einräumt, den „anderen Signifikantenstatus des weiblichen Körpers ..., ebenso den anderen Signifikantenstatus der weiblichen Stimme gegenüber der männlichen im Raum der symbolischen Ordnung (vernachlässigt)“ (55) und also genau jenes Moments von künstlicher Produktdifferenzierung entbehrt, ohne das Gleichheit nun mal nicht erfolgreich zu realisieren ist. Also muß, um als Entreebillet der Frauen in den allgemeinen, nicht nur einige magere Frauenforschungsstellen, sondern im Prinzip sämtliche C-4-Stellen umfassenden Hochschulbetrieb gelten zu können, in einem akrobatischen Akt, der sich sehen lassen kann, aber wiederum nicht ohne gute weibliche Tradition ist, schiere, nackte Gleichheit – denn wer auf jede Stelle will berufen werden können, muß in nackter, schnörkelloser Weise gleich sein, das ist nun mal so –, muß also nackte Gleichheit nicht nur als allgemeiner Wissenschaftsfortschritt vom tiefen zum flachen Diskurs präsentiert, sondern zugleich eine regelrechte Umarbeitung des spezifisch „tiefen“ Feminismus zu einem originalen Moment „flacher“ Diskurse, nicht nur die Eingliederung des Widerständigen, sondern seine regelrechte Umwertung geleistet werden. Der

Speer, der die Wunde schlug, soll sie heilen: Aus der Besonderheit der weiblichen Unterdrückung soll nicht das „respektable Spielfeld“ einer „ringsum längst desavouierten Aufklärung“ (52), sondern das Differenzierungsmaterial einer nicht mehr vertikal, analytisch, nämlich „tief“, sondern horizontal, deskriptiv, nämlich „flach“, mit „‘dichten Beschreibungen‘ (C.Geertz)“ und mit „völlig unbekanntem Material“ (54), „sinn-gedrosselten open-end Beschreibungen“ (53) operierenden Wissenschaft werden.

Das ist im Prinzip alles. Aufregend – im doppelten Sinn von spannend und ‘nervend’, weil man hier Wissenschaft in action, ideologische Arbeit im zugespitzten Sinn, das heißt die von Freud beschriebene „Umwertung aller Werte“ oder, politisch gesagt, Gehirnwäsche erlebt –, aufregend ist an dieser Konstruktion die Konfrontation feministischer ‘Romantik’ mit wissenschaftlichem, als „Geschlechterrollenforschung“ (53) mühsam bemänteltem Formalismus, die tatsächlich eine explizite Abkehr vom Projekt einer selbstbestimmten Gattungsgeschichte, eine zynische Verwerfung aller das Bestehende nicht nur zum Schauplatz, sondern zum Gegenstand machenden Reflexion verlangt. Letzteres wird denn auch mit Hilfe ‘systemischer’ Begriffe integriert, als „Sinnplätze“ mit „legitimer Pathosfähigkeit“, eben „tiefe Diskurse“ (51) denunziert, die – was eigentlich magisch gedacht ist – per modum ihrer systemischen Benennung ihre kriterielle, über die Grenzen eben dieser Begrifflichkeit hinausreichende Funktion verlieren sollen. Abgesichert wird das Ganze durch eine scheinökonomische Reflexion, in der, basierend auf den ausdrücklich noch als solche hervorgehobenen „Prämissen alten Wirtschaftens“ (52), die Milchmädchenrechnung von den ruinösen Kosten ökologischer und feministischer Projekte aufgemacht wird und in der diese Projekte als „monetäre Naivitäten, Heilsversprechungen mit Kollapswirkung“ (52) erscheinen. Weist die Autorin ihre wissenschaftliche Qualifikation dadurch aus, daß sie die Prämissen ihrer ökonomischen Urteile als die „Prämissen alten Wirtschaftens“ wohl zu identifizieren versteht, so ihre ideologische durch die Entschlossenheit, mit der sie nun nicht diese „Prämissen“ einer theoretischen Argumentation unterzieht, sondern die dazu erforderliche Energie in die Naturalisierung dieser Prämissen durch Substantiierung ihrer Folgen steckt. „Unter den Prämissen des alten Wirtschaftens bringen Ökologie wie Feminismus das Soziotop zum Umkippen: Sie sind nicht finanzierbar – bei Strafe des Untergangs.“ (52)

Abgesehen davon, daß hier Revolutionstheorie mit anderem Vorzeichen, also theoretische Konterrevolution betrieben wird, sticht der Modus der Spiegelfechtereier hervor. Natürlich werden niemals „Ökologie wie Feminismus das Soziotop zum Umkippen (bringen)“, sind sie beide doch streng bürgerliche Bewegungen und haben mit Kippmodellen schon deshalb nicht das geringste zu tun. Ihre Todsünde – in den Augen Friederike Hassauers – ist vielmehr jene von ihr unbarmherzig als „Tiefe“ kritisierte Reservatio, jene Besonderheit oder Sektiererei, die schon immer ein Kennzeichen bürgerlichen Insich- oder Aussichherausgehens war, die jene Bewegungen aber zugunsten anderer bürgerlicher Fraktionen von den Geldtöpfen des Wissenschaftsbetriebs recht effektiv fernhält.

Durch ihre mangelnde Verwertungsbereitschaft weisen „Ökologie wie Feminismus“ sich im übrigen als unverkennbare Erben jener „Studentenbewegung“ aus, von der Friederike Hassauer im Gespräch mit Ursula Konnertz erklärt, daß sie „und die systematische Blindheit ihres Befreiungspathos ... zu einer ganz zentralen Enttäuschung in meiner Biographie geworden“ sei. (59) Das Bekenntnis ist so unzweideutig wie ominös und offensichtlich überdeterminiert, gehen in der Kontamination von „blindem Befreiungspathos“ und „zentraler Enttäuschung“ doch zwei völlig verschiedene Sachverhalte durcheinander: einerseits die uns vertraute Enttäuschung über die nicht zustande gekommene, so wohl nicht einmal gemeinte Befreiung, die Enttäuschung also nicht über das blinde, sondern das hohle Befreiungspathos der elitären Studenten, und andererseits die „zentrale Enttäuschung“ der elitären Studentin über eine Bewegung, die die Verwirklichung der von ihr initiierten breiten Mitbestimmungs- und Karrieremöglichkeiten durch ihr „blindes Befreiungspathos“ zugleich hintertrieb. Etwas von dieser Ambivalenz findet sich noch in der stromlinienförmigen Wissenschaftshaltung der arrivierten Akademikerin: einerseits eine Art „blindes Befreiungspathos“, das allerdings blinde, dafür pathetisch empfundene Gefühl, endlich zur Wissenschaft befreit zu sein, und zugleich die förmlich allergische, idiosynkratische Abwehr einer mit der „Altlast“ (71) 'Sinn' beladenen Befreiung. Man sollte sich deshalb von der vertrauten Protesthaltung, die auch arrivierte Frauen kultivieren, der speziellen Minderheitenhaltung, mit der sie sozusagen auf dem zeitlichen Stand des *futur proche* beharren, auch auf dem C-4-Sessel noch mit dem berüchtigten weiblichen „Kein Ort. Nirgends“ kokettieren, nicht täuschen lassen. Daß sie, wie

F. Hassauer realistisch berichtet, in „Verteilungskämpfen“ (52) die Konkurrenzgesellschaft zu spüren bekommen, daß diese „Verteilungskämpfe“ vor gängigen sexistischen Vorurteilen nicht haltmachen, läßt keinen Rückschluß auf die Widerständigkeit der von ihnen vertretenen Wissenschaft zu. Im Gegenteil. Wenn einerseits, um die Frauen von den Fesseln ihrer bewegungsbedingten Selbstbeschränkung zu befreien, die Selbstaufhebung des Feminismus in der Gender-Theorie, der Geschlechterrollentheorie, gefordert und andererseits, um die angeblich einzige nicht kürzungsbedrohte Unipfründe Frauenforschung nicht zu gefährden, Feminismus als Tarnmaske für Geschlechterrollentheorie empfohlen wird, in Hassauers Formulierung „stellenpolitisch ... für ‘Frauenforschung’, inhaltlich für Geschlechterrollenforschung optiert“ (70) wird, dann ist nicht nur die Korruption perfekt, sondern auch nicht länger zu leugnen, daß die solchermaßen weiblich subversiv operierende List den Blick von innen, aus dem Inneren der immer noch wacker angegriffenen Institution, kompromißlos voraussetzt.

- 1 Ich war auf dem Kongreß übrigens fein raus, da ich lediglich zum Kulturprogramm gehörte. Ich genoß die Atmosphäre unverkrampfter Solidarität und Kompetenz, die sich der unvermeidlichen Konkurrenz, dem klirrenden Akademismus zum Trotz im Nu hergestellt hatte. Es war die Wiederauflage einer Erfahrung, die ich vor zehn Jahren gemacht hatte, als ich in den Schuldienst ging. So viele kompetente, zwanglos professionalisierte Frauen wie an einer einzigen Schule hatte ich in der ganzen Uni nicht gesehen. Jetzt waren sie auch dort nachgewachsen. Eine gewisse, massenweise Präsenz brauchte es eben doch, einen gewissen, gewohnheitsmäßigen Umgang mit der Institution! Bei dieser Euphorie war es unvermeidlich, daß es bei der Lesung ebenfalls zu einer Peinlichkeit kam, vergleichbar der erwähnten, hielt der finstere Roman – die betretenen Mienen der Zuhörerinnen brachten es unverstellt zum Ausdruck – doch nicht, was der fröhliche Akademismus, die allgemeine Kooperationsbereitschaft zuvor an unverstellter Lebensfreude, gelungener Lebensform suggeriert hatten. Im Gefühl, so etwas wie eine Roßtäuscherin, im günstigsten Fall hochgradig gespalten zu sein, fuhr ich nach Hause.
- 2 Lerke Gravenhorst, Carmen Tatschmurat (Hrsg.), Töchter-Fragen. NS-Frauen-Geschichte. Forum Frauenforschung Bd. 5, Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Freiburg 1990. Seitenangaben im Text
- 3 Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie, hrsg. von Astrid Deuber-Mankowsky und Ursula Konnertz, Heft. 2, Tübingen 1990. Seitenangaben im Text

Ich will ein paar Bemerkungen vorausschicken:

Vor allem entschuldige ich mich dafür, daß es mit meinem Französisch nicht zum Besten steht. Ich habe die Sprache zwar studiert; aber seitdem ich mich auch praktisch in sämtliche Gattungen der Literatur, das Gedicht ausgenommen, gestürzt habe und darin beinahe untergegangen bin, habe ich den fremdsprachlichen Ehrgeiz ein bißchen verloren, ja sogar eine gewisse Aversion dagegen entwickelt, wie *man* sich ausdrückt. Dennoch, und da ich denke, daß ich theoretisch etwas zu sagen habe, habe ich versucht, mich sprachlich einigermaßen aus der Affäre zu ziehen. Für die unvermeidlichen Fehler bitte ich um Entschuldigung!

Ich will keineswegs einen wissenschaftlichen Abriß der Geschichte des deutschen Feminismus geben. Und ich werde auch nicht versuchen, ein unparteiliches und objektives Bild von ihm zu zeichnen. Meine Auffassung vom Feminismus kann ich eher in einer Art polemischer Rede deutlich machen, die die Autonomie des Feminismus in Zweifel zieht und im Gegenzug die objektiven Bedingungen dieses Phänomens hervorhebt, das, folgt man seiner Selbstdarstellung, eine machtvolle Bewegung autonomer Subjekte ist. Ich werde den Feminismus vom Standpunkt eines unorthodoxen Marxismus erörtern, der, sagen wir es einmal so, einerseits von der deutschen kritischen Theorie um Horkheimer und Adorno und andererseits von der Psychoanalyse Freuds beeinflußt ist. Mein Hauptinteresse gilt dabei sicherlich nicht, wie Ionesco in seiner Novelle „Rhinozeros“ ironisch von den Marxisten behauptet, „dem ‘Warum’ der Dinge, den ‘Dessous’ der Geschichte, den ‘Namen’ der Verantwortlichen“, sondern den konstitutiven Bedingungen dessen, was die Geschichtstheorie als Gattungsgeschichte bezeichnet. Um die Kritik derer vorwegnehmend zu kontern, die in meinen Überlegungen die Autonomie des abendländischen Subjekts vermissen werden: Den widersprüchlichen Charakter der modernen Gesellschaft ein wenig zu verstehen scheint mir ein Zeitvertreib, würdig jedes Subjekts, sei es nun autonom oder nicht.

Ich habe ein paar Thesen vorbereitet, um die spätere Diskussion zu erleichtern.

1. Angenommen, es trifft zu, daß die europäische Geschichte in

einem erheblichen Ausmaß durch Verhältnisse charakterisiert ist, die man gemeinhin als kapitalistisch bezeichnet, so ist kaum anzunehmen, daß der Feminismus außerhalb dieser Verhältnisse, in einer rein natürlichen oder spezifisch weiblichen Sphäre, sich ereignet. Im übrigen wüßte niemand von uns anzugeben, was das sein könnte: eine Weiblichkeit, die sich außerhalb der europäischen kapitalistischen Verhältnisse konstituiert.

2. Angenommen also, der Feminismus entfaltet sich im Rahmen kapitalistischer Bezüge – um so mehr, als er unbestreitbar eine Kreation der industriellen bzw. spätindustriellen Gesellschaften ist –, so folgt daraus, daß diese Bezüge nicht nur die feministische Utopie tangieren, sondern bereits dazu beigetragen haben, den Feminismus überhaupt hervorzubringen, daß sie ihn produziert haben im doppelten Sinn von Reflex und Verarbeitung, Ideologie. (Das heißt, einerseits teilt der Feminismus sämtliche Widersprüche des Kapitalismus, andererseits neigt er dazu, diese Widersprüche zu beschönigen und sie, rein ideologisch-verbal, zu überwinden.)

3. Angenommen schließlich, der Feminismus ist zugleich Reflex und Ideologie dieser sogenannten kapitalistischen Bezüge, so bleibt methodisch eigentlich keine andere Wahl, als ihn als eine immanente Strategie zu beschreiben, derer der Kapitalismus sich bedient, um zu überleben. Das bedeutet nicht, daß man das autonome Subjekt gänzlich in Frage stellen, sondern im Gegenteil, daß man es in den widersprüchlichen Prozeß seiner Gattungsgeschichte reintegrieren muß. Letztere hat durch den Kapitalismus freilich eine so tiefgreifende Entfremdung erfahren, daß man meinen könnte, das Subjekt wäre überhaupt nicht mehr mit von der Partie.

Ich will einmal versuchen, den deutschen Feminismus als einen solchen Reflex und eine solche immanente Strategie des Kapitals seit, ungefähr, der ökonomischen Krise um 1966/67 – bzw., woran man sich besser erinnern wird, seit der Studentenrevolte 1968 – zu beschreiben.

Ich habe an der Freien Universität Berlin in der – wie Bénito Cacérés sagt – „überhitzten Atmosphäre“ der Studentenbewegung studiert. Damals war ich neunzehn Jahre alt, und ich erinnere mich, daß ich vom egalitären Charakter unserer Revolte überzeugt war. Schließlich wollten wir mit ihr ebenso die Menschenrechte von 1789 wie die der proletarischen Revolution verwirklichen sowie allein mit der Kraft der Analyse und Kritik den Faschismus vernichten, der bis dahin lediglich verdrängt

und zurückgedrängt worden war, und nicht zuletzt die verhängnisvollen Elemente des Stalinismus in unserer eigenen sozialistischen Utopie. Seit geraumer Zeit mache ich mir über den eminent bürgerlichen Charakter dieser Bewegung, die die Massen mobilisieren sollte und dabei lediglich die letzten Reserven des Bürgertums mobilisierte, keine Illusionen mehr.

Diese Mobilisierung der bürgerlichen akademischen Jugend wurde vom Staat zunächst toleriert. Ja, er steckte sogar eine Menge Geld in die Universität, um die Studenten vom Arbeitsmarkt fernzuhalten; denn, wie bereits erwähnt, befand man sich in der Krise von 1966/67. Wer hätte damals geglaubt, daß die beschwichtigende Strategie des Staates sich als ein regelrechtes Heilmittel erweisen würde; war doch die Revolte der akademischen Jugend nur der Anfang einer umfassenden Mobilisierung der bürgerlichen Kräfte zur Überwindung dieser jüngsten Krise, Überproduktionskrise, des Kapitals. Der Mobilisierung der Studenten folgten andere bürgerliche Bewegungen, u.a. die Kinderladenbewegung, das heißt das Projekt einer antiautoritären Erziehung, die Ökologie-, Friedens-, Frauenbewegung. Weit mehr als der Studentenrevolte gelang es ihnen, ihre bürgerliche Herkunft zu verschleiern bzw. gar zu überwinden, und die durchaus neuartige Egalität der spätindustriellen Gesellschaft zu verkörpern.

Erst später, und zwar ausgerechnet im Zusammenhang mit meinem Schuldienst, bin ich mir nicht nur über die 'taktischen' Fehler, sondern vor allem über die wirkliche Funktion dieser radikaldemokratischen Bewegungen klar geworden, nicht nur darüber also, was sie 'falsch' gemacht, sondern tatsächlich bewerkstelligt haben. Ich unterrichtete an einer Schule, an der nicht nur sämtliche Minoritäten vertreten sind, sondern wo auch die Kinder der ehemaligen akademischen Revolutionäre zusammenkommen. Großgeworden sind sie in den „Kinderläden“, kleinen Kollektiven, die eine antiautoritäre Erziehung praktizieren, die, wie ich ausführlich studieren konnte, keineswegs die Revolutionäre der zweiten Generation, ganz im Gegenteil vielmehr moderne Subjekte hervorbringt, die nicht nur die traditionelle rigide Moral, sondern zugleich und unter der Überschrift „Lustprinzip“ all das überwunden haben, was einen schrankenlosen Konsum und Gebrauch der modernen Stimulantien behindern mag, von einfachen Drogen bis hin zu abstrakteren und ein wenig komplizierteren Genüssen, wie die elektronische Industrie sie dem Verbraucher anbietet.

Ich bin deshalb ausführlicher auf nichtfeministische Erscheinungen

eingegangen, weil ich den gesellschaftlichen Kontext zeigen wollte, in dem der Feminismus sich meiner Ansicht nach entfaltet. Tatsächlich kommt den Frauen im Prozeß der Mobilisierung aller bürgerlichen Kräfte, dem Prozeß der Ausbeutung aller bürgerlichen Ressourcen, eine extrem wichtige Bedeutung zu. Schließlich verfügen sie über ein Potential an Intelligenz, das man nicht vernachlässigen darf, ebenso wie über eine enorme Konsumkapazität und ein Kommunikationstalent, das in der nachfaschistischen Ära mit ihren beschwichtigenden und sozialhygienischen Maßnahmen dringend benötigt wird. Ich könnte nicht einmal sagen, welche der drei Eigenschaften die wichtigste ist. Aber ich denke, daß es kein Zufall ist, daß ich sie in einer bestimmten Reihenfolge kennengelernt habe. Was mir zuerst auffiel, war die ideologische Rolle, die die Frauen in der Theorie spielen, wo sie aktiv teilnehmen am Prozeß der Ersetzung der Vernunft durch das Gefühl, der Analyse durch Empathie, im ganzen also der Theorie durch Psychologie, und auf diese Weise zu einer theoretischen Rechtfertigung und Legitimation, einer Quasi-Theorie für die immense Zahl derer beitragen, die in den sozialen Diensten beschäftigt sind und die sich tagtäglich mit allen Arten von Abweichungen, Elend, manifesten Widersprüchen konfrontiert finden, deren ökonomische und gesellschaftliche Ursachen sie nicht benennen dürfen. Eine Hauptrolle spielt hierbei die schweizerische Analytikerin Alice Miller, die sich in der Bundesrepublik eines enormen Rufs erfreut und deren Buch „Das Drama des begabten Kindes“ einen ungeheuren Erfolg gehabt hat. Sie führt, was in der nachfaschistischen Gesellschaft vom bürgerlichen Subjekt übriggeblieben ist – und das ist nicht viel –, mit der Theorie des Narzißmus zusammen und schafft auf diese Weise eine moderne Ideologie, in deren Kontext Narzißmus nicht mehr eine bestimmte Pathologie, sondern die originale und quasi natürliche Basis des modernen Subjekts darstellt. In ihren jüngsten Büchern hat Alice Miller übrigens die elektronische Industrie als die eigentliche Schöpferin des modernen Narzißmus identifiziert und bemüht sich seither mit wechselndem Erfolg, sie für ihr missionarisches Anliegen einer Weltverbesserung durch Gefühlserziehung nutzbar zu machen.

Narzißmus stellt zugleich die psychologische Basis der ungeheuren Konsumkapazität der Frauen dar, die nämlich nicht nur – und bereits seit längerem – die tröstenden, recht eigentlich Tränen trocknenden Eigenschaften eines Einkaufsbummels realisiert, sondern darüber hinaus begriffen haben, daß man, wie die Psychologie sagt, die Löcher in der

Persönlichkeit nicht nur mit Persönlichem, sondern sehr wohl auch mit Waren stopfen kann. Die Frau als Ware und Superware ist nicht nur die Apotheose einer warenförmigen Objektivität, als die sie von allen Reklamewänden herunterwinkt, sondern zugleich ein schlichtes Symbol für die Transformation der Gesellschaft, das heißt für den Übergang von der traditionellen Industriegesellschaft, die Objekte, zu einer medialen Gesellschaft, die Menschen produziert – durch und durch narzißtische Menschen, gewiß, und damit hat der Kreis sich geschlossen.

Erst seit kurzem bin ich mir der enormen Intelligenzreserve bewußt, die die Frauen für eine Gesellschaft bedeuten, die die manuelle Arbeit immer mehr sei's hochautomatisierten Maschinen, sei's den Lohnarbeitern der Dritten Welt überantwortet hat und die nur noch ihren mentalen Fähigkeiten vertraut. Genauer: ich habe sie in dem Augenblick wahrgenommen, wo die Intelligenz der Frauen – und ich bestreite, daß es sich dabei um eine weibliche Intelligenz handelt –, tatsächlich ans Licht getreten ist bzw. wo sie ihren abstrakten Charakter abgestreift und sich offen gezeigt hat. Das war nicht eine Angelegenheit von einigen Tagen, sondern dauerte so lange, wie die Frauen eben brauchten, um – wie die Franzosen sagen – ihren „Geist zu kultivieren“, das heißt, um solide Forschung zu betreiben, sich überhaupt einer ernsthaften Arbeit zu widmen, wie sie traditionell Männern vorbehalten war, und gleichzeitig ihre überkommenen Pflichten zu vergessen und auf unmittelbare Befriedigungen zugunsten mittelbarer zu verzichten, beispielsweise etwa auf die unmittelbare Befriedigung des Kinderkriegens, um stattdessen kulturelle oder gesellschaftliche Werke hervorzubringen. Jetzt kann man wohl behaupten, daß sie es geschafft haben. Sie sind ebenso gelehrt und, wenn nötig, ebenso rational wie die Männer, und darüber hinaus verfügen sie über all das, was eng mit ihrer Weiblichkeit verbunden ist. Sie investieren den gesunden Menschenverstand, der ihnen eigentümlich ist, in die Politik und ihr kommunikatives Talent, ihre immense Sensibilität in die Strategien, die gesellschaftlich auf der Tagesordnung stehen. Sie sind, wie Günter Eich es formuliert hat, nicht Sand, sondern Öl im Getriebe der Zeit.

Was unsere gegenwärtige Situation betrifft, so möchte ich sie in die direkte Nachfolge des Faschismus stellen. Wir haben eine warenförmige Objektivität und einen totalitären Markt, die sich dank der Medien bis – um mich einer altmodischen Ausdrucksweise zu befleißigen – in die Herzen der Menschen hinein ausdehnen und die aus jedem Fortschritt,

aus jedem emanzipatorischen Akt, weibliche Emanzipation eingeschlossen, einen Akt der Komplizenschaft machen. Die Entwicklungen in Europa – und das umschließt die Entfaltung der europäischen Idee ebenso wie die jüngsten Ereignisse in den ehemals sozialistischen Ländern – enthüllen nicht nur die Macht der kapitalistischen Ökonomie und den wirklichen Totalitarismus des Markts. Sie zeigen vielmehr ebenso, daß das Engagement derer, die eine radikale Demokratisierung oder ein Europa ohne Grenzen oder die Gleichstellung der Geschlechter fordern – überaus vernünftige Forderungen übrigens –, sich im Rahmen eines totalitären Markts nicht nur in warenförmige Strategien verwandelt, sondern auch die Vorstellung, die wir uns von der Realität machen, zu beschönigen und umzuarbeiten neigt und, indem es sich selbst in eine Bewegung, ja in eine Revolte verwandelt, sogar einen faschistischen Charakter annimmt. Dank dieses Engagements nämlich erscheint die Wirklichkeit gedoppelt: so, wie sie ist, und – ohne sich im übrigen im geringsten verändert zu haben – als ihre eigene Utopie.

Was diese Beziehung zwischen Faschismus und Feminismus angeht, bin ich natürlich auf vehemente Kritik gefaßt. Vielleicht könnte ich in der Diskussion Näheres dazu ausführen. Jetzt möchte ich lieber noch auf einen anderen bedeutsamen Zug der aktuellen Situation hinweisen. Er besteht darin, daß die erwähnten radikalen Veränderungen in den sozialistischen Staaten die radikaldemokratischen Bewegungen – die Ökologiebewegung etwa oder die Frauenbewegung – zumindest für den Augenblick ins Abseits gerückt haben. Sie wissen vielleicht, daß Berlin seit einem halben Jahr von einem sogenannten „Feminat“ regiert wird, was bedeutet, daß sich in der Regierung der Stadt eine ganze Menge Frauen befinden. Im übrigen handelt es sich um eine linke Regierung, nämlich um eine Koalition von Sozialdemokraten und Grünen. Seitdem die Menschen in der DDR ihren entschlossenen und in gewisser Weise autonomen Willen bekundet haben – selbst wenn es nur die Autonomie des Markts ist, was ihnen Beine gemacht hat – und seitdem dieser Wille den Charakter einer eindrucksvollen Bewegung angenommen hat, sind eher fundamentalistische Bewegungen wie der Feminismus oder die Ökologie in den Hintergrund getreten. Nicht nur wagt niemand gegen die Trabis zu protestieren, die dem allgemeinen Smog ihren ganz besonderen Duft hinzufügen. Jeder weiß auch, daß es angesichts dieser Entwicklung im Grunde ganz egal ist, ob die Regierung Westberlins aus Frauen besteht oder nicht. Dieses Phänomen wird durch ein anderes gestützt, das

ihm nur scheinbar widerspricht: In dem Moment nämlich, wo die Völker der sozialistischen Staaten sich von den Banden einer veralteten Bürokratie befreien, formieren sich sogleich feministische, ökologische usw. Gruppen, um zu strukturieren, was zu wenig strukturiert scheint, oder einfach, weil es keine Alternativen gibt und weil man, will man sich im europäischen Sinn demokratisieren, also die absolute Herrschaft des Markts installieren, einfach Feministin, Ökologe oder ich weiß nicht was sein muß.

Das ist eine ziemlich harte, ziemlich pessimistische Ansicht, ich weiß. Tatsächlich bin ich davon überzeugt, daß die Fortschritte, für die wir uns starkmachen, sämtlich ein zweites Gesicht haben: daß sie nämlich einen Fortschritt des Systems bezeichnen, gegen das wir zu kämpfen glauben. Unter solchen Umständen – ich habe es bereits erwähnt – bleibt möglicherweise nur eine radikal negative Haltung. Das heißt, nicht nur eine selbstreflexive und theoretische Haltung, sondern auch eine Art praktischer Widerstand gegen die Verführungen des Markts. Das gilt für die Konsumangebote ebenso wie für die Angebote, sich an der Produktion des medialen oder warenförmigen Menschen zu beteiligen, sei es als Covergirl, Werbeagentin, als Kundin oder Verkäuferin, Sprecherin oder 'Macherin'; der Unterschied ist geringer, als man glaubt. Der Versuchung zu widerstehen, die Angebote abzulehnen, ohne im übrigen etwa den Widerstand zum Quellpunkt einer archaischen Utopie oder eines Lebens von falscher Schlichtheit zu machen, wäre für mich ein spannendes Experiment, dessen Ergebnis nicht vorhergesagt werden könnte.

Krankheit und Metapher *Zu Susan Sontags Gesellschaftskritik**

Susan Sontag kritisiert die populären Vorurteile und Krankheitstheorien, die nicht nur den Entstehungsgrund, die Ursache von Krankheit in gesellschaftlichen – und im boshaftesten Fall ins individuell Psychologische gewendeten – Konflikten suchen, sondern auch ihre Erscheinungsform in einer Sprache beschreiben, wie sie gemeinhin zur idiosynkratischen Darstellung konfliktgeladener gesellschaftlicher Prozesse verwendet wird. Susan Sontag nennt das Mythologie: Krankheit wird veranschaulicht und erklärt durch etwas, was mit ihr, allenfalls höchst vermittelt zu tun hat. Gleichzeitig wird sie zur griffigen Metapher für eine irrationale, auf irrationale Reaktionen zielende Darstellung gesellschaftlicher Widersprüche. Der Krebs ist der Feind der Gesellschaft. Der gesellschaftliche Gegner, die gegnerische Ideologie ist wie ein Krebsgeschwür.

Was Krankheit – und im besonderen Fall Krebs – ist, darauf verweigert Susan Sontag die Antwort, vordergründig sicher aus Angst vor neuer, schlimmer Mystifizierung, der ganzen Dynamik ihrer Argumentation nach freilich, weil es ihr in Wirklichkeit um etwas anderes geht als um das, was wir unter der Bezeichnung Krankheit als gesellschaftliches Schicksal erleiden. Oberflächlich wahrt sie zwar die aufklärerische Attitüde gegenüber der Krankheit, die sie in eine kritikwürdige Ideologie und einen Anerkennung heischenden organologisch massiven Befund konventionell zerlegt. Dahinter steht aber keineswegs mehr die listige aufklärerische Hoffnung, die Ideologiekritik werde die Institutionen selbst, indem sie ihnen die Legitimation entzieht, ins 'Rutschen' bringen, vielmehr die eher verzweifelte, durch ein rigoroses Zurückdrängen der Ideologie sich um jeden Preis einen ideologiefreien Lebensbereich zu erkämpfen, selbst um den Preis, daß dieser Lebensbereich eine „schreckliche Krankheit“ (38) ist.

Was das heißt – etwa im Vergleich zur Aufklärung, die die Wirklichkeit für kritikfähig, das heißt für nicht nur prinzipiell vernünftig, sondern auch durchschaubar hielt –, kann man nur ermessen, wenn man bedenkt, daß Susan Sontag keineswegs die ideologische Vernebelung von etwas im Auge hat, was an sich ganz „einfach nur als Krankheit“ (8) existiert,

sondern daß sie eine durchaus prinzipielle Vernebelung meint, hinter der sich nichts mehr verbirgt und von der sie lediglich etwas, was sie Krankheit nennt, ausgenommen sehen möchte. Konsequenter redet sie auch gar nicht von Ideologie bzw. von ihr bloß als von einer versteinerten Form, als Metapher.

Als Metapher, in der konventionell aufklärbaren, philologischen Bedeutung des Begriffs, funktioniert die von Susan Sontag kritisierte gesellschaftliche Vernebelung nur in bezug auf die Krankheit, die freilich selbst bloß eine aus der vernebelten Gesellschaft mühsam ausgegliederte, abstraktiv gewonnene Größe ist. Verglichen mit der Krankheit als dem naturhaften Restbestand einer in den entmischten Formen von „schrecklicher Krankheit“ (38) und „grauenhaften Metaphern“ (5) sich darstellenden Gesellschaft, verkörpert die Metapher das falsche Bewußtsein, hinter dem sich vermeintlich ein intakter Sachverhalt verbirgt und das durch die reine Anstrengung der Kritik und zum höheren Nutzen der Sache selbst als Schein entlarvt werden kann. Da es aber den reinen Sachverhalt, in unserem Fall die Nur-Krankheit oder Krankheit als solche, nicht gibt, verbleibt das aufklärerische Unternehmen ganz und gar im Bereich der Illusion. Nicht nur fällt der Verdacht des Scheins auf die von Susan Sontag als der Inbegriff einer „ehrlichen“ (5) Lebensform gepriesene Krankheit zurück, der Schein selbst, die Metapher, stellt sich als keineswegs bloßes Manipulationsinstrument der Gesellschaft, als Metapher vielmehr für den zum „Grauenhaften“ tendierenden Zustand des gesellschaftlichen Ganzen heraus.

Als Synonym für das gesellschaftliche Ganze sagt die Metapher vor allem etwas über den Zusammenbruch der Erkenntnisbeziehung zwischen Subjekt und Gesellschaft aus. Gesellschaft *ist* Metapher, ist keine Wirklichkeit mehr, die vom Subjekt durchschaut werden kann, zu der das Subjekt sich vielmehr bloß noch metaphorisch, als zu einer in ihrer Undurchdringlichkeit „grauenhaften“ Als-ob-Wirklichkeit, verhält, in der es bloß noch heruminterpretiert, nur um nicht plan von ihr überwältigt zu werden. Keine Frage, daß eine solchermaßen undurchdringliche Wirklichkeit zur Interpretation von Krankheit nicht taugt – zumal dann, wenn, wie die „populären Mythologien“ (19), die sich an den Krebs heften, bezeugen, diese Krankheit nichts anderes als ein Bestandteil und getreuer Reflex eben dieser gesellschaftlichen Undurchdringlichkeit ist. Susan Sontag geht es denn auch vorrangig darum, gegen den von den „populären Mythologien“ erzeugten Schein einer universalen und selbst

vor der Krankheit nicht haltmachenden Herrschaft der Metapher die Krankheit mit ihrer vermeintlich unbezweifelbar unmetaphysischen Naturbasis als einen Residualbereich für eine unzweideutige, einfache, wenn auch leidende Subjektbeziehung in Anspruch zu nehmen und gegen alle Versuche einer gesellschaftlich metaphorischen Indienstnahme zu schützen. Dabei kommt es ihr keineswegs darauf an, eine richtige Interpretation zu liefern, als sie die „populären Mythologien“ in ihrer verständnislosen Unmittelbarkeit und unmittelbar gesellschaftlichen Präokkupation vorbringen, sondern ausschließlich darauf, Interpretation als Bestandteil und Agent des globalen Verblendungszusammenhangs, den sie Metapher nennt, zu verhindern. „Aufklärung“ von „Metaphern und Befreiung von ihnen“ (5) ist ihr erklärtes Ziel. „Zeigen“ will sie nicht, was Krankheit ist – auch wenn diese Absicht, sozusagen als geheimes Versprechen wie immer unterschwellig die Beziehung der Leser zu ihrem Buch bestimmt –, „zeigen“ will sie nur, „daß Krankheit *keine* Metapher ist und daß die ehrlichste Weise, sich mit ihr auseinanderzusetzen – und die gesündeste Weise, krank zu sein – darin besteht, sich so weit wie möglich von metaphorischem Denken zu lösen, ihm größtmöglichen Widerstand entgegenzusetzen“ (5).

Wie wenig Susan Sontag selbst auf dieses Residuum baut, das sie Krankheit nennt, erhellt aus ihrer Einschätzung nicht der Heilungschancen der Krankheit, sondern der Bedeutung, die diesen Heilungschancen im Rahmen einer Gesellschaft zukommt, in der die Krankheit die einzige unverstellte Beziehung der gesellschaftlich vereinnahmten Subjekte verkörpert. Susan Sontag macht keinen Hehl daraus, daß die Konsequenzen, die sich aus der Heilung des Krebses für die gesellschaftlich unter unerhörten Druck gesetzten Subjekte ergeben, nur fatal sein können. Denn wenn das Subjekt nur als krankes der gesellschaftlichen Verstörung entrinnen und so etwas wie eine intakte, „ehrliche“ Objektbeziehung – zu seiner Krankheit nämlich – aufbauen kann, dann kann es seine individuelle Heilung nur als eine Zerstörung dieser intakten Objektbeziehung bzw. die allgemeine medizinische und gesellschaftliche Überwindung der Krankheit nur als Zerstörung der Möglichkeit überhaupt von Residualbeziehungen und als Etablierung der totalen Herrschaft der Metapher ansehen. Susan Sontag meint das gar nicht zynisch, sondern vielmehr resignativ. Keineswegs will sie etwa, daß der einzelne nicht gesund und die Gesellschaft nicht insgesamt vom Krebs befreit werden solle. Sie geht lediglich davon aus, daß der Krebs in dem Moment, wo

er überwunden, geheilt sein wird, zu erkennen gibt, daß er gar nicht das Gemeinte, sondern auch nur eine Metapher war und daß es daher illusorisch war, auf ihn zu bauen. „Die Krebsmetapher“, stellt sie abschließend fest, „wird überholt sein, lange ehe die Probleme, die sie so beredt reflektiert, gelöst sein werden“ (93/94). Die ideologiekritische Emphase, mit der sie auf die ideologische Funktion der „Krebsmetapher“ verweist, sollte freilich nicht übersehen lassen, wie sehr bei ihr selbst der unverstellte, mutige Blick auf die Krankheit ein Ersatz für den eigentlich notwendigen Blick auf die gesellschaftliche Realität ist, die sie als „grauenhafte Metapher“ ebenso plastisch beschwört wie nachhaltig dem Begreifen – auch dem eigenen – entzieht.

* Susan Sontag, Krankheit als Metapher, München 1980. Seitenangaben im Text

Strukturalismus und Ideologie

Zu Heide Göttner-Abendroths Matriarchatstheorie

Wenn ich das Unbehagen, das mich bei der Lektüre von Heide Göttner-Abendroths Aufsatz¹ befallen hat, in Begriffe zu fassen versuche, dann reduziert es sich für mich im wesentlichen auf einen doppelten Verdacht, der allerdings für die Definition und Einschätzung feministischer Wissenschaft zentral ist. Erstens habe ich den Verdacht, daß Heide Göttner-Abendroth mit ihrer matriarchalen Mythologie einen Bereich positiver Wissenschaft etabliert, der für sie selbst der Selbstkritik und ideologiekritischen Reflexion entzogen ist. Und ich habe, zweitens, den Verdacht, daß diese positive Wissenschaft Produkt und Teil des Strukturalismus – insbesondere der strukturalen Anthropologie französischer Provenienz – ist, der einerseits höchst unfeministisch und andererseits in der Tat höchst ideologieverdächtig ist. Mit einem Wort, das beide Verdachtsmomente zusammenfaßt: Ich fürchte, daß Heide Göttner-Abendroth einer Wissenschaft anhängt, die, anstatt Widerstand und unerbittliche Kritik zu ermöglichen und zu fördern – was ich unter Feminismus verstehe –, im Gegenteil auf Zersetzung des gesellschaftlichen Widerstandspotentials aus ist und dafür mit Ersatzbefriedigungen in entfremdeten – hier: matriarchalen, mythologischen – Zusammenhängen winkt.

Das fängt mit dem vermeintlich einfachen Bericht- oder Erzählstil an, der, alles andere als das schlichte Transportmittel der lautereren Wahrheit, in Wirklichkeit die avancierteste Technik des modernen Historikers ist, das *telling stories* (Danto), bei dem die Wahrheitsfrage längst als absurd zu den Akten gelegt ist – wobei Heide Göttner-Abendroth, auf den Spuren eines von ihr allerdings in den akademischen Positivismus förmlich zurückgezwungenen Ranke-Graves, den Absurdismus kappt und eine schlichte So-und-nicht-anders-ist-es-gewesen-Wahrheit retabliert. Weiter geht es mit dem Befund einer in Wahrheit nur für Strukturalisten erstaunlichen Regelhaftigkeit, die das, was in seiner Bedeutung erklärt werden soll, qua Regelhaftigkeit zum Bedeutenden erklärt. So waren die Tänze der Mondpriesterinnen „nicht regellos“, und sie fanden auch „nicht irgendwann“ und „auch nicht irgendwo im Gelände“ (106) statt, wobei das strukturalistische Bestaunen der Ordnung mehr will, als nur diese selbst erklären. Es signalisiert vielmehr: Achtung, hier findet

Mythos statt oder, wie es – vielleicht in Anlehnung an Weinrichs *Tempus*-Buch der 60er Jahre – heißt, „getanzte Zeit“ (106).

Die strukturalisierende Tendenz setzt sich fort in dem ethnologischen Blick auf uns selbst als die „damals abgelegenen Zonen Frankreich, England, Deutschland, Skandinavien, Rußland“ (107). Diesem ethnologischen Blick korrespondiert der alltagsethnologische Blick, der zeigt, daß nicht nur das Nächste das Fernste, sondern auch dies Nächste das im ethnologischen Sinn Merkwürdigste ist: die Spuren einer „qualitativen Zeit“ (110) beispielsweise, die „vagen Begriffe ‘vormittags’, ‘nachmittags’, ‘abends’, ‘um Mitternacht’“ (ebd.), die sich den „Händen der Wissenschaftler, Techniker und Admiräle“ (ebd.) entzogen. Diese Spuren sind in vielfacher Hinsicht gesellschaftlich harmlos und ungefährlich. Sie behaupten erstens, daß sie die gesellschaftliche Wahrheit bergen, zweitens, daß die Wahrheit nur noch in Spuren vorhanden sei, drittens, daß diese Wahrheit in spurenförmiger Weise das Ganze, freilich ein höchst reduziertes Ganzes, darstelle: die „biologische Uhr“ (112) beispielsweise, die mit „Unwohlsein, Schlaflosigkeit, Nervosität“ (ebd.) protestiert, wo es zu Verstößen gegen den von ihr verkörperten Grundrhythmus kommt – so als wäre nicht die „menschenfeindliche Maschinen-Zeit“ (113) der gesellschaftliche Grundrhythmus und, was mit „Unwohlsein, Schlaflosigkeit, Nervosität“ reagiert, der durch die Maschine längst zugerichtete Störfaktor Mensch. Entsprechend zielt die „biologische Uhr“ ebenso wie die „innere Uhr“ von Frauen“ (112) nicht auf Widerspruch, Konflikt, Aufstand, Widerstand, um es altmodisch auszudrücken: Klassenkampf, sondern auf Ausgleich und Beruhigung (vgl. ebd.).

Die Pointe des Aufsatzes – und hier hinkt Heide Göttner-Abendroth nicht mehr hinter den strukturalisierenden Wissenschaften her, sondern eilt ihnen eher ‘voraus’ – ist die Identität von Magie und Wissenschaft, damals, in matriarchaler Vorzeit, und heute, in der nach-Einsteinschen Physik. Wobei es bei der matriarchalen Mythologie eher darauf ankommt, die evidente Mythologie mit naturwissenschaftlicher „Beobachtung und Brechung“ (107) zu harmonisieren, bei der modernsten Physik dagegen umgekehrt, den Umschlag der „patriarchalisierten Zeit“ (vgl. 108 f.) in Mythologie festzuhalten. An diesem Punkt sticht das Fehlen jedes ideologiekritischen Zweifels besonders ins Auge; denn so unbefragt Heide Göttner-Abendroth die erzählbare Existenz der matriarchalen mythologischen Frühgeschichte läßt, so unbefragt läßt sie die patriarchale Aufhebung der patriarchalisierten Zeit in der nach-Einsteinschen

Physik. So „kühn“ (114) ist es unter diesen Auspizien nicht, im Zeitbegriff der modernen Physik die „spiralförmige Zeit“ (ebd.) des Matriarchats wiederzuerkennen, wenn auch in dieser Konstruktion das Aufeinandertreffen von strenger, um nicht zu sagen magischer Wissenschaftsgläubigkeit und salopper, spielerischer Wissenschaftsmagie erstaunt.

Manches, was im Zusammenhang des „Urania“-Aufsatzes nur angedeutet ist, ist in Heide Göttner-Abendroths systematischem Aufriß „Matriachale Mythologie“² bis zur Vergrößerung deutlich. Wohlgemerkt, nicht daß sie sich „unumwunden“ (202) zu ihrer Konstruktion eines frühgeschichtlichen Matriarchats bekennt, scheint mir bedenklich zu sein, sondern daß sie den Konstruktionscharakter ihrer Konstruktion nicht wahrte. Zu seinen Konstruktionen sollte man sich freilich „unumwunden“ bekennen. Für Heide Göttner-Abendroth bedeutet dieses Bekenntnis jedoch nicht eine Parteinahme für die theoretische Tendenz ihrer Konstruktion. Es weist vielmehr auf die einfache Existenz, die materiale Unmittelbarkeit des von ihr keineswegs in eine regelrechte Konstruktion, sondern wie alles ‘einfache’ Wissen in eine bloße Hypothese gekleideten Matriarchats hin. Diese Hypothese wird dann mit dem rechten wissenschaftlichen Verfahren erwiesen.

Ein unbeirrbarer Glaube an die herkömmliche Wissenschaft kontrastiert hier noch auffälliger als im „Urania“-Aufsatz mit dem revolutionären Charakter des Eruierten. „Forschung“ ist die vielbeschworene Absicht (vgl. 205), eine moderne Forschung zwar, aber in ihrer unangefochtenen Positivität, ihrem affirmativen Impetus keineswegs weniger blind als der ‘Forschungsgeist’ traditioneller Disziplinen, der das theoretische Vermögen der Universitäten bekanntermaßen ruiniert hat. Noch eklatanter wäre der Widerspruch zwischen Wissenschaftshaltung und inhaltlichem ‘Bekenntnis’, gäbe es als Vermittlungsinstanz nicht den Strukturalismus, der, alles andere als bloß eine „Schule“, der Transzendentalismus vielmehr der modernen Wissenschaft ist. Dank seines methodischen, inhaltsarmen, entpolitisierenden Rigorismus und Universalismus garantiert der Strukturalismus einerseits Wissenschaftlichkeit. Andererseits rückt er noch das Fernste in die Reichweite von Bekenntnissen. Auch das frühgeschichtliche Matriarchat ist uns dank der universalen strukturalistischen Ordnungsbegriffe nah, so wie uns schon die Indianer nah sind nebst allem, was fern ist, und so wie wir uns selbst nah sind, sofern wir nur anerkennen, daß wir uns im Grunde so fern wie die Indianer sind. Fragt sich nur, was diese auf eine unüberwindbare Ferne gegründete

Nähe für die gesellschaftliche Interpretation der Gegenwart bringt.

Fragt man sich nach dem ideologischen Anliegen des Strukturalismus, so müßte man am ehesten die Entzerrung der gesellschaftlichen Widersprüche nennen, ihre Entzerrung in Formationen des Nebeneinander, der Nähe und Ferne, der Ähnlichkeit, des exotischen Andersseins, der reizvollen Variation. Diese Ideologie ist keine selbständige Schöpfung, sondern der Reflex der Theorie auf die wirkliche moderne Unzugänglichkeit der gesellschaftlichen Widersprüche. Für diese Unzugänglichkeit – die noch die eigene, mühsam erworbene politische Identität zu einer entfremdeten Position macht – Begriffe anzubieten ist die ideologische Absicht des Strukturalismus: „Transformation“ für die Lähmung des gesellschaftlichen Bewußtseins nach der ausgebliebenen Revolution; „Konstellation“ für die imperialistische Gleichzeitigkeit der Kulturen; „Struktur“ als Maßstab und Instrument des Gleichmachens. Auch wenn Heide Göttner-Abendroth Strukturalisten – z.B. Lévi-Strauss – im einzelnen kritisiert, so läßt sie doch jede Auseinandersetzung mit der Theorie vermissen. Im Gegenteil scheint ihr die Erforschung der „inneren Struktur des Matriarchats“, seines „Strukturschemas“, „Strukturmodells“ und der „Transformationen des Systems“, der „Regelmäßigkeit dieser Transformation“ (206) die einzige „Matriarchatsforschung auf wirklich wissenschaftlichem Boden“ (ebd.). Dank ihrer, wie mir scheint, ebenso bewußtlosen wie emphatischen Option für den Strukturalismus setzt sie sich dem Verdacht aus, an dessen alles andere als am Widerstand orientierten Absichten wie immer bewußtlos teilzuhaben. Mythos und Ordnung: das ist immer noch eine, und zwar die avancierteste Formel für bürgerlichen Imperialismus, der fremde 'Mythen' adaptiert und sich selbst zur ordnungsstiftenden mythischen Zentralfigur stilisiert. Ich denke, daß auf diesem wissenschaftlichen Feld für den Feminismus nichts zu gewinnen ist. Nichts jedenfalls für einen Feminismus, der entschlossen ist, das bisherige Ausgeschlossensein der Frauen aus dem Wissenschaftsbetrieb als die Chance einer radikalen Kritik zu nutzen.

- 1 Heide Göttner-Abendroth, *Urania – Zeit und Raum der Sterne. Zum Weltbild matriarchaler Völker im Spiegel der modernen Physik*, in: *Feministische Studien* 1, 1982. Seitenzahlen im Text
- 2 Heide Göttner-Abendroth, *Matriachale Mythologie*, in: Brigitte Wartmann (Hrsg.), *Weiblich-Männlich. Kulturgeschichtliche Spuren einer verdrängten Weiblichkeit*, Berlin 1980, darin S. 202-239. Seitenzahlen im Text

*„Männlichkeiten“ im „Argument“
Von den Kalamitäten akademischer Bündnispolitik*

In seinem Heft 157 veröffentlicht das *Argument* vier Beiträge zum Schwerpunkt „Männlichkeiten“, in Heft 158 unter dem Titel „Männliche Phantasmen“ einen Diskussionsbeitrag von Kornelia Hauser, in dem sie, für einen Teil der Frauenredaktion und den Sozialistischen Frauenbund Hamburg, gegen den privat-psychologisch orientierten ‘Enthüllungsbeitrag’ von Gerhard Herrgott „Das Innerste ist das Äußerste“ polemisiert.

Betrachtet man die Stellung von Herrgotts ‘Enthüllungen’ im Ensemble der Beiträge zur Männlichkeit, dann kann man, gerade auch als Frau, nur konstatieren, daß Kornelia Hauser ihm auf den Leim gegangen ist. Sie attackiert die ‘weibliche’ Enthüllungssucht und läßt den ‘männlichen’ Akademismus ungeschoren.

Was hat zum Beispiel das Motiv abgegeben, den Beitrag von Bob Connell „Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse“ abzdrukken – vom fehlenden Bezug zum Thema „Männlichkeiten“ einmal abgesehen. Tatsächlich trägt er wenig Theoretisches zum Geschlechterverhältnis bei, liefert vor allem vielmehr – einer höchst gängigen Praxis des akademischen Etikettenschwindels folgend – eine Übersicht über Theorien des Geschlechterverhältnisses, in der des ‘name-dropping’, der bizarren, ins Feld der schönen Literatur ausgreifenden Anspielungen kein Ende ist. Was er selbst theoretisch beiträgt, ist durch die eingangs mit großem Pathos vorgetragene, gleichzeitig völlig unexpliziert bleibende Grundhypothese, das Geschlechterverhältnis sei eine „Struktur“, die „voll mit der Struktur der Klassenverhältnisse vergleichbar“ sei (330), weitgehend zur Dunkelheit verurteilt.

Müßte aber die theoretische Kompetenz gegenüber einer solchen Hypothese, der Grad der beileibe nicht nur im Kopf vorauszusetzenden, sondern im Text selbst vorgeführten Vermittlung, nicht geradezu das Auswahlkriterium für die Aufnahme des Textes im marxistischen *Argument* sein? Offenbar sind die Kriterien andere. Hingenommen wird, daß Connell zu Beginn seiner Theorien-Übersicht den historischen Materialismus mit einer Anspielung auf Jürgen Habermas, der alles andere als ein historischer Materialist ist, aus dem Feld räumt, um ihn zugleich als heimlichen Bezugspunkt bei der Darstellung der von ihm präsentierten

Theorien zu behalten, die er nach dem jeweiligen Grad ihrer Historizität und Gesellschaftlichkeit sortiert. Gewonnen wird durch die Hinnahme dieses offensichtlich zweifelhaften Verfahrens die Möglichkeit eines akademischen Dialogs mit eben jenem Teil der modernen Soziologie, die Connell als „kritische und analytische Literatur von einer solchen intellektuellen Lebendigkeit und praktischen Bedeutung“ preist, „wie das in keinem anderen Bereich der Sozialwissenschaft der Fall ist“ (330). Wird aber die theoretische Auseinandersetzung zwischen dem eher traditionalistischen Marxismus und der modernen Soziologie ausgeklammert, bleibt der Dialog ein Scheindialog – und erfüllt damit übrigens eine zentrale Bedingung des modernen akademischen Betriebs: Volumen zu haben, ohne durch die Materialität der Gegenstände zu einer theoretischen Parteinahme gezwungen zu werden. Da nützt es wenig, wenn Connell reichlich Gebrauch von theoretischen ‘Kampfbegriffen’ wie „Politik“, „Macht“ und „Unterdrückung“ macht, wenn er im strukturalistisch gereinigten Feld „Dialektik“ einklagt und eine komplexe historische Betrachtung fordert. Solange er diese Begriffe nur nachschiebt, um einem strukturellen Grundmodell nachträglich Realität und Farbe zu verleihen, macht er sich nicht etwa um die Modernisierung der Marx-schen Gesellschaftslehre verdient, sondern stellt sie vielmehr auf den Kopf: Die strukturalistische Grundannahme von ‘Praxen’, in denen die Menschen ihre „gesellschaftlichen Beziehungen gestalten“ (339), widerspricht dem marxistischen Gesellschaftsmodell nun mal in der doppelten Hinsicht – und das ist ja auch zweifellos ihr wissenschaftspolitischer Zweck –, daß sie, im Gegensatz zum Marxismus, keine Hierarchie der ‘Praxen’ und keine wesentliche Heteronomie der ‘Praxen’ annimmt. Konsequenz dieser anderen, mit dem Marxismus allerdings nicht mehr vermittelbaren Orientierung ist beispielsweise die strukturalistische Gleichbehandlung von Geschlechterverhältnissen und Klassenverhältnissen, dergestalt daß der moderne Wissenschaftler entweder die Darstellung von Geschlechterverhältnissen durch Klassengeschichte oder die von Klassenverhältnissen durch Elemente der Geschlechterauseinandersetzung beliebig auffüllen kann. Eine andere Konsequenz dieser fundamental unmarxistischen Orientierung ist die voluntaristische Ausblendung eklatant heteronomisierter gesellschaftlicher Zusammenhänge wie des Kapitalzusammenhangs und die Hinwendung zu Bereichen einer vermeintlich unmittelbaren gesellschaftlichen – ethnologischen, alltagsethnologischen, geschlechter- und triebbezogenen – Praxis, und

zwar ohne Rücksicht auf ihre mögliche fundamentale Heteronomisierung durch den ausgeblendeten Kapitalzusammenhang.

Chris Cunneens Aufsatz über „Arbeiterjungen und ‘Verbrechen’“ kann offenbar als eine Anwendung von Connells Begrifflichkeit verstanden werden. Mit Connell teilt Cunneen jenes Zugleich von oppositioneller Gesinnung und haltlosem Akademismus, das die Argumentation undeutlich und mehrg leisig, den Argumentationston so entschieden wie die Argumentationsabsicht dunkel macht. In verwirrendster Weise kontrastiert bitter-zynische Ironie gegenüber der naiven Ungesellschaftlichkeit mancher besprochener Theorien mit der faktischen Dürftigkeit der eigenen, als sensationell präsentierten Ergebnisse.

Vorgestellt als ein „Versuch, das Durcheinander von Klasse und Geschlecht zu ordnen“, bietet der Aufsatz sich denn zunächst auch selbst als ein regelrechtes „Durcheinander“ dar, das sich erst „ordnet“, wenn man die Aufmerksamkeit weg von der inhaltlichen Fragestellung auf jenen methodologischen Balanceakt richtet, der offenbar Cunneens sämtliche konzeptionelle Energien absorbiert. Sieht man von der umständlichen Erörterungsform ab, dann polemisiert Cunneen im ersten Teil des Aufsatzes offenbar gegen eine typische Äquivokation der konformen Soziologie: die ‘Verwechslung’ der Rollen von Kapitalismus und Mutter in den Ätiologien männlicher Kriminalität, Stichwort: Die Mutter ist schuld. Von Anfang an begnügt Cunneen sich aber nicht mit dieser Perspektive der Kritik, sondern moniert ganz ebenso wie das Fehlen eines ökonomischen das eines geschlechterorientierten Bezugs. Nicht nur gilt die Ineinsetzung von Kriminalität und männlicher Kriminalität als ebenso fatal wie die von Kapitalismus und Mutter; den Autoren, die, wie Cunneen im zweiten Teil des Aufsatzes zeigt, sich ausdrücklich um eine politökonomische Erklärung der Kriminalität bemühen, wird auch das Fehlen einer geschlechterorientierten Perspektive ausdrücklich angekreidet. So macht laut Cunneen Seabrock „zwar die Bedeutung der Marktbeziehungen“ für die jugendliche Kriminalität deutlich, „aber sieht nicht, daß diese Beziehungen in einer Geschlechterordnung stehen“ (375).

Im dritten Teil stellt Cunneen nun nicht etwa die gleichzeitige Virulenz von Kapitalismus und „Geschlechteranordnung“ in jedem für die Kriminalitätssoziologie relevanten Gegenstand unter Beweis, sondern präsentiert mit dem juvenilen Autodiebstahl den besonderen Gegenstand, der den diffizilen, um nicht zu sagen „widersprüchlichen

Anforderungen“ (371) nun nicht von „Kapitalismus und Patriarchat“ (ebd.), sondern der Soziologie zu genügen vermag. Was diesen Gegenstand auszeichnet, ist ja keineswegs bloß seine seit vielen Jahren unbestrittene Bedeutung als ‘typisch kapitalistisches’ Vergehen, sondern auch die freilich schon abstruse methodologische Tatsache, daß bei ihm die konventionelle, automatische, unbewußte Ausgrenzung des weiblichen Geschlechts die Bedeutung einer regelrechten und wohlbegründeten methodischen Entscheidung annimmt: Beim juvenilen Kraftfahrzeugdiebstahl spielen die Frauen keine Rolle; folglich handelt es sich bei ihm um ein „hochgradig geschlechtsspezifisches Verhalten“ (374)! Bedenkt man, wie altmodisch, ‘theoretisch ausgereizt’, das Auto als Statussymbol ist, wie sehr es andererseits gerade in seinen geschlechtsspezifischen Konnotationen in die Hände der durchaus auch theoretisch orientierten, um primäre Fortentwicklung, nicht bloß um Reflex bemühten – von Cunneen denn auch ebenso brav wie verständnislos zitierten – Reklame übergegangen ist, dann muß man sagen: Der Preis, den die methodologische Parallelisierung von Produktions- und Geschlechterverhältnissen kostet, ist zu hoch; die Deformationen, die diese Gleichsetzung, und zwar auf allen Ebenen der Darstellung und bis in die feinsten Verästelungen hinein, zeitigt, sind einfach zu groß.

Ich will auf eine Darstellung von Peter Middletons Aufsatz über „Die begrenzte Relevanz des Geschlechterunterschieds“, der der vierte Beitrag zum Schwerpunkt „Männlichkeiten“ ist, hier verzichten. Allem entschieden vorgetragenen Materialismus zum Trotz bricht er keineswegs ernsthaft mit den von mir kritisierten Prinzipien einer sich vor allem bündnisfähig gebenden modernen fortschrittlichen Soziologie. Ich will mich aber keineswegs um den Versuch drücken, den von Kornelia Hauser inkriminierten Aufsatz Herrgotts in den Zusammenhang der hier vorgestellten Kritik einzuordnen, das heißt seine Stellung in der modernen soziologischen Debatte zu bestimmen.

Orientiert man sich an Kornelia Hausers „feministischer“ Kritik, dann spielt Herrgott innerhalb dieser Debatte so etwas wie die Rolle eines unerwünschten Bündnispartners. Sein Text ist die Verkörperung dessen, was sich der Marxismus einhandelt, wenn er sich auf den Markt der soziologischen Meinungen begibt, und was der Feminismus sich einhandelt, wenn er Zutritt zum akademischen Markt begehrt. Wie soll sich der bündnishungrige Marxismus gegen einen solchen Text wehren, der sich als Inbegriff eines theoretischen Bündnisses – von Bhagwan bis

W. F. Haug – präsentiert? Und wie soll sich der Bündnispartner par excellence, der Feminismus, gegen einen solchen Text wehren, der sich, den mittlerweile standardisierten Tribut an Intimität und spontaner Erinnerung entrichtend, als Inbegriff eines feministischen Bündnisobjekts präsentiert? Kornelia Hausers Replik merkt man die Rage über Herrgotts feministische 'Verkleidung' ebenso an wie die Sorge, mit ihrer Kritik nicht nur den 'verkleideten', sondern auch den 'echten' Feminismus zu treffen. Diese Sorge ist sicherlich nicht unbegründet, ist bei dem theoretischen Anerkennungsverfahren, das der Feminismus seit geraumer Zeit anstrengt und das auf die Ersetzung der abstrakten, hierarchischen marxistischen Begriffe durch konkrete „Praxen und gelebte Erfahrungen“ (Hauser, 557) als offenbar entscheidende Bedingung für diese Anerkennung zielt, die Karikatur doch schon vorprogrammiert: Wer rettet uns vor den „Erfahrungen“, wenn sie nun mal „gelebt“ werden?

Zweifellos gehört Herrgotts Text in den Bereich der Karikatur, aber nicht, weil er Autobiographisches nach Art eines Journal intime erzählt, sondern weil er Intimes auf den theoretischen Markt trägt – es in einer theoretisch bereits 'angedauten' Form zur theoretischen 'Weiterverdauung' offerierend – und es damit gegenüber der Wissenschaft prostituiert. Wenn Kornelia Hauser die „Form, in der Autobiographisches im Argument dargeboten werden kann“ (555), diskutieren will, dann zielt sie zwar genau auf diesen Punkt, ohne jedoch, wie mir scheint, dem wirklichen Zusammenhang zwischen *Argument*-Theorie und Autobiographischem die rechte Aufmerksamkeit zu schenken. Hätte Herrgott der Wissenschaft jemals sein Journal intime offeriert, wenn diese Wissenschaft ihm nicht durch die Form ihres Umgangs mit dem Feminismus die heftigsten Avancen gemacht hätte? Hätte er es jemals offeriert, wenn er nicht, dem modernen Wissenschaftsgebaren folgend, selbst schon ein äußerst theoretisiertes, will sagen entfremdetes Verhältnis zu seinem Intimsten hätte, dergestalt, daß er es ohne Prostitutionsbewußtsein prostituieren kann; denn es ist ja sein theoretisches Alter ego, das hier prostituiert. Und hätte die Wissenschaft jemals Mühe gehabt, einen solchen Text als für ihr eigenes Image schädlich abzulehnen, wenn ihr nicht zugleich mit dem Dogmatismus von Marx und der Rigidität von Freud auch die Kriterien des Neinsagens abhanden gekommen wären; denn das kann sie ja nun nicht mehr, Erfahrung als Nichterfahrung, Praxis als das Gegenteil davon bestimmen. Wie soll sie es anstellen, wenn sie es, wie im Fall Herrgotts, dennoch tun müßte?

Vermutlich wird Kornelia Hauser mir unfruchtbare Abstraktheit der Kritik vorwerfen; dagegen arbeite ihr theoretischer Feminismus sich mühsam am Konkreten ab. Ich möchte meinen Zweifel an ihrem Praxisbegriff dagegensetzen, und im übrigen: Das Würdigen – von „Praxen“, „Erfahrungen“, „anderen Logiken“ – war noch nie eine Methode der Dialektik.

*Was hat die Psychologie mit den Frauen, und was haben die
Frauen mit Psychologie zu tun?
Frauen zwischen Ideologie und Wirklichkeit*

Früher hatte ich, was die Neuzeit angeht, die Vorstellung einer gradlinigen Entwicklung, in der Art, daß es immer aufwärts oder vorwärts gehe. Heute denke ich, daß speziell das 19. Jahrhundert, das dank seiner Neigung zur Wert- und Werteproduktion für meine kindliche Vorstellung vom Gang der Geschichte sicherlich mitverantwortlich ist, gerade in ideologischer oder moralischer Hinsicht einen ganz großen Rückschritt verkörpert. Zahlreiche Tabus, die noch bis vor kurzem als gottgegeben oder natürlich, schicksalhaft und ewig galten bzw. gegen die wir – die Nachkriegsgeneration, Initiatoren der Studentenrevolte etc. – als erste zu revoltieren glaubten, sind eine Erfindung des späten 19. Jahrhunderts und von daher eher Trödel als antik. Ich vermute, daß zu diesem Trödel auch die allzuleicht für zeitlos gehaltene, quasi biologisch begründete Vorstellung von der Frau als Psychologin gehört. Die Frau, das war die „geborene Psychologin“. „Du als Frau“, das hieß – oder heißt immer noch – soviel wie „du als Psychologin“. Die „kluge Frau“, das war von Nesthäkchen bis zu den Heldinnen der Frauenseiten die Frau mit dem „psychologischen Verstand“, dem „psychologischen Gespür“. Und wenn man in die Verlegenheit kam, sich die Sache historisch, nämlich unter Einbeziehung der Zeit vor dem 19. Jahrhundert, zu überlegen, wo die Frau noch keine Privatsache war und wo es gleichwohl schon Psychologie gegeben hatte – davon ging man jedenfalls aus –, dann wurde für diese zweifelhafte Zeit die Frau als Intrigantin in Anspruch genommen; denn ohne den entsprechenden privaten Raum, den erst das 19. Jahrhundert in direkter Linie vom Paradies ableitete, war Psychologie eben Intrige.

Da wir – und ich sage es jetzt einmal so dogmatisch –, wir Bürgerkinder des 20. Jahrhunderts nämlich, unser gesamtes ökonomisches Schwergewicht und damit unser gesamtes ideologisches, moralisches oder psychologisches Selbstverständnis dem 19. Jahrhundert, insbesondere dem in diesem Jahrhundert stattgehabten kapitalistischen Wertbildungs- und bürgerlichen Formierungsprozeß verdanken – und dieser Sachverhalt wird durch den emphatischen Rückbezug der heutigen

Bürgerbewegungen auf das 18., das Aufklärungsjahrhundert, nicht einfach außer Kraft gesetzt –, so ist es für uns außerordentlich schwer, uns von den ideologischen Kreationen des 19. Jahrhunderts zu trennen bzw. sie als einfach gegenstandslos zu den Akten zu legen. Und das sind sie wohl auch nicht: einfach gegenstandslos. Zumindest sind sie Ausdruck des konkreten, in Gebilden wie der Deutschen Bank oder dem IWF durchaus greifbaren Tatbestands der Verselbständigung des Kapitals und damit auch des Rückzugs der Ökonomie aus der Seele des einzelnen, und sie haben die sehr konkrete Funktion, die Existenz dieses verselbständigten Kapitals möglichst vergessen zu machen. Wenn man daher die Gretchenfrage stellt: Ja, was hat denn eigentlich die Psychologie – und abgeleitet: die Frau – mit dem Kapital zu tun, so kann man auf diese Frage im Grunde die beiden einander ausschließenden Antworten geben: alles und nichts. Nichts, weil sie ja nachweislich nicht in ökonomischer Terminologie redet – über den symptomatischen Anteil der Ökonomie an der psychologischen Begriffsbildung, die „Wiederkehr des Verdrängten“ etwa in der modernen Verhaltenspsychologie, rede ich hier nicht –, alles aber, weil sie damit zur Erhaltung des Status quo beiträgt, indem sie, anstatt über die Verselbständigung des Kapitals zu reflektieren und damit zumindest theoretisch an der Auflösung solcher Gebilde wie der Deutschen Bank zu arbeiten, die durch die Verselbständigung des Kapitals allererst ermöglichte Illusion eines von ökonomischer Fremdbestimmung freien, subjektiven Spielraums der Persönlichkeit begünstigt und verstärkt.

Ich will nur andeuten, daß diese Funktion der Psychologie die Frauenbewegung nicht gleichgültig lassen kann. Sind die Frauen, abgesehen vom ökonomischen Bedarf, heute vielleicht deshalb so en vogue, weil sie ganz ähnlich wie die Psychologie eine ökonomiefreie oder doch von ökonomischer Fremdbestimmung freie Sphäre suggerieren, in der angeblich nicht abstrakte, verselbständigte Herrschaft, sondern freie, subjektive Tatkraft dominiert?

Ich will aber, was die Rolle der Psychologie als Spiegel und Begleiterin der Kapitalentwicklung und zugleich die naturwüchsige Allianz der Frauen mit der Psychologie angeht, eine Einschränkung machen; denn so einzigartig und unersetzlich, wie das 19. Jahrhundert das sah und wie sie bis weit in das 20. Jahrhundert hinein gegolten hat, ist die Psychologie nicht. Ein wenig gehört sie sogar schon zum alten Eisen, und wir sollten die Gelegenheit, über sie zu sprechen, deshalb auch als eine Gelegenheit

nutzen, über ihre aktuelle Rolle bzw. ihre jüngere Vergangenheit hinauszudenken. Ins Bewußtsein dringen Realprozesse bekanntlich nur allmählich ein, aber mit der gehörigen Verzögerung merken wir doch – und wieder kommt den Frauen hier eine besondere Rolle zu –, daß etwa die Computertätigkeit mit ihrer einzigartigen Verbindung von Kreativität und mangelnder Reflexion, von Abstraktheit und fehlender Theorie, äußerster kombinatorischer Freiheit und ebenso äußerster Gleichförmigkeit und also, auf die Anonymität der ökonomischen Machtverhältnisse bezogen: in ihrer einzigartigen Verbindung von Freiheit und Sklaverei, der würdige Nachfolger der Psychologie, zumindest ihr ebenbürtiger Partner ist. Und wie gesagt, hier sind ebenfalls die Frauen angesprochen; denn auch hier macht man ihnen allerlei zweideutige Angebote, zweifelhafte Komplimente; schließlich wissen wir ja alle, sage ich „augenzwinkernd“, daß Frauen im Grunde ganz helle sind, daß es ihnen in den gelenkigen Fingern juckt, wenn sie den schwerfälligen Ehemann am Bildschirm sitzen sehen, weil sie das nämlich aus dem Effeff können: nachdenken, ohne nachzudenken, kombinieren, ohne den kombinatorischen Rahmen auch nur mit einem einzigen kleinen Gedanken zu überschreiten, in Beziehungen denken, ganz gleich, ob es sich um Liebesbeziehungen oder binäre Strukturen ihres PC handelt, kurz: aus dem Bestehenden das Beste zu machen, was zumindest beim Computer, wo die Kombinationsmöglichkeiten unendlich sind, eine lohnende und allein dank ihrer mathematischen Unendlichkeit Freiheit vorgaukelnde Beschäftigung ist.

Soviel zur Psychologie als gewesene. Und jetzt zurück zu ihr als bestehende, als ein gewohntes, von uns allen mit quasi angeborenem Verständnis, eingeborenem Vertrauen gehandhabtes Instrumentarium, eine regelrechte Heimat, ein vertrautes Milieu, eine Gelegenheit für Plauderstündchen und höheren Tratsch ebenso wie für todernst gemeinte Analysen und endlose Grübeleien. Ich will bestimmte Bereiche ansprechen, die mir wichtig erscheinen und die zugleich meine eigene Erfahrungsgeschichte mit dem Komplex Frauen und Psychologie nachzeichnen.

Konfrontiert worden bin ich mit diesem Komplex in Gestalt von Alice Miller und ihrem Buch „Das Drama des begabten Kinds“. Ich las es, weil ich es geschenkt bekommen hatte, und schrieb einen Essay darüber, weil ich es mir nicht verzeihen konnte, daß ich es gelesen hatte. Ich habe diesen Essay „Psychoanalyse als Selbsterfahrung“ genannt¹

und bin mit ihm so wie seinerzeit mit meinem allerersten Unireferat durch alle Höllen der Textproduktion gegangen. Ich wollte ein für allemal fertig werden mit Alice Miller, die mir als ein Monstrum erschien, eine Karikatur der intellektuellen Frau – und, in noch unklarer Weise, als eine Frau, die ihre Weiblichkeit mißbrauchte –, eine unmittelbare Bedrohung meiner eigenen damals noch sehr psychoanalytisch gefärbten Identität, versuchte ich selbst doch das realgeschichtliche Substrat der psychoanalytischen Kategorien herauszubekommen, und was machte demgegenüber Alice Miller? Etwas ganz Ähnliches, wenn auch klappmechanisch Verkürztes, Kurzgeschlossenes, zerrspiegelhaft Verdrehtes, indem sie kurzerhand die inneren Vorgänge für äußeres Schicksal erklärte. Sie übersetzte nämlich nicht, sondern sie betitelte um: Was früher Phantasie war, Verführungsphantasie, hieß jetzt Ereignis, Vergewaltigung. Wenn ich das einmal benannt und in seiner historischen Funktion erklärt hatte, dann wollte ich mich nie wieder um Alice Miller kümmern müssen. Da wußte ich noch nicht, daß ich so etwas wie die Stammrezensentin von Alice Miller werden würde, und ich konnte ja auch nicht ahnen, daß Alice Miller dazu bestimmt sein würde, dem Suhrkamp-Verlag in den Schaufenstern der damals aus dem Boden sprießenden Frauenbuchläden einen Stammplatz zu sichern, und nicht zuletzt deshalb die Zeit ihrer größten Produktivität noch vor sich hatte.

Heute fällt es mir nicht mehr schwer zuzugeben, daß ich ohne meine Auseinandersetzung mit Alice Miller zum Thema „Frauen und Psychologie“ wenig zu sagen wüßte. Ich versuche noch einmal die beiden Aspekte auf den Punkt zu bringen, die ich an ihr so unendlich symptomatisch, beinahe systemsprengend wichtig finde: daß Psychologie für sie nichts Inneres, geschweige denn Unbewußtes oder gar Autonomes mehr, sondern ein mit Intensität und Gefühl aufgeladener Reiz-Reaktions-Mechanismus ist und daß sie bei diesem Umbau der Psychologie ihrer eigenen – soll ich sagen: zufälligen? – Weiblichkeit eine geradezu missionarisch-messianische Rolle zuweist. Tatsächlich ist bei Alice Miller die Weiblichkeit ein wesentlicher Bestandteil ihrer intellektuellen Botschaft und hat eine wichtige Funktion bei der Euphorisierung einer als subjektlos empfundenen, fremd und böse gewordenen Welt. Sie ist der Punkt, an dem Innenwelt und Außenwelt zusammenfallen, an dem die Reiz-Reaktions-Theorie recht bekommt.

Die Mühen, die ich mit Alice Miller hatte, vor Augen oder vielmehr im Nacken, bin ich vor einem anderen Bereich, in dem sich der Komplex

Frauen und Psychologie in deprimierender Weise offenbart, immer wieder zurückgeschreckt. Dieser Bereich ist die Frauenseite traditioneller bürgerlicher ebenso wie linksliberaler Zeitungen. Was geht auf diesen Seiten vor sich, die den übrigen Sparten des Journalismus ja dies voraushaben, daß für sie kein Thema tabu ist, jedenfalls wenn es vom Frauenstandpunkt abgehandelt werden kann, wobei „tabu“ nun auch wieder nicht zu wörtlich genommen werden darf, sondern so etwas wie „menschlich tabu“, und das heißt *bloß* „menschlich tabu“, also nichts anderes als eben „psychologisch“ bedeutet. Und so werden in erster Linie menschliche Tabus oder psychologische Tabus zur Sprache gebracht: dicke Frauen, magere Frauen, aidskranke Frauen oder solche mit aidskranken Männern, glückliche Ehefrauen, unglückliche Ehefrauen, kinderlose Frauen, kinderreiche Frauen, alte Frauen, ganz alte Frauen und ganz ganz alte Frauen – wobei hier „Frauen“ auch schon mal durch „Leute“ ersetzt werden darf. Nichts ist zu erschütternd, um nicht aufs Papier gebracht, im Dokument festgehalten, gefeatured, zergliedert und neu zusammengesetzt zu werden. Folgt in der Regel eine Kontaktadresse sowie eine Bücherliste. So weit, so gut.

Oder vielmehr so schlecht. Denn was diese Art der Thematisierung psychologischer Tabus leistet, ist, um es wiederum in einem Satz und auf den ersten Blick ein wenig dunkel, gar tautologisch zu formulieren, die gleichzeitige Thematisierung und Tabuierung des allgemeinen gesellschaftlichen Wunsches nach Veränderung. Das muß genauer erklärt werden; denn natürlich würde zumindest die Redakteurin und sicher auch jede, wie es im Leserbriefjargon heißt, „persönlich betroffene“ Leserin protestieren. Die entscheidende Veränderung, würden sie argumentieren, ist doch nicht, daß sich wirklich etwas ändert, sondern daß das Schweigen gebrochen wird. Oder sie würden argumentieren, das Entscheidende sei doch nicht die allgemeine, sondern im Gegenteil die konkrete Veränderung, die den einzelnen aus seiner tödlichen Isolation befreit und ihm sein Schicksal generell als *veränderbar* vor Augen führt!

Ich will, um diesem zentralen Einwand zu begegnen und zugleich deutlich zu machen, was ich meine, ein Beispiel heranziehen. Und zwar will ich mit diesem Beispiel zeigen, daß das jeweils mit Pathos angesprochene Thema dank seiner besonderen Darstellungsform sowohl das Veränderungsversprechen als auch die Garantie der Nichtveränderung enthält. Mein erstes Beispiel ist – Zufall oder nicht – von der Frauen- auf die Wissenschaftsseite gerutscht. Es ist ein von einer Frau verfaßter und

im letzten Jahr auf der Wissenschaftsseite der *Frankfurter Rundschau* veröffentlichter Artikel über Bulimie. „Zwischen Heißhunger-Anfällen und extremem Fasten – Phänomen der Bulimie nimmt immer mehr zu“, lautet die Überschrift. Der geniale Einleitungssatz: „Was haben eine Modenschau und ein Kongreß gemeinsam? In beiden Veranstaltungen spielt das Schlankheitsideal...“ und so weiter. Noch bevor der Zusammenhang von Frauen und Bulimie in irgendeiner Weise problematisiert werden kann, ist in dieser Einleitung ein Bild der Frau reproduziert und zementiert – und zwar von einer Frau! –, ein Bild zwischen den Koordinaten Mode und Modenschau, Schlankheit und Schlankheitsideal sowie von ihr als dem chronischen Objekt von Medizinerinnen, das in tausend Zeilen unbarmherziger Analyse nicht mehr destruiert und zum Verschwinden gebracht werden könnte. Frauen zu thematisieren, sage ich also in einer ersten Schlußfolgerung – zumal sie in ihrem Leiden zu thematisieren –, bedeutet also auf keinen Fall, sie aus den gewohnten terroristischen Koordinaten herauslösen, ihnen eine Veränderungschance geben zu wollen.

Ich greife einfach einen der nächsten Sätze heraus. „Schon die Mehrzahl der zehn- bis zwölfjährigen Mädchen hält sich für zu dick“, erklärt Reinhard Tuschl vom Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München. Ich unterdrücke meinen Neid von wegen dem schönen Posten, den der Mann innehat, und stelle lediglich fest, daß die Konstellation die alte ist: der Forscher oder Therapeut ist männlich, der hysterische Patient ist ebenso weiblich wie der qua *Déformation* professionelle womöglich nicht weniger hysterische Berichterstatter. Wissenschaftstheoretisch sind wir zwar mit Freud fertig, aber wissenschaftsorganisatorisch treten wir offenbar auf der Stelle, und wenn ich mich im solchermaßen vorgegebenen Rahmen entscheiden müßte, dann würde ich Freud gegenüber dem Max-Planck-Institut immer noch den Vorzug geben. Denn was wird durch dieses vornehme Institut eigentlich verlautbart? Viele Mädchen hielten sich für dick? Ja, sind sie nun zu dick, oder sind sie es nicht? Als Lehrerin würde ich sagen, sie sind eindeutig zu dick, zumal ich täglich sehe, wie sie sich ernähren. Aber da ich selbst eher dünn bin, mag es ja sein, daß mein Urteil getrübt ist. Schließlich, wer weiß, vielleicht bin ich magersüchtig und weiß es nur nicht! Aber auch wenn man nicht sagen kann, ob sie nun eigentlich zu dick sind oder nicht – und ich gebe zu, Korpulenz ist eine relative Größe –, dann kann man immer noch fragen, wer es ihnen eingeredet hat. Daß sie zu dick seien nämlich. Nur die

Mannequins auf den Laufstegen, ist das wirklich so? Was hat die Medizin in den Wirtschaftswunderjahren denn gepredigt, bzw. worüber hat sie im nachhinein ein zünftiges Lamento angestimmt? Wer hat denn über Herz und Kreislauf und so weiter, über die Folgen von Tabak, Alkohol und Fett lamentiert, Szenarien, wie man es heute nennt, entworfen oder, wie man früher sagte, Katastrophenbilder an die Wand gemalt und ist damit im eigentlichen Sinn für das sektiererische Gebaren der achtziger Jahre verantwortlich? Wer andererseits hat die Mütter gehindert, in Ruhe den Appetit ihrer Babys oder die Spendierfreudigkeit ihrer Brust zu studieren, wer hat sie denn aus einem abstrakten Sicherheitsdenken, einer abstrakten Krisenprophylaxe heraus, die mit dem Hinweis auf die Hungersnöte der Kriegs- und Nachkriegszeit nur mühsam zu entschuldigen ist, förmlich gezwungen, ihr Kind nach der Richtschnur alberner Tabellen systematisch zu überfüttern und damit, während das Lamento über die Verfettung der bundesrepublikanischen Jugend schon unüberhörbar war, die zum wirksamen Double-Bind nötige Gegenarie angestimmt? Wer redet hier eigentlich vom Dicksein und wird dafür offensichtlich von der Gesellschaft bezahlt? Doch nicht die Mädchen, sondern die Medizin, die noch einmal zynisch problematisiert, was der Markt gelassen als Käuferwunsch befriedigt: als Warenhunger nämlich, sei's Freßgier oder Schlankheitsideal. Aber ich merke, wie ich mich ereifere, und ich will doch nur die versprengten Phänomene aufzeigen.

Ich zitiere: „Die Mediziner und Psychologen des MPI...sehen in häufigem Diäthalten und Fasten unter bestimmten psychologischen Voraussetzungen die Auslöser von Eßstörungen.“ Wohlgemerkt, das formuliert eine Frau, und wir können es der Formulierung durchaus nicht anmerken, daß sich ihr dabei die Haare gestäubt hätten. Denn was ist eigentlich Diät? Der MPI-Definition zufolge kein *Ausdruck* von Eßstörungen, sondern ein *Auslöser* von Eßstörungen. Ich würde dagegen meinen, daß, wie das MPI formuliert, „häufiges Diäthalten und Fasten unter bestimmten psychologischen Voraussetzungen“ nicht erst ein *Auslöser*, sondern bereits ein *Ausdruck* von „Eßstörungen“ ist, so daß die uneingestandene Logik der MPI-Argumentation also die wäre: gestört essen – und jeder wird mir zugeben, daß das eine mögliche Definition von Diät ist –, also, gestört essen löst Eßstörungen aus. Ein Bravo für die Wissenschaft!

Weiter. Die Bulimie ist eine schlimme Krankheit. Gravierende Schädigungen der Organe sind die Folge. „Extremes Fasten, wie es die Buli-

mikerinnen zwischen ihren Freß-Orgien betreiben, führe zu einer Abnahme der Gehirnmasse.“ Hier bekomme ich es als Mutter dreier Töchter im Freßalter, denen ich gelegentlich wegen ihres Süßigkeiten-, Chips- und Falafelkonsums drastische Vorhaltungen mache, mit der Angst. Schuldgefühl überfällt mich. So schlimm hatte ich es mir nicht vorgestellt, daß sogar das Gehirn kleiner wird! Angstvoll überfliege ich den nächsten Satz: „Nach unserer Erfahrung ist dieser Vorgang aber umkehrbar“, sagt der Herr von der Wissenschaft, und jetzt bin ich wirklich erleichtert. Weder Kosten noch Mühe würde ich scheuen, um den „Vorgang umzukehren“. Und wie steht es mit den Kosten? „Nach unserer Erfahrung ist dieser Vorgang aber umkehrbar“, sagt der Herr von der Wissenschaft, „wenn die Betroffenen wieder normal essen.“ Nachdem meine kleine Angstattacke abgeflaut ist, beschließe ich, meinen verfressenen Wohlstandstöchtern ungeniert weiter zu drohen. Wenn ich fertig bin, können sie ja wieder „normal essen“. Ich frage jetzt ausdrücklich nicht: „Was ist eigentlich normal?“

Gern würde ich das Thema wechseln, will aber, weil er mich persönlich berührt hat, den Schluß des Artikels nicht verschweigen. Meine private Erinnerung beherbergt nämlich als eine der Schreckensgeschichten meiner Eltern die Anorexia nervosa, die Magersucht der jungen Mädchen, die von ihnen als eine der klassischen, noch im 20. Jahrhundert tödlich verlaufenden Krankheiten des Jugendalters gefürchtet und verehrt und in dieser Zweideutigkeit an ihre Töchter weitergegeben und in ihr Herz gesenkt wurde. Als die Bulimie aufkam, fragte ich mich gekränkt nach der Notwendigkeit für den neuen Namen für eine, wie ich meinte, alte Krankheit. War es, weil man den „Kotzfaktor“ heute höher bewertete als früher – denn ich erinnere mich, auch zu meiner Zeit wurde eifrig gekotzt –, oder war ich bloß so alt, daß ich an einer der sich periodisch ereignenden Umbenennungen teilnehmen sollte? Sollte ich – wie ich es als Kind bei meinen Großeltern erlebt und höchst langweilig gefunden hatte – sagen: „*Früher* nannten wir das Anorexia nervosa?“

Die Forscher vom MPI indessen haben offensichtlich ein historisches Bewußtsein – vielleicht sind sie einfach genauso alt wie ich –, jedenfalls zeigen sie sich im Gegensatz zu den modernen Medien an der *Differentia specifica* von Anorexia nervosa und Bulimie durchaus interessiert. Nach den dramatischen Beschreibungen der letzteren hätte man meinen können, diese müsse aller damit verbundenen logischen Widersprüche zum Trotz eher noch eine Radikalisierung, das heißt eine den irgendwie

verlogenen Zusammenhang von Fasten und Kotzen auf die wohlstandsmäßige Wahrheit von, in Wirklichkeit, Fressen und Kotzen zuspitzende Radikalisierung der Anorexia nervosa sein. Die Forscher vom MPI teilen dagegen meine altmodische Ansicht, daß es, folgt man den elterlichen Mythen, gar nichts Schlimmeres als die Anorexia nervosa geben *kann!* – auch wenn dies dem Renommee der Bulimie schaden und ihre medialen Verwertungschancen einschränken muß. „Die Heilungschancen für Eß-Brechsüchtige sieht“ der Herr vom MPI „wesentlich größer als für Magersüchtige“. Und nun kommt’s: „Magersüchtige haben einen eisernen Willen: Wenn sie hungern wollen, dann werden sie auch nicht schwach“, stellt er fest. Und was fügt die Berichterstatte^rin der *Frankfurter Rundschau* aus eigenen Stücken hinzu? „Die Willensschwäche der Bulimikerinnen rettet ihnen also unter Umständen das Leben.“ Soll man – angesichts dieser Gleichsetzung von weiblicher Stärke und Tod, weiblicher Schwäche und Leben – nun an eine Verschwörung glauben oder nicht?

Was ich an diesem Text zeigen wollte, ich habe es über den Pointen fast vergessen – und mit Grund. Wovon ich scharfzüngig zwar, aber immer noch allzu gutmütig ausgegangen bin, daß die Frauenseiten unserer Tageszeitungen die tabuisierte Forderung nach allgemeiner gesellschaftlicher Veränderung gleichzeitig thematisieren und ins Tabu zurückschicken, davon werde ich wohl abrücken müssen. Zu deutlich zeigt das Beispiel Bulimie, daß es bereits um die Existenz, die unbefangene Materialität des Tabuthemas und nicht erst um seine Interpretation schlecht bestellt ist. Nicht nur kann man offenbar rätseln und streiten, was es mit der Bulimie auf sich hat. Nicht nur kann man an ihrem Beispiel den Frauen psychologisch feinziseliertes Mitgefühl schenken und ihnen gleichzeitig kurz und gezielt eins draufgeben. Nicht nur kann man sie unter der scheinheiligen Vorgabe, sich um ihre aktuellen Leiden zu kümmern, unbarmherzig in die Vergangenheit oder, schlimmer, in einen ewig gleichen Zustand, den Zustand einer wahrhaft geschlechtsspezifischen Stagnation, zurückbefördern, dieweil die Forschung Fortschritte macht. Nicht nur kann man so mit der Bulimie, einer anerkanntermaßen ebenso weiblichen wie psychisch bedingten Krankheit, im Wortsinn Schindluder treiben, sondern womöglich hat diese Krankheit gar keine Realität und das Leiden an ihr daher auch keinen Sinn und also das Tabuthema, von dem sich alles weitere, die gesellschaftliche, ja revolutionäre Perspektive ableitete, gar keine Existenz! Denn was ist

eigentlich Bulimie? Ich will die Frage weiß Gott nicht beantworten und auch nicht diskutieren; denn, wie man an dieser Stelle unvermeidlich zu bemerken pflegt, ich bin kein Arzt. Aber daß in dem von mir herangezogenen Artikel ein eh schon in hohem Maß gesellschaftliches Leiden noch einmal medial erzeugt und gleichzeitig zum Verschwinden gebracht, in einer höchst boshaften Weise also 'geheilt' wird, das ist wohl unübersehbar. Nichts, weder die vielbeschworene Praxisnähe der Frauen, ihr sozialfürsorgerischer Impetus, ihr psychologisches Feingefühl oder auch die Tatsache, daß nur Frauen sich über Frauen äußern dürfen, sichert dem Tabuthema eine irgend greifbare Existenz. Im Gegenteil. Nicht nur will man keineswegs, indem man sich der Bulimikerinnen annimmt, sich pars pro toto des gesellschaftlichen Ganzen annehmen. Und man will auch nicht einmal, da die Gesellschaft sich der therapeutischen Einwirkung entzieht, ersatzweise wenigstens die Bulimikerinnen therapieren. Vielmehr werden die letzteren als im strengen Sinn nicht einmal behandlungsbedürftig oder jedenfalls nicht heilungsbedürftig eingestuft; denn wenn sie wieder normal essen, werden sie ja wieder gesund. Auf deutsch: Wenn sie aufhören, krank zu sein, sind sie wieder gesund. Und auf deutschdeutsch: Da sie nie krank waren – sondern, wie bei Frauen nun mal so üblich, nur schwach –, da sie nämlich im Gegensatz zu ihren magersüchtigen Vorfahren immer gegessen haben – wenn sie das Gegessene auch wieder auskotzten –, brauchen sie auch nicht eigens gesundzuwerden; sie müssen nur das Kotzen seinlassen. Soviel zur Wirklichkeit der Psychologie, und soviel zum gesellschaftlichen Umgang mit Frauen!

Jetzt sage ich gar nichts mehr dazu, will aber die schaurige Pointe eines Artikels, der nun wirklich von der Frauenseite, und zwar des *Tagesspiegel* vom 14.1.1990, stammt und über Mädchenmißbrauch handelt, deutlich machen. Nicht eigens zu betonen brauche ich, daß man beinahe jeden Artikel in seinem fatalen Mechanismus darstellen könnte, die Kunst besteht nicht im Finden, sondern buchstäblich im Verzicht. Und ich brauche auch nicht zu betonen, daß es sich hier keineswegs um ein weibliches Spezifikum, vielmehr lediglich um die Zuspitzung eines wahrhaft generellen öffentlichen Verhaltens handelt. Für die Frauen wird der Sachverhalt dadurch nicht harmloser, sind sie doch expressis verbis mit dem Willen zur Veränderung angetreten und finden sich mit einem Mal in die Starrolle oder zumindest in die Rolle eines Punkts auf dem i der gesellschaftlichen Entwicklung gedrängt.

„Leid hinter Kinderzimmertüren“ heißt der Artikel, von einer Redak-

teurin nach Gesprächen mit einschlägigen sozialtherapeutischen Institutionen verfaßt. Ich will nicht den Gang der Argumentation verfolgen, obwohl die Arbeit bei diesem vielleicht zurückhaltender, unverfänglicher formulierten Artikel lohnend wäre, lediglich auf die Punkte aufmerksam machen, an denen das Mißverhältnis zwischen Aussageanspruch und Aussagewirklichkeit, Informationsbehauptung und Information, Wirklichkeitsfülle und Wirklichkeitsverlust am deutlichsten wird und zuletzt gar die Darstellung auf gut psychoanalytisch in die Darstellung des Gegenteils umschlägt.

Keinen Kommentar abgeben, sondern nur zu einer Denkpause will ich einladen – Zeitungsartikel pflegen vom Fehlen dieser Pausen geradezu zu leben –, nach der Mitteilung nämlich, daß die Statistik nicht nur 13 000 bekannt gewordene Mißbrauchsfälle, sondern auch 300 000 unbekannt gebliebene Fälle ausweist. Diese ja höchst unterschiedlichen Zahlen werden mit derselben Positivität, das heißt mit demselben Positivismus vorgetragen, und ich weiß sofort Bescheid: Ich werde mit dem Unterschied nicht nur zwischen 13 000 und 300 000, sondern auch dem zwischen den vorstellungsmäßig weit auseinanderliegenden Begriffen Bekannt und Unbekannt wohl allein zurechtkommen müssen!

Mit der Einladung zu einer ebensolchen Pause möchte ich das Verhältnis von Information und Interpretation bei der folgenden Stelle kommentieren, wo von einem „alptraumartigen Erlebnis“ berichtet wird. „Da zwingt der betrunkene Vater seine vierjährige Tochter, der Vergewaltigung der Mutter zuzuschauen – einige Jahre später wird dasselbe Mädchen vom Freund der Mutter durch Geschlechtsverkehr mißbraucht. Es ist ein langwieriger Prozeß“, setzt die erzählende Gruppenleiterin hinzu, „bis die Mädchen diese massiven Eindrücke verkraftet haben.“ Ich muß gestehen, da ich sehr viel weniger massive Eindrücke bis heute nicht verkraftet habe, bin ich nicht in der Lage, mir von dem „Verkraften“ derartig „massiver Eindrücke“ auch nur annäherungsweise eine Vorstellung zu machen.

Ich überschlage alles, was mich leider nicht nur mit der Logik, sondern auch mit der Wirklichkeit entzweien könnte, unter anderem jene dunkle Stelle, wo der Täter als mit einem „suchtartigen Charakter“ behaftet geschildert wird, weil er den Mißbrauch als „Rausch“ erlebt – aha, denke ich mir, also wird es auch mit der Realitätshaltigkeit des urvertrauten Wortes „Sucht“ seine fatale Bewandnis haben –, und gehe sogleich zum Schluß über, wo in einer Weise, die mich sehr unangenehm

berührt hat, sei's die Darstellung, sei's die Therapie in ihr Gegenteil umschlägt und zu einem Vehikel der Wiederkehr des Verdrängten wird. Der Umgang in den therapeutischen Wohngemeinschaften sei „hart“, heißt es da, und schon schwant mir, daß es schwierig werden könnte, therapeutisches und toxisches Milieu zu unterscheiden. Männlichen Bezugspersonen komme in diesem harten Klima, in dem „Notlügen“ die klassische Methode des sich „Durchboxens“ seien, eine schwierige, wenn nicht sogar zweifelhafte Rolle zu. Sie fungierten als „Übertragungsfiguren“, an denen die Mädchen ihre „Aggressionen abladen“ könnten. „Zugleich haben wir eine Vorbildfunktion“, erzählt ein Mann, „und versuchen zu vermitteln, daß auch Männer Gefühle zeigen können.“ Spätestens an dieser Stelle ist der *Circulus vitiosus* perfekt. Oder wer erkennt in diesem psychotherapeutisch nachgestellten Bild eines 'Mannes mit Gefühlen' noch einen inhaltlichen oder formalen Widerspruch gegen das Original oder eine Sicherung gegen eine mögliche Wiederholung? Deutet nicht vielmehr alles auf eine solche Wiederholung hin, ob auf eine faktische, emotionale oder 'bloß' kategoriale Wiederholung, ist doch ganz egal! Die *Tagesspiegel*-Autorin führt diesen Zirkel – aber nichts anderes eben als diesen Zirkel – getreulich vor, wenn sie nur scheinbar von außer- oder von oberhalb zu bedenken gibt: „Ob sich die Mädchen nicht dennoch von ihm (als Mann) bedroht fühlten?“ fragt sie den Mann. „Die Palette der Reaktionen reiche von strikter Ablehnung bis zum Verliebtsein, meint der Betreuer.“ Genauso, denke ich mir, wird es in den Familien, aus denen die Mädchen kommen, auch gewesen sein.

Wie gesagt, es muß keineswegs ein so heikles Thema sein, um die Frauen aufs psychologische Glatteis zu führen. Ich hätte ebensogut den anderen Artikel von derselben *Tagesspiegel*-Seite nehmen können, der auf den schönen Titel „Von der Köchin zur Kampfgefährtin – Zehn Jahre Revolution haben nikaraguanische Männer nicht geändert“ hört. Ja, wie ich ihn mir noch einmal angesehen habe, tat es mir leid, dem Thema sexueller Mißbrauch den Vorzug gegeben zu haben und nicht den bestrikenden Ringelpiez von sich gegenseitig in den Schwanz beißenden Argumenten, dieses schier unglaubliche Hü und Hott, das sicherlich nicht so sehr für die nikaraguanische als vielmehr für die bundesrepublikanische oder westeuropäische Auffassung von Frauenpolitik typisch ist, vorgeführt zu haben.

Ich will, anstatt die Beispiele fortzusetzen, auch anstatt den Versuch

eines Resümees zu machen, lieber erzählen, worauf ich eigentlich noch hatte kommen wollen. Ich wollte nämlich – und so habe ich es ja auch gemacht – zu Beginn den Begriff der Psychologie ebenso wie den Konnex zwischen Frauen und Psychologie historisch ein wenig madig machen, sodann meine eigene Kontakt- oder vielmehr Konfliktgeschichte mit der Psychologie sowohl an einem Beispiel von intellektueller als auch von medialer weiblicher Psychologie rekonstruieren und schließlich, und an diesem Punkt wäre ich jetzt, das Teufelsding wagen und einen Blick auf ein Stück psychologischen Alltags werfen, das heißt, ich wollte aus meinem Lehrerinnenberuf erzählen. Das unterlasse ich jetzt, und zwar aus Zeitgründen und weil es nun mal ein Teufelsding ist, vom sicheren Pfad der Ideologiekritik abzuweichen und anzufangen, das Bestehende zu loben. Dabei, so dumm war die Idee im Anfang nicht, schien mir aller natürlich auch im Schulmilieu anzutreffenden Verselbstständigungen zum Trotz die Psychologie in diesem sozusagen seit Jahrhunderten von Frauen ausgeübten Beruf doch in einer erstaunlich gebundenen, nämlich an einen didaktischen Zweck gebundenen, und in einer erstaunlich sachlichen, fast möchte es scheinen unideologischen Form zu existieren, und das habe ich immer faszinierend gefunden. Manchmal denke ich, mindestens ebenso wie in der Theorie habe ich in diesem chaotischen, mit Herrschaftsstrukturen ebenso wie mit gattungsmäßiger Selbstverwirklichung befaßten Bereich alltäglicher Realität einen kriteriellen Punkt zur Beurteilung der in den aktuellen Reflexionswissenschaften ebenso wie in den Medien stattfindenden Entwicklung gefunden. Und es ist mir tröstlich, gerade weil Frauen sich heute so gern in – um es einmal kurz zu sagen – Entwicklungsinstitutionen und Entwicklungsunternehmen engagieren, daß sie seit langem und bislang in erheblich überzeugenderer Weise als die Männer in einem gesellschaftlichen Unternehmen engagiert sind, wo nicht die Psychologie sie als Galionsfiguren benutzt, sondern vielmehr sie die Psychologie, und zwar mit der lässigen Souveränität alter Profis, handhaben. Aber wie gesagt, das auszuführen, dazu bin ich nicht mehr gekommen, oder das habe ich mich nicht getraut.

- 1 Erschienen in „Psychoanalyse“, hrsg. von Ewald H. Englert, 1.Jg., 1980, Heft 4, S. 321-346. Weitere Rezensionen in Heft 1, 1981 und Heft 2, 1984 sowie in „Fragmente“, Heft 31, Oktober 1989

Er hat die Zwangsneurose, sie ist hysterisch
Geschlechtsspezifisches über Zwangsneurose und Hysterie

Die Hysterie ist die Krankheit der Frau. Die Zwangsneurose ist die Krankheit des Mannes. Die Hysterie bezeichnet ein gestörtes Verhältnis zum Körper. Die Zwangsneurose bezeichnet ein gestörtes Verhältnis zu den Sachen. Die Hysterie zeugt von einem überschwenglichen Verhältnis zu sich selbst. Die Zwangsneurose zeugt von einem atomisierten Selbst im Verhältnis zur atomaren Macht. Die Zwangsneurose ist Hysterie als Umweltreaktion.

Hier, spätestens, hört der Spaß auf. Auch wenn die Zwangsneurose zugegebenermaßen eine lächerliche Krankheit ist, peinigend für den, der zum siebzehnten Mal liebevoll fühlt, ob er den Reißverschluß am Hosenstall auch hochgezogen hat, und die Lachlust seiner Freunde reizend, wenn er, nachdem sie alle schon sein Haus verlassen, umkehrt, um die Kellertür noch einmal auf- und wieder zuzuschließen und auch den Gashahn nochmal auf- und wieder zuzudrehen – nur um sich den Unterschied anschaulich und die Sicherungsleistung Erinnerungsfähig zu machen –, auch wenn also die Zwangsneurose wirklich scheußlich ist in ihrer unwiderstehlichen Tendenz, sich öffentlich zu machen, so ist sie doch ganz und gar die Krankheit dessen, der öffentlich ist und der besitzt. Die Frau in ihrer Hysterie hat nichts. Sie hat nicht einmal ihre Hysterie. Der Mann *hat* eine Zwangsneurose. Die Frau *ist* hysterisch.

Sie ist nicht einmal mehr dies. Bezeichnenderweise nimmt die Mangelkrankheit, seitdem man sie der wissenschaftlichen Analyse würdigt, ab. Die Hysterie, zumal die große, war schon für Freud nur noch die Rarität, die man beim großen Vorgänger studiert. Seitdem hat auch die Frau die Zwangsneurose angezogen, und sie sieht ängstlich, ob der Reißverschluß am Hosenstall auch hält. Die eigentümliche Substanzlosigkeit ihrer männlichen Geste wirft ein Licht auf die Eigentümlichkeit der Zwangsneurose überhaupt. Zwar zerstört sie dem Mann, obwohl sie ihn weibisch macht, wie man früher sagte, bei aller Furchtsamkeit und übergroßen Sorge um sich selbst die Männlichkeit nicht. Sie stellt nur das Medium, in dem die Zerstörung sich darstellt. Die Zerstörung aber liegt in fremder Regie, und die bleibt lieber unbekannt, so daß an der Zwangsneurose der Schein der Selbstzerstörung hängenbleibt und der Schein

zum Krankheitsbild gerinnt. Beides, ihr Erscheinungsbild als selbständige Krankheit und die absolute Fremdbestimmtheit der Krankheit, die sie repräsentiert, machen die Zweideutigkeit, den ephemeren Inhalt und den gleichzeitigen katastrophalen Zug der Zwangsneurose aus. Die Zwangsneurose hat noch keinen entmannt. Sie zeigt nur, wie die Entmannung ohne Kastration funktioniert. Und das funktioniert nur, wenn die Bedingungen, die die Männlichkeit, das heißt den gesellschaftlichen Bedarf an Männlichkeit, definieren, nicht mehr funktionieren. Nichts anderes als die Folgen dieses von ihr selbst verschleierte äußeren Wechsels führt die Zwangsneurose vor. In ihr wird die Männlichkeit ihrer Substanzlosigkeit gegenüber einer als substantiell gesetzten Umwelt überführt. Daher der ephemere, substanzlos gewordene Inhalt und der gleichzeitige exekutorische Zug, der die ausgebliebene Entmannung wiederholt.

Daß die Umwelt, die „Anforderung des Tages“, der „Sachzwang“, männlich organisiert sei und, wer ihr standhalten will, der Organisiertheit des Mannes bedürfe, wird immer noch gern gesagt. Aber der Zynismus schlägt auf den Mann zurück. Denn als Geschlechtswesen mit besonderen Geschlechtsmerkmalen steht der Mann zum Prozeß der gesellschaftlichen Reproduktion von jeher nicht weniger quer als die Frau. Daß er so quer steht zum System, ist freilich nicht seine Natur. Erst durch die avancierte Form der gesellschaftlichen Reproduktion wird das Geschlechtsmerkmal als unfunktional und entbehrlich gesetzt. Und wie es gesetzt wird, so kommt es auch heraus. Das Schicksal des Mannes, der in einer Sphäre arbeitet, die seine Sexualität verachtet und unterdrückt und demgegenüber und in arbeitsteiliger Entmischung seine Freizeitdinge und -beschäftigungen gnadenlos im Konkurrenzkampf sexualisiert, ist ganz zur Regression bestimmt. Wenn er die Verachtung dann mit Rückzug quittiert und, nach des Werktags und der Freizeit Mühen, sich verkriecht und nur noch heimlich und verschämt sein armes überfordertes Geschlecht als seinen kleinen nackten Bruder liebt, dann sieht er seine ehemals stolze Männlichkeit dem männlichen Prinzip entsprechend so gerade richtig parzelliert.

Und wenn er dann das Zittern kriegt vom Schock, der ihn nach der Zerreißung befällt, und wenn ihm nichts bleibt, als daß er diesem Verbote des totalen Funktionsausfalls, der ihm den Zusammenbruch seiner öffentlichen Person signalisiert, mit der zwangsneurotischen Kraft seiner zusammengebißenen Zähne widersteht, dann mag er neiderfüllt das Bild der Hysterikerin sich vor Augen stellen, die, wenn der Anfall sie

ereilt, sich ungeniert und ungestraft zusammenzittert und, in einer groß-angelegten Umarmung ihrer selbst, den Zusammenhang, den er verloren, parodiert. Zwar wird er kaum mehr einer Frau begegnen, die das ABC der Hysterie noch richtig buchstabiert. Dafür will er jetzt selbst hysterisch werden und registriert befriedigt, wenn ihn statt einer pedantischen Aktion ein Schweißausbruch befällt. „Da habe ich hysterisch reagiert“, sagt er stolz, wenn er ausnahmsweise mal nicht seinen Mann gestanden hat, sondern mit zitternden Beinen davongerannt ist. Seine Dankbarkeit rührt, die physiologische Erwärmung einmal beiseite gelassen, von der Erinnerung an die organisierende Kraft des Zitterns her, wie sie die Herr-Knecht-Parabel demonstriert. „Alles Fixe hat an mir gebebt“, vermerkt er glücklich bei den seltenen Gelegenheiten, wo er es tatsächlich noch zum körperlichen Zittern bringt und nicht bloß zum normalen strapaziösen seelischen Erzittern, wo nur die fixen Einzelteile gegeneinander-scheppern und nur das übliche Zusammenraffen als der letzte Ausweg winkt, der schon den nächsten Anfall programmiert.

Ein eigentümlicher Zirkel tut sich hier auf. Nicht nur weicht der Mann, der in die Hysterie ausweicht, ganz offensichtlich vom Pfad der männlichen Tugend ab und treibt mit dem Beelzebub der Hysterie den zwangsneurotischen Teufel aus; er treibt auch die Frau, indem er die vormals weibliche Lösung wählt, mit in den Zirkel hinein, und, wie es in solchen Fällen immer geht, bei ihr wird der Kreis erst richtig rund.

Es ist ja noch ein eigentümlicher und eigentümlich erhellender Kreis, den unterm Regressionsmechanismus der Mann beschreibt. Der Zwangsneurotiker, der sich der Hysterie verschreibt, tut dies nicht, weil er ihr als einer anders gearteten psychischen Deformation vor seiner eigenen den Vorzug gäbe, sondern weil ihm, dem unter entwürdigenden Krankheitserscheinungen Leidenden, die Hysterie als ein Gesellschaftsmodell erscheint. Als Gesellschaftsmodell aber ist die Hysterie ein kurzschlüssiges Modell. Die Zerreißung, unter der der Zwangsneurotiker leidet, der sein äußeres Funktionieren mit dem inneren Zusammenbruch bezahlt, die hebt die Hysterie, indem sie das innere Leiden rückhaltlos nach außen kehrt und dies Öffentlichmachen des Leidens auch noch – das der Zwangsneurotiker, der angstvoll sieht, wie die Krankheit in ihm die Oberhand gewinnt, vor allem anderen fürchtet – umstandslos zum Ziel der Therapie erklärt, zwar auf, aber es kommt am Ende doch etwas ganz anderes als der ursprünglich intendierte Zusammenhang heraus. Zwar bleibt die Hysterie durchaus nicht den Beweis schuldig, daß die radikale

Veröffentlichung des Leidens nicht nur keine üblen Folgen hat, sondern darüber hinaus eine ausgearbeitete Lebensform, bloß eine andere eben als die Zwangsneurotische, verkörpert. Nur daß die aufgegebene Zwangsneurose keine Lebensform, sondern immer bloß eine private Krankheit mit einem freilich auch politisch umfassenden Anspruch auf Heilung war, während die Hysterie immer schon eine ganze Lebensform, aber immer auch bloß eine Lebensform ist. Das ist der Pferdefuß, der die hysterische Versöhnung zu einer scheinhaften Versöhnung macht und sie, die sich als konkurrierendes Gesellschaftsmodell aufspielt, als kleine pathologische Lösung entlarvt, daß ihre Fähigkeit zur Versöhnung ihrer absoluten Substanzlosigkeit entspricht. Der Zwangsneurotiker, der sich zur Hysterie entschließt, schließt von seinem Leiden, das ja der Preis für konkrete gesellschaftliche Tätigkeit ist, fälschlich auf die Hysterie, die nur die Prämie für ein gesellschaftlich nutzloses Verhältnis ist. Wäre die Hysterie, analog zur Zwangsneurose, ein Reflex konkreter gesellschaftlicher Verhältnisse – und nicht, wie sie es wirklich ist, Reflex des zur Abstraktheit verurteilten gesellschaftlichen Verhältnisses der Frau –, der Zwangsneurotiker wäre nie auf die Idee gekommen, in ihr die gesellschaftliche Utopie zu wittern, und hätte sie als die gemeine Neurose, die sie ist, zu den Akten gelegt.

Sie ist ja nicht einmal eine gemeine Neurose, bzw. selbst das ist sie erst beim Mann. Als traditionelle Krankheit der Frau dagegen haftet ihr das unüberwindliche Stigma der Äußerlichkeit an: jemand tritt mir auf den Fuß, und fortan hinke ich. Die Zwangsneurose dagegen ist nicht nur die klassische Neurose schlechthin, sie ist es auch unter dem wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkt der Entwicklung der Psychoanalyse, die das System der psychischen Neurosen ausgetüftelt hat. Erst mit der Zwangsneurose – und nicht schon mit der wissenschaftsgeschichtlich älteren Hysterie – hat sich die Psychoanalyse von allen traditionellen Bedenklichkeiten befreit und den klassischen Typus der allein aus innerlichen Ursachen, aus der Not des Triebs entstandenen und gesellschaftlichen Korrekturen gegenüber unzugänglichen Neurose geschaffen. Die Hysterie dagegen bringt es noch nicht zu einem klassischen Neurosenbild, weil ihr keine gewichtige Realität entspricht. Deshalb schneidet sie gegenüber der im Triebgrund verwurzelten, eindrucksvoll autonomen Zwangsneurose so schlecht ab und stellt sich selbst als hoffnungslos oberflächlich und äußerlich dar, weil es ihr für eine regelrechte Symptomatik noch an Inhalt fehlt. Die Zwangsneurose ist eine ausgearbeitete

innere Neurose, weil ihr eine ausgebildete Realität zugrunde liegt. Die Hysterie ist flüchtig, weil die Realität, die sie reflektiert, flüchtig ist im doppelten Sinn, daß sie ein gesellschaftlich unnützes Verhältnis und historisch im Schwinden begriffen ist.

Es leuchtet ein, daß erst der Übergang von der weiblichen in die männliche Hysterie, vom gesellschaftlichen Leiden der Frau in die emphatische Lebensform des Mannes, den Zirkel perfekt macht. Bezeichnenderweise fällt dieser Übergang, der sie vollends verblenden muß, der Frau sehr schwer, und sie muß sich oft genug den Spott des anderen Geschlechts gefallen lassen, das sie als zwangsneurotisch, überangepaßt, als rigid und „schlimmer als ein Mann“ beschimpft. Tatsächlich lebt wohl auch die Subkultur noch wesentlich von der hysterischen Entscheidung des Mannes, der sich zur Lebensform bekennt. Man sollte dieses Phänomen, das allgemein als eine Feminisierung des Mannes aufgefaßt wird, ruhig noch als Ausdruck und sozusagen als letztes Dokument der gesellschaftlichen Dominanz des Mannes begreifen. Weder beweist das partielle „Ausflippen“ des Mannes, daß an seinem Platz längst Frauen stehen, noch beweist die relative Resistenz der modernen Frau gegenüber der alten hysterischen Lösung etwas anderes, als daß sie in ihrer Entwicklung noch am Anfang und daß der Ausgang dieser Entwicklung offen ist. Der einzige Beweis, der mit der Hysterie des Mannes und der in ihr angeblich zum Ausdruck kommenden bedeutsamen gesellschaftlichen Umgruppierung der Geschlechterrollen wirklich angetreten wird, ist der, daß endlich auch den Mann, als Geschlechtswesen, die gleiche Nichtigkeit ereilt wie vordem, als Gesellschaftswesen, die Frau.

Bedeutsam, auch für die Frau, an diesem avancierten Schicksal des Mannes ist, daß die Bedrohung der gesellschaftlichen Person sich als eine Bedrohung des Geschlechts darstellt und so, als die Geschichte der Bedrohung des Geschlechts, – wie die Psychoanalyse sagt, als „Trieb-schicksal“ – erzählt und spezifiziert werden kann. Diese Darstellungsmöglichkeit kann, wie die psychoanalytische Theorie beweist, fruchtbar gemacht werden für die Darstellung der gesellschaftlichen Unterdrückung und das Bewußtsein dieser Unterdrückung schärfen. Der Frau als Geschlechtswesen, vor allem aber als gesellschaftlichem Fluchtpunkt der sexualisierten Bedürfnisse, kommt in dieser Darstellung nur die Rolle eines allerdings höchst erhellenden Beispiels zu. Diese Rolle sollte nicht künstlich aufgewertet werden. Daß die Frau in der Geschichte der Unterdrückung des Geschlechts nur die Rolle eines Beispiels spielt,

sollte vielmehr als Hinweis darauf verstanden werden, daß die Unterdrückung des Geschlechts selbst nur ein Beispiel für eine viel weiter gehende gesamtgesellschaftliche Unterdrückung ist und daß daher jeder Versuch der Befreiung, auch der Frau, die Befreiung des Geschlechts zwar zum Exempel, aber niemals zum Angelpunkt der Befreiung machen kann.

Partnerschaft und Symbiose
Zur Analyse weiblicher Argumentationsstrategien
auf den Frauenseiten bürgerlicher Zeitungen

Wenn die 'Frauenseite' gutbürgerlicher Zeitungen stets ein angenehmes Leseerlebnis verschafft, dann nicht zuletzt deshalb, weil sie das Klatsch- und Tratschbedürfnis in einer Weise befriedigt, die nicht unter die Bildungs-Zensur fällt. Dieser für gehobene Bildungs- und politische Ansprüche andererseits wenig schmeichelhafte Grund wird noch nicht dadurch überwunden, daß die jeweilige Zeitung sich weniger gutbürgerlich versteht und die 'Frauenseite' sich entsprechend emanzipierter gebärdet. Ob über Karzinome, Menarche, Menopause, über Sterilität und Kinderreichtum in dokumentarischer oder rührseliger Absicht berichtet wird, macht keinen großen Unterschied, solange der Verwertungszweck derselbe ist. Dieser erfordert nicht nur, auf den Sensationshunger, sondern zugleich auch auf die tragenden Illusionen der jeweiligen Käuferinnenschicht Rücksicht zu nehmen. So werden die 'sozial benachteiligten' Frauen durch die Regenbogenpresse nach wie vor in ihrer Opferhaltung, die 'bevorzugten' durch die gehobenen Blätter dagegen in ihrem forschenden Selbstbewußtsein gestärkt. Was den Klatsch und Tratsch der 'Frauenseite' auch für emanzipierte Frauen zu einem angenehmen Leseerlebnis macht, ist die Aura von Selbstbestimmung und Praxisnähe, ist die in der Tat zentrale Suggestion, daß jeder Schicksalsschlag in eine Erfahrung verwandelt werden und die Frau ihr Leben durchaus selbst in die Hand nehmen kann. Daß das, was sie auf diese Weise zwischen die Finger kriegt, eben nur das ist, was auf einer 'Frauenseite' Platz hat und in einer überaus zynischen Weise der sozialen 'Resteverwertung' – einer durch Sozialarbeit und Psychologie im weitesten Sinne zu bewerkstelligen Verwertung biologischer, pathologischer, emotionaler Reste – dient, gerät dabei leicht aus dem Blick.

Wie diese ideologische Resteverwertung, und zwar unter ständigem Appell an vermeintlich weibliche Lebens- und Urteilstugenden, funktioniert, soll hier an einem Beispiel untersucht werden.

In einem Artikel „‘Mich hat’s nun auch erwischt’ – Erfahrungen aus Scheidungen, die auch Hoffnung machen“ von Marianne Quoirin auf der Seite „Frau und Gesellschaft“ der *Frankfurter Rundschau* vom 19.12.1987 wird als Grund für sogenannte Spätscheidungen im verflixten 20. Jahr Symbiose angegeben. Diese Begründung überrascht; denn was, wenn nicht Symbiose, könnte für die immerhin 20 Jahre währende Partnerschaft verantwortlich sein, und wie, wenn sie für das zwanzigjährige Gelingen verantwortlich ist, könnte man sie für das endliche Scheitern verantwortlich machen?

Der Sachverhalt soll hier nicht künstlich auseinandergelegt werden; denn natürlich ist eine symbiotische Ehe, wenn sie schließlich scheitert, an ihrer Symbiose und nicht beispielsweise an ihrer Unverbindlichkeit gescheitert. So trivial ist dieser Zusammenhang, daß nicht erst der, der sich über ihn wundert, sondern bereits der, der ihn mit der Attitüde dessen präsentiert, der eine bedeutsame Entdeckung gemacht hat, in den Verdacht geraten muß, tautologisch zu argumentieren. Was haben die von der Autorin herangezogenen Psychologen sich eigentlich dabei gedacht, oder was haben sie überhaupt gewollt, als sie das Scheitern einer vermutlich symbiotischen Ehe ausdrücklich als Scheitern an der Symbiose charakterisierten?

Vielleicht hilft eine einfache historische Überlegung hier weiter. Die Ehen, die heute, nach zwanzigjähriger Symbiose, scheitern, sind vor zwanzig Jahren, also in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre geschlossen worden. Im Spektrum der heute anzutreffenden Ehen handelt es sich bei ihnen also um vergleichsweise altmodische Ehen, deren Partner beispielsweise noch nicht von Videos und Computerspielen geprägt worden sind. Da die Ehe zwanzig Jahre gehalten hat, ist zudem zu vermuten, daß die Eheleute die Aufregungen der Studentenrevolte gar nicht oder nur mehr oder weniger am Rande miterlebt haben. Wären sie nämlich aktiv beteiligt gewesen und hätten auch die bis weit in die siebziger Jahre reichenden Auflösungserscheinungen und Umgestaltungen mitgemacht, sie wären vermutlich schon längst geschieden und könnten nicht mehr als Beispiel für eine gescheiterte symbiotische Beziehung herangezogen werden.

Allerdings kann man davon ausgehen, daß diese am Ende der Wiederaufbauphase und am Beginn einer rigorosen und heute noch nicht abgeschlossenen Modernisierungsphase eingegangenen Ehen beinahe vom Moment der Eheschließung an unter den Druck gesellschaftlicher

Tendenzen geraten sind, die sie in Frage gestellt haben. Diese Tendenzen reichen von der gesellschaftlichen Verachtung der nichtberufstätigen Frau bis zur Verachtung der ehelichen Treue als Ausdruck sträflicher Selbstunterdrückung oder der Verachtung der Ehe als Instrument weiblicher Unterdrückung. So unzusammenhängend und widerspruchsvoll sie im einzelnen sein mögen, so laufen sie insgesamt doch auf eine Um- und Abwertung jener gemeinhin als Symbiose bezeichneten gegenseitigen Nützlichkeitsbeziehung hinaus, als die die Ehe bis dahin figurierte. Mag es angesichts des vielfältigen Drucks überhaupt erstaunlich scheinen, daß die Ehe so lange gehalten hat, so ist das Datum des Scheiterns jedenfalls überaus plausibel: Wenn die Kinder groß sind und als Ratio und Rationalisierung für die Aufrechterhaltung einer altmodischen Beziehung nicht mehr herhalten können, gibt die Ehe dem allgemeinen Druck nach, und die Eheleute treten mit dem ganzen Affekt, den ihre gesellschaftliche Isolation in ihnen aufgestaut hat, auseinander.

So weit, so gut. Im Grunde bräuchte man über diese Ehe, die, kaum daß sie von Gattungsrücksichten befreit ist, sich von den Ideologien der Freiheit demontieren läßt, kein Wort zu verlieren. Nicht einmal dies, daß – wie in dem erwähnten Artikel betont – die Demontage einer solchen altmodischen Ehe den männlichen Partner emotional und den weiblichen ökonomisch total überfordert, sollte Anlaß zu weiter gehenden Befürchtungen geben. Schließlich haben die Eheleute nach einem zwanzigjährigen vorsichtigen Taktieren das Recht wenigstens auf *ein* hemmungslos empfundenes Unglück, *eine* wirkliche Katastrophe; und außerdem, ließe sich zynisch hinzufügen, handelt es sich bei dieser Eheform ohnehin um ein 'auslaufendes Modell', und es ist daher nicht einzusehen, wie sich aus ihr eine weiter reichende, auf die Zukunft gemünzte Lehre ziehen ließe.

Die mit Ehestreitigkeiten beschäftigten Psychologen und vor allem Psychologinnen sehen das offenbar anders. Dabei verschmähen sie es durchaus – wie doch allenfalls vorstellbar wäre –, die Ideologie der Freiheit, die der symbiotischen Ehe den Garaus macht, einmal kritisch unter die Lupe zu nehmen, zumal in dieser Ideologie doch offenbar die Zukunft steckt. Dagegen nehmen sie das Unglück der an ihrer Symbiose gescheiterten Eheleute, wie man heute zu sagen pflegt, 'ungeheuer ernst' und entwickeln aus der Erfahrung dieses Unglücks ein alternatives Konzept.

Diese Konsequenz kann gar nicht genug verwundern, da es sich wie

gesagt bei der symbiotischen Ehe keineswegs um eine problematische Erscheinung unserer Gegenwart, sondern bestenfalls um eine ungleichzeitige Erscheinung, um eine vergangene Form also handelt, die nicht nur bestens begriffen, sondern längst auch durch eine neue Gegenwart abgelöst worden ist, die ihrerseits dringend der Analyse bedürfte. Angesichts dieser merkwürdigen 'Rhythmusstörung' zwischen Theorie und Wirklichkeit ist es nur folgerichtig, wenn die Überlegung das sonderbarste Ergebnis zutage fördert. Das kann freilich gar nichts anderes sein als ein ideologisch umwerfender Reflex dessen, was sich in der Gegenwart längst etabliert hat. Und genauso ist es auch. Während die Psychologie mit dem Scheitern der symbiotischen Ehe nun keineswegs die bürgerliche Ehe insgesamt gescheitert sieht, sondern die Möglichkeit einer – nun ja, eben nicht symbiotischen Ehe proklamiert, hält die Gegenwart längst die krude Wirklichkeit dieser nicht symbiotischen Ehe bereit. Sie ist, wie sattsam bekannt, nichts anderes als die – kurzfristige – Scheidung!

So perspektivlos – im Grunde neurotisch – ist die Strategie der Psychologie, daß sich erneut und verstärkt die Frage nach den Gründen stellt. Sie müssen in jener unbegriffenen Gegenwart zu finden sein, die immerhin anklingt, wenn die Eheberater unumwunden zugeben, daß Emanzipation ebensogut zur Trennung wie zur Reparatur der in die Krise geratenen symbiotischen Ehe führen kann, und die quasi eruptiv durchbricht in dem biologistischen Zweifel, ob die Leute heute nicht älter würden, als sich auch in der dauerhaftesten Ehe ertragen ließe. Gerade dieser letzter, beinahe unfreiwillig komische Tribut an den Zeitgeist verrät, daß Symbiose kaum, eher mangelnde Symbiose das Problem der modernen Ehe ist. Die Entwicklung, die sie herbeigeführt hat, ist allerdings so wenig 'gefühlbetont' wie jene andere, der sich die gefühlsseelige symbiotische Ehe verdankt. Sie muß daher auch in ihren objektiven Determinanten gewürdigt werden.

Offenkundig genügt die „klassische Hausfrauenehe“, wie die Autorin sie nennt, diese traditionelle, auf sexuelle Treue und intellektuelle Übereinstimmung gegründete Gütergemeinschaft, die sich von einem bürgerlichen 'Kraftzentrum' zu einer kleinbürgerlichen Festung gewandelt hat, den modernen kapitalistischen Ansprüchen nicht mehr. Diese Ansprüche richten sich zumal auf die Frau als einen noch unzureichend determinierten und noch nicht restlos ausgebeuteten gesellschaftlichen Faktor. Die Zielrichtung ist bekannt: Als rundum verfügbare Arbeitskraft muß die Frau aus allen archaischen, auf ständiger häuslicher Präsenz,

ständiger symbiotischer Gegenwart beruhenden Bindungen herausgelöst werden; als Kundin, die die extremen Ansprüche des Markts zu befriedigen vermag, muß sie von allen kleinbürgerlichen Bedenklichkeiten, dem ganzen Ballast der Hausfrauentugenden, befreit werden. Damit diese ökonomischen Ansprüche auch reibungslos durchgesetzt werden können, müssen sich die Eheleute mit ihnen identifizieren, und das tun sie in der Regel auch, wenigstens in der elementaren Form eines gesteigerten Geldbedarfs und höherer Konsumansprüche. Dabei können sie natürlich nicht verhindern, daß die umfassende ökonomische Vernutzung von ihrer Ehe nur gerade das übrigläßt, was ökonomisch allenfalls noch vernutzbar ist. Mit Sicherheit ist dies nicht der zur Regression neigende, in archaischen Bindungen verankerte 'Gefühlskomplex' – zumal für regressive Neigungen der Warenmarkt seine speziellen Tröstungen bereithält –, sondern jener alles andere als archaische 'Wirtschaftskomplex', der die Eheleute nicht mehr in ökonomischer Symbiose, sondern als freie, wenn auch realiter verflochtene Wirtschaftssubjekte präsentiert, die nicht nur gemeinsam konsumieren, sondern auch gemeinsam Kapital bilden und den Leerlauf ihrer von emotionalen Abhängigkeiten befreiten Ehe als Spielraum beispielsweise für die kapitalkonforme Ausstattung des Eigenheims mit Warenfetischen nutzen.

Es ist ganz unausweichlich, daß die moderne Form der Wirtschaftsehe aus der Perspektive der traditionellen, wirtschaftliche Abhängigkeit durch ein Übermaß halluzinativ empfundener Zärtlichkeit kompensierenden Eheideologie einigermaßen roh, ja abstoßend erscheint. Neue ideologische Anstrengungen sind nötig, damit die reine wirtschaftliche Verflochtenheit der modernen Ehepartner durch ein Übermaß halluzinativ empfundener Vernunft kompensiert und der platte Zynismus der wirtschaftlichen Entscheidungen in den ehrwürdigen Traditionszusammenhang der bürgerlichen Aufklärung, ja die moderne Wirtschaftsehe ans eschatologische Ende des zu sich selbst gekommenen bürgerlichen Vernunft- und Selbstfindungsprozesses gerückt wird. Aus der Perspektive dieser avancierten bürgerlichen Vernunft, die es mit souveränen, wirtschaftlich lediglich verflochtenen, keineswegs voneinander abhängigen Ehepartnern zu tun hat, muß die Monopolisierung der Sexualität, wie sie zur traditionellen Ehe gehört, als schiere Vergewaltigung, die geforderte Treue als kindischer Besitzanspruch, die intellektuelle Übereinstimmung als Produkt äußerster Selbstverdummung erscheinen, und dies zu Recht; denn wenn die ökonomische Abhängigkeit, dieser Be-

stimmungsgrund für sexuelle Treue und intellektuelle Einsinnigkeit, aufgehoben und durch die Verflochtenheit unabhängiger Wirtschaftspartner ersetzt worden ist, dann kann – die ökonomische Determination des menschlichen Verhaltens auf gut bundesrepublikanisch vorausgesetzt – sexuelle Treue oder intellektuelle Übereinstimmung gar nichts anderes als das Resultat einer höchst verwerflichen, weil höchst überflüssigen psychischen Inbesitznahme, eines ebenso kindischen wie latent terroristischen Habenwollens sein. Kurz, es kann, was nicht zur Nüchternheit der modernen Wirtschaftsehe paßt, nur als ein Ausdruck infantilen, regressiven, das Mündigwerden der Wirtschaftspartner verhindernden Strebens nach Symbiose begriffen werden.

Es scheint sich also alles ganz anders zu verhalten, als die Psychologie es behauptet. Keineswegs scheitert die symbiotische Ehe an inneren Ursachen, der „erdrückenden Fixierung auf den langjährigen Partner“ oder dem „längst verstummten Dialog“ – traditionelle Ehepartner lebten jahrzehntelang stumm nebeneinanderher, und die Ehe 'hielt'. Vielmehr wird sie als eine überkommene, altmodisch und hinderlich gewordene Gemeinschaftsform durchaus von außen, aber mit dem ganzen Aufwand einer ideologischen Indoktrination, die das ökonomisch Erforderliche ins individuelle Glücksverlangen umbiegt, aufgelöst. Ebenso wenig aber, wie die Symbiose ein Grund für eheliches Scheitern ist, ist die Emanzipation von ihr ein Grund für eheliches Gelingen. Vielmehr werden, wie allgemein bekannt, moderne, nichtsymbiotische Ehen alle naselang geschieden, ohne daß dies ein allgemein empfundenes Unglück wäre. Was dagegen die Psychologie als ein allgemeines Unglück festhält, nämlich den Sprung aus der Symbiose in eine „wirtschaftliche Katastrophe“, das kann angesichts der modernen Berufstätigkeit der Frau kaum mehr als eine ebenso bedauerliche wie vernachlässigungswerte gesellschaftliche Randerscheinung sein. Wenn es dennoch zu einem öffentlichen Problem und vielbekakelten Unglück erhoben wird, dann ist der rationale Grund zwangsläufig ein anderer.

Dieser Grund wird wiederum in der nichtsymbiotischen Gegenwart zu suchen sein. Letztere zeichnet sich ja nicht nur durch eine objektive „Unfähigkeit zu trauern“, das heißt durch ein Mißverhältnis zwischen einem erheblichen Bedürfnis zu trauern und einer fehlenden objektiven Motivation, sondern auch durch ein regelrechtes Trauerverbot aus. Nicht nur mangelt es einer Scheidung, die ohne gravierende finanzielle Einbußen bleibt, im Verständnis aller an der wesentlichen und entscheidenden

Unglücksqualität. Es darf auch über den mit der Befreiung aus finanzieller Abhängigkeit einhergehenden Verlust an emotionaler Bindung nicht getrauert werden. Läuft die Psychologie den materiellen Prozessen gemeinhin bloß hinterher, so tritt sie hier, wo es um ideologische Anpassung geht, aktiv in Erscheinung. Vor allem sollen die emanzipierten Eheleute sich über den Zustand ihrer Ehe nicht klarwerden. Der Mangel an ehelicher Motivation, den sie als Verlust ebenso undeutlich wie in beständig nagender Frustration empfinden, ist, so wird ihnen klargemacht, nur ein Reflex der „Ideologie der Zweisamkeit, die die Ehesymbiose verherrlicht“ und „keine individuelle Entwicklung erlaubt“. Ein Resultat dieser Tabuisierung ist die ganz irrationale, symptomatische Umwandlung des Komplexes „wirtschaftliche Katastrophe“ aus dem Damoklesschwert der traditionellen ehelichen Zwangsgemeinschaft in eine moderne Wunscherfüllungsphantasie, ein Symbol für emotionale Bindung. Wo viel Katastrophe ist – so lautet die Botschaft dieser Phantasie –, da steht viel auf dem Spiel; und selbst wenn es die Katastrophe von gestern ist, so lohnt es sich heute noch, daß man sich darüber erhitzt. Wo dagegen Scheidung nicht mal eine Katastrophe ist, da ist einfach nur – nichts.

Nicht zuletzt dank dieser klassischen Symbolbildung wird die symbiotische Ehe endgültig zu einem Objekt der gerührten Erinnerung, einem Projektionsfeld für stereotype Phantasien, einem trivialen Kulturgut – vergleichbar den Edelweiß-Schicksalen und Arztromanen – und die Psychologie zu einer trivialen Lesart der gesellschaftlichen Gegenwart, in der Bekenntnis- und Verschleierungsabsichten in symptomatologisch einschlägiger Weise zusammengehen. In dieser Lesart ist als ein Manko der symbiotischen Ehe dingfest gemacht, was gerade die moderne, nichtsymbiotische Ehe charakterisiert: „gährende Leere“ (Erika Weiss-Weber) und ein weniger „untergründiges, unstillbares“ als vielmehr übersprunghaftes „Verlangen, daß der andere mir gehöre und ich ihm“ (Eva Jaeggi). Zugleich ist, was bereits von der modernen Ehe weg auf die Ehe der Vergangenheit verschoben wurde, in eine existentialisierende Perspektive hin auf die „wirtschaftliche Katastrophe“ gerückt. Von hier strahlt es verheißungsvoll aus auf das, was nun wirklich die chronische Misere der modernen Ehe ist: daß sie von kompetenten Wirtschaftssubjekten geführt werden soll und häufig genug nur von frustrierten, süchtigen, inkompetenten und schwachen Konsumenten je nach Konsumschwankung ‘am Kochen gehalten’ oder ‘gekippt’ wird. Wie heißt in

einem Zeitalter, wo Scheidung kaum mehr als Wohnungssorgen bereitet, denn konsequenterweise auch die „schlimmste Liebeserklärung“, die die Psychologin Weiss-Weber sich denken kann? „Ich kann ohne dich nicht leben“!

Partnerschaft: Utopie oder Horrorvision?
Zu zwei Beiträgen im Frauenheft von „Psychologie heute“¹

Wenn, wie M. Mitscherlich-Nielsen *mit* Freud und G. Mühlen-Achs mit Nancy Chodorow und *gegen* Freud behauptet, das wesentliche Hindernis für Gleichberechtigung die Verpflichtung der Frau auf die 'Brutpflege' – und, korrespondierend dazu, der Ausschluß des Mannes davon – ist, dann brauchte man diese nun in der Tat nicht biologische, sondern gesellschaftliche Verpflichtung bloß aufzuheben, und die wesentliche Voraussetzung für eine Gleichberechtigung der Geschlechter wäre geschaffen.

Es soll keineswegs bestritten werden, daß dies die entscheidende Voraussetzung wäre, freilich mehr im Sinn eines erbrachten Beweises dafür, daß die Geschlechter gesellschaftlich gleichberechtigt sind: Die Frau muß sich nicht mehr am Kind schadlos halten für die Befriedigung, die ihr Mann und Gesellschaft verweigern; der Mann darf sich dem Kind zuwenden, ohne fürchten zu müssen, daß er gesellschaftlich, und nicht zuletzt von der Frau, exkommuniziert wird.

Noch ist es nicht soweit, wobei 'noch' eher höhnisch zu verstehen ist. Die Tatsache aber, daß es noch nicht soweit ist, ist zum Anlaß für die vielfältigsten Versuche geworden, die Gründe dafür im Verhältnis der Geschlechter zueinander anstatt im Verhältnis der Gesellschaft zu sich selbst zu suchen. Die Resultate müssen so schief sein, wie etwa die umgekehrte Forderung, die Gleichberechtigung der Frau bis nach der Befreiung der Gesellschaft aufzuschieben, schief wäre. Ob sie wollen oder nicht, werden die Frauen sich 'gleichberechtigten' müssen, und es fragt sich nur, ob und wie weit es ihnen gelingt, diese Gleichberechtigung wenigstens ansatzweise mit einer gesellschaftlichen Perspektive zu verbinden. Aber die ja nicht nur angestrebte, sondern ebenso sehr und aus radikal entfremdeten Gründen verordnete Gleichberechtigung unmittelbar als *die* Perspektive der Befreiung zu setzen wäre lächerlich und absurd.

Ein unterschwelliges Bewußtsein von der Unlösbarkeit der gesellschaftlichen Problematik verrät sich, wenn das technisch doch ohne weiteres lösbare oder wenigstens zu entschärfende Problem der 'Brutpflege' von Freud als quasibiologische Fixierung, von M. Mitscherlich-

Nielsen als „Wiederholungszwang“ und von G. Mühlen-Achs als „Teufelskreis“ bezeichnet wird. Die Frau bemächtigt sich des Kindes mit all der zärtlichen Liebe, die sie in ihrer genitalen Beziehung nicht unterbringen kann; der Mann bemächtigt sich des Kindes schon deswegen nicht, weil er mit ihm um die Zuneigung seiner Frau konkurriert. Anders formuliert, die Frau benötigt den Mann, um das Objekt, das sie lieben kann, allererst hervorzubringen; der Mann dagegen benötigt die Frau zur erfolgreichen Wiederbelebung und genitalen Erfüllung seiner bereits stattgehabten wesentlichen Liebesbeziehung zur Mutter. Dieses Ziel kann er nur erreichen, wenn er der Frau ihrerseits zu ihrem Liebespartner, mit dem er dann im wesentlichen erfolglos konkurrieren kann, verhilft. In Elfriede Jelineks allerschönstem Bürokratenösterreichisch: „Beide Geschlechter wollen immer etwas grundsätzlich Gegensätzliches.“²

Diese gequälte Konstruktion ist unschwer nicht nur als Ausdruck unmittelbaren Erlebens, sondern auch als eine Geschichtskonstruktion zu entziffern: im Dreischritt geht es voran. Und wenn auch der biologisch fabrizierte, sich allerlei Illusionen verdankende Fortschritt der geschichtsphilosophischen Kritik nicht standhält, da ja das Kind auf eigentümliche Weise nicht zum Fortschreiten, sondern zum Wiederholen verurteilt ist, so stellt sich andererseits doch die Frage, wo ein vom Wiederholungszwang befreites Modell seine geschichtliche Dimension hernehmen soll. Nicht zuletzt deshalb vermutlich macht der radikale Feminismus so gern eine Anleihe beim Mythos, der 'vernünftige' dagegen beruft sich auf „Partnerschaft“. „Es gibt keinen anderen Ausweg aus diesem Dilemma als die im Alltag verwirklichte Partnerschaft zwischen Mann und Frau“, sagt M. Mitscherlich-Nielsen. „Wenn beide die Individualität des jeweils andern fördern und beide sich an der frühkindlichen Betreuung ihrer Kinder beteiligen, kann die geschlechtsspezifische Fehlentwicklung der Kinder und das Aneinandervorbeileben der Partner mit seinen reifungshemmenden Wiederholungen verhindert werden.“

Denkt man etwa an die zweifelhaften „... und Partner“-Konstruktionen in der sogenannten Geschäftswelt, dann dämmert einem zwar die Unvermeidbarkeit einer partnerschaftlichen Entwicklung auch der privaten Zweierbeziehung; warum aber ausgerechnet diese Entwicklung mit gattungsgeschichtlichem Fortschritt identisch sein, ja ihn ausdrücklich befördern oder gar allererst ermöglichen soll, bleibt unerfindlich. Nicht die Gattung ist denn auch bei M. Mitscherlich-Nielsen der Gegen-

stand der „Förderung“, sondern die „Individualität des jeweils anderen“. Aber im Ernst: Soll die Individualität des sogenannten Partners wirklich ein Ersatz für die infantilen und in ihrer krassen Rückgewandtheit zukunftsformige Gestalt annehmenden Wünsche von gestern sein?

Natürlich ist Partnerschaft nötig. Allein schon, um dem modernen Leben ökonomisch gewachsen zu sein, ist sie notwendig. Und wenn der Partner eine entwicklungsfähige Individualität hat, so ist das auch nicht zu verachten. Bloß, woher soll er sie nehmen, ausgerechnet heute, und woran, angesichts einer geradezu extremen Monadisierung, soll er sie entwickeln? Soll er sich beim Einkaufen im Supermarkt profilieren, im Kampf mit seinem Textverarbeitungssystem oder in der Warteschlange beim Arbeitsamt? Natürlich bei seinem Partner. Das unvermeidliche Schicksal von Partnerschaften aber, in denen, bevor an die Individualität des andern gedacht werden kann, die eigene Individualität gepflegt und gefördert werden muß, ist, daß sie scheitern. Die Partner gehen auseinander, sich gegenseitig mangelnde Individualität vorwerfend und dem Kind eine frühreife Beziehungsstörung als Tretmine für seine künftigen Partnerschaften hinterlassend.

‘Partner’ sind denn gemeinhin auch alles andere als die Kleinstform und Keimzelle eines neuen gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs, sondern im Gegenteil Leute, denen die ‘Metaphysik’ einer Gattungsgeschichte, die ‘Metaphysik’ eines auf die Verwirklichung der Gattung gerichteten Zwecks, endgültig abhanden gekommen ist. Auch wenn sie von konservativer Seite gerügt werden, daß sie eher den Einkaufswagen als den Kinderwagen schieben, so haben sie sich doch keineswegs, was dringend erwünscht wäre, säkularisiert, sondern bloß in erschreckender Weise entfremdet. Nicht von der Hand zu weisen ist der Verdacht, daß die entfremdeten Partner sich in Ermangelung anderer Kategorien gegenseitig als Ware traktieren und im Bedarfsfall, der bei Waren der Regelfall ist, durch andere Partner ersetzen.

Man muß sich den gegenwärtigen Stand der Entmündigung recht vor Augen halten, um ermessen zu können, wie objektiv zynisch die gutgemeinte Forderung nach Partnerschaft ist. Schon die traditionelle Ehe konnte trotz aller hilfsweise in Anspruch genommenen Projektionen, aller infantilen Klammerreflexe und irrümlichen Verliebtheiten im Grunde nur durch ein geregeltes „Aneinandervorbeileben“, wie M. Mitscherlich-Nielsen es rügt, eine hochgradige Kompetenzenteilung und eindeutige, auf Vermeidung von Kommunikation und Konflikt gerichtete Rol-

lenzuweisung, zu einiger Stabilität und Dauer gelangen. Jetzt sollen ohnmächtige, sprachlose, dafür in einem Zustand permanenter Gereiztheit sich befindende Computer-, Fernseh- und Kassettenpartner über jede Windel, jede einzelne Zuständigkeit neu verhandeln, sollen sich jederzeit ihre Kind und Haushalt betreffenden Beobachtungen mitteilen, bei Betreuungswechsel sich gegenseitig Rapport erstatten, ununterbrochen auftretende Differenzen ebenso ununterbrochen austragen, sich zu wechselnden Zeiten mit wechselnder Autorität jeweils wechselnde Aufträge erteilen, sich, wenn alle Verabredung nicht reicht, noch dazu spontan und tatkräftig unter die Arme greifen, kurz, eine richtige, 'reife' Partnerschaft verwirklichen, ohne gleichzeitig ihre Fähigkeit zu wiederum wechselseitig aufeinander bezogener Regression, vorbehaltlosem „Relaxen“, spontaner Hingabe, spielerisch-zärtlicher Aggression, genitalem 'Eroberungsstreben' zu verlieren – aber, du lieber Gott, aus welchem Fundus eigentlich, kraft welcher Fähigkeiten und, vor allem, mit dem beflügelnden Elan welcher gemeinsamen Perspektive?

Tatsächlich ist gar nicht einzusehen, wieso die Zeit für Partnerschaft reif sein soll, hat die Entmündigung durch die unmittelbarsten Lebensumstände doch einen Grad erreicht, wie er kaum noch überboten werden kann. Daß sie aber, wie M. Mitscherlich-Nielsen andeutet, reif sein *soll*, ja *muß*, und zwar nicht auf Grund der in ihrem Schoß gereiften Partner, sondern im Gegenteil aus ihrer eigenen selbstmörderischen Unreife heraus – das ist eine akrobatische Volte in der Argumentation, die die moderne Partnerschaft nicht eben greifbarer macht.

So steht durchaus zu vermuten, daß Leute, die gemeinsam gegen den von M. Mitscherlich-Nielsen so eindringlich beschworenen Völkermord protestieren, zu Hause verbissen um die Macht kämpfen, lassen ihre in der Regel prekären ökonomischen Lebensumstände ebenso wie die gemeinsamen humanitär-politischen Absichten ein kräfte- und konfliktsparendes „Aneinandervorbeileben“ nicht mehr zu. Wenn bei diesem Kampf so etwas wie Partnerschaft herauskommt, dann vermutlich nicht so sehr aus Gründen dieser gemeinsamen politischen Absichten, die sie ja mit einer Vielzahl politischer Genossen teilen, sondern nach wie vor aus den von Freud dingfest gemachten Gründen infantil fixierter, auf Befriedigung und Wiederholung pochender Bedürfnisse. Eine stabile Befriedigungssituation in Bezug auf diese infantilen Bedürfnisse ist es, was die wirklichen, das 'System', aber nicht die Partnerschaft sprengenden Kompromisse zwischen den erwachsenen „Partnern“ ermöglicht.

Noch gar nicht abzusehen ist dagegen, was geschieht, wenn die frühkindliche Konstellation sich so ändert, daß der Erwachsene über kein ausgeprägtes und wie immer verunstaltetes Bedürfnissystem mehr verfügt, in dem ein anderer mit seinen wie immer verunstalteten Bedürfnissen sich einnisten, in dem er seine Bestimmung und Befriedigung finden kann. Es ist mehr als zu bezweifeln, daß dies die Stunde der Partnerschaft sein wird. Viel wahrscheinlicher ist, daß frühreife, um ihre phasenförmige Entwicklung betrogene Kinder sich ohne große Erschütterungen in unreife Erwachsene verwandeln werden, die, da sie keiner infantilen Vergangenheit tributpflichtig sind, bis in ihr Alter das Gefühl nicht abschütteln werden, 'gar nicht richtig gelebt' zu haben.

Die aber, für die politische Veränderungen unbedingt von psychosozialen Veränderungen abhängig sind, werden noch heilfroh sein, wenn diese Annahme sich als irrig herausstellen sollte.

- 1 „Frauenspecial“, Sonderheft von „Psychologie heute“, erschienen im Frühjahr 1987
- 2 Elfriede Jelinek, Die Klavierspielerin, Reinbek bei Hamburg 1986, S.142

Unica Zürn und der Wahnsinn
Ein Beitrag zur Rekonstruktion des Subjekts

Mißt man Unica Zürn mit den üblichen Maßstäben der modernen Ästhetik, die dem Künstler immer schon eine natürliche Nähe zum Wahnsinn zubilligt, dann wird man der Besonderheit ihres Werks kaum gerecht. Zu sehr entspricht gerade ihr Wahn den Klischees, die sich eine ebenso schockbereite wie nachhaltig entpolitisierte Öffentlichkeit vom Avantgardekünstler macht, als daß sich aus ihm noch irgendein ästhetischer oder erkenntnistheoretischer Nutzen gewinnen ließe. Als Schriftstellerin, Zeichnerin, 'Freundin der Dadaisten', Lebensgefährtin Hans Bellmers hat Unica Zürn, das Offizierskind aus der Grunewaldvilla, sich ebenso rigoros wie im Grunde stereotyp und klischeehaft befreit. Klischeehaft bleibt die Rolle der 'freien Künstlerin' in Paris, klischeehaft die Revolte der Frau, die, Mutter zweier Kinder, 'die Brücken hinter sich abbricht', klischeehaft die Rolle der Lebensgefährtin und nicht zuletzt klischeehaft die Form des individualistischen, heroisch-jungfräulichen Protests. In Momenten kalter Ernüchterung sieht sie sich selbst als „das Hühnchen, das zu dem kreisenden Adler aufblickt, um sich in hysterischer Bewunderung von ihm den Hals umdrehen zu lassen“, und im übrigen, stellt sie resignierend fest, „gleichen sich überall die Einbildungen der Verrückten“ (49).

„Distance“ und „Passivität“ (9) indessen, diese beiden Kardinaltugenden ihres 'anderen Zustands', sind nicht nur Chiffren einer inneren Verarmung, einer wahrhaft krank machenden Liebesunfähigkeit und Unfähigkeit, sich zu vermischen, sondern ebenso sehr einer ganzen krank machenden Epoche. Das sind die späten fünfziger und frühen sechziger Jahre, in denen die noch vom Krieg geformte Generation der Dreißig- bis Vierzigjährigen sich auf ihre Chancen besann. Heute fällt es schwer, wenn man Unica Zürns Pendeln zwischen Paris und Berlin als den jeweiligen Verkörperungen von Freiheit, Neuanfang und glückhaftem Versprechen verfolgt, nicht an die wenige Jahre später geknüpften Beziehungen zwischen diesen beiden Hochburgen der Studentenrevolte zu denken. Es ist, als wäre sie an ihrem inneren Aufruhr nur deshalb zerbrochen, weil sie ihn ganz für sich allein inszenieren mußte. Hätte sie sich dem allgemeinen Aufruhr, der nur wenige Jahre später ausbrach,

anschließen können, sie hätte sich vielleicht retten können! Aber als Unica Zürn 1970 durch einen Fenstersprung in Paris ihr Leben beendet, da ist es mit der Revolte schon fast vorbei. Eine beklemmende Geschichtslosigkeit kennzeichnet ihr Leben und Werk, und von da strahlt es aus auf die Epoche, in der sie gelebt hat. Eine beklemmende Autonomie kennzeichnet ihre Depressionen und ihre Ekstasen. Euphorie und Verzweiflung finden im politischen Niemandsland statt. Nicht Weimar, Nachkriegsdeutschland, das Dritte Reich, sondern eine Art überzeitliches Preußen muß Schauplatz und Wiege dieses abstrakten, heroischen Wahnsinns sein. Dem „Prinz von Homburg“ hat sich hier eine Schwester an die Seite gestellt. Undenkbar, daß Nachkriegseuropa, Westeuropa, Nato-Europa, soviel Aufruhr hervorgebracht hat. Undenkbar, daß soviel Aufruhr nicht in politische Aktion umschlägt, von der Wirklichkeit vielmehr befriedete Ansichten, Landschaftsbilder, vermittelt. Das soll Berlin sein, wo der Wahnsinn die Großstadtstraßen mit freundlichen Leuten bevölkert, die Unica Zürn zulächeln, und wo geheimnisvolle Signale, Botschaften, Erwartungskrisen auslösen, unbändige Hoffnung! Wären es noch die zwanziger Jahre, denkt man, wo er einem wenigstens vertraut ist, dieser radikale Ästhetizismus, diese rückhaltlose Innerlichkeit im Schatten politischer Umbrüche, und wo man ihn auch begreift. Aber Berlin, die ernüchterte Metropole! Unbarmherzig wird sie von diesem überaus lebendigen, quicklebendigen Wahnsinn in ein Geisterhaus verwandelt, eine Spuklandschaft, einen Friedhof. Das soll Wittenau sein, denkt man, „Bonny's Ranch“, dieses elastische Gebilde aus Routine und sachlichen Erfordernissen, das Mordgelüste überflüssig macht und wo nur die Patienten über die Stränge schlagen! Das soll Tempelhof sein, unser und Amerikas Tempelhof, wo Unica Zürn – in einer für die abholenden Freunde unvergeßlichen Momentaufnahme –, von Wahnsinnseingebungen beflügelt, über das Flugfeld eilt, über das sie Monate später, von hysterischer Lähmung befallen, im Rollstuhl zurückgerollt wird! Ich muß gestehen, nie ist mir eine so unheimlich heimelige Ansicht von Berlin vermittelt worden, eine so unbefangene unzensurierte, private Ansicht. In keinem Krimi, keinem Film habe ich Berlin einem fremden, vitalen Interesse und privaten Plan, einem 'wahnsinnigen' Organisationschema so schrankenlos unterworfen erlebt. Nie habe ich es fremdem Zugriff, 'wahnsinnigen' Ereignissen gegenüber so unbeeindruckt, von ihnen so unberührt, nie habe ich es freundlicher, gleichgültiger, harmloser, toter erlebt als hier, in Unica Zürns emphatischer Schilderung.

Das soll Berlin sein, denke ich konsterniert und versuche mühsam, mich an meine ersten Jahre in Berlin, Unica Zürns letzte Lebensjahre, zu erinnern. Damals waren die Taxis billig und die Straßen leer. Vom Flugplatz Tempelhof starteten Propellermaschinen in den Westen. „Von Kopf bis Fuß schwarz angezogen, mit ihrem großen Karton voll ihrer Zeichnungen unter dem Arm“, läuft Unica Zürn ihren Freunden „voller Freude“ entgegen, „und die Freunde sagen ihr später: ‘Das hat wahnsinnig ausgesehen, wie du uns über das Flugfeld entgegengelaufen bist.’“ Zum „ersten Male“ wird „dieses Wort von ihr ausgesprochen. Sie nimmt es wie etwas Selbstverständliches hin – es gefällt ihr, dieses Wort: wahnsinnig.“ (24/25) So wie Unica Zürn sich hier ihre Diagnose aneignet, sie, als ein „Wort“, das ihr „gefällt“, zum Bestandteil ihres euphorischen Wahns macht, so eignet sie sich bei diesem in einem Anfall von Umnachtung unternommenen Berlinbesuch die ganze Stadt an. Und was sie sich aneignet, das läßt sie aufgelöst, von ihrer wahnsinnigen Souveränität aufgelöst, zurück. Von der Warte dieser Souveränität mustert sie Berlin. „Sie weiß: diese Stadt ist geteilt.“ Und sie stellt fest: „Ein beunruhigender Zustand für eine Stadt.“ (25) Da sie wirklich wahnsinnig ist, beschließt sie, Berlins Teilung zu heilen, indem sie die Stadt in einem regelrechten Geburtsakt noch einmal, „in einer vollkommenen Einheit“ (ebd.), zur Welt bringt. Merkwürdigerweise, und das gilt für Unica Zürns gesamtes Werk, ist der Leser sofort bereit, einen Unterschied zu machen zwischen den stereotypen Gebilden des Wahns, zum Beispiel der Geburtsphantasie, und dem erst durch den Wahnsinn geschärften Urteil. Schlagartig begreift man den Wahnsinn des Geredes über die „geteilte Stadt“. Offenbar muß man selbst wahnsinnig sein, um sich in seinem falschen Konkretismus zurechtzufinden. Unica Zürn findet sich zurecht. „Sie weiß: diese Stadt ist geteilt.“ Sachverständig, mit dem Gestus der Eingeweihten, Kundigen, dem verschwörerischen Gestus der Patientin, die den Doktor spielt, fügt sie hinzu: „Ein beunruhigender Zustand für eine Stadt.“ Unter der zersetzenden Wirkung dieser ebenso nüchternen wie heuchlerisch einfühlsamen Bemerkung verliert die politische Teilung ihren unmittelbaren Symbolwert und gibt sich als das zu erkennen, was sie immer schon war und woran auch die spätere ‘Mauer’ nichts geändert hat: als ein kompliziertes Gebäude aus politischen Abstraktionen, das sich der lebendigen Stadt lediglich zum Zweck der allegorischen Verkörperung bedient. Wahnsinnig muß man sein, um diese allegorische Verkörperung, in der Abstraktionen zu sekundärer,

zweifelhafter Lebendigkeit gelangt sind, mit dem unmittelbaren Lebenszusammenhang zu verwechseln. Unica Zürn ist wahnsinnig. Sie „weiß: diese Stadt ist geteilt.“ Wie ein parodierender Clown plappert sie den Politikern nach. „Ein beunruhigender Zustand“, bestätigt sie sachverständig. Sie weiß, wovon sie redet. Schließlich ist sie selbst ‘geteilt’. Aber indem sie den Zustand des Patienten affirmiert, denunziert sie die ideologische Operation, die ihn zum Patienten gemacht hat. Nicht anders verfährt sie, wo sie selbst die Patientin ist. Immer wird sie die Krankheit bestätigen, und immer wird sie damit die denunzieren, die in ihrer Krankheit nichts anderes zu gewahren imstande sind als eben eine „beunruhigende“ Störung.

Zwischen diesen beiden Polen, der schrankenlosen Entfaltung ihrer Fähigkeiten unter den offenbar förderlichen Bedingungen des Wahns und der unbedingten Aneignung dieses sie gleichzeitig zu zerstören drohenden Wahns selbst, entfaltet sich Unica Zürns Leben und Werk. Schon die Drohung der Freunde: „Wenn es so ist, dann mußt du nach Wittenau“, erscheint ihr wie ein „Stichwort“, ein „Wegweiser“ (32). „Aber ich *bin* verrückt“, erklärt sie später dem Schnellrichter, „ich glaube, ich bin schizophren ... Sie müssen mich nach Wittenau bringen.“ (40) Kein Wunder, bei soviel Selbsteinmischung, daß das „ihre Rettung ist“ (ebd.). In Wittenau reicht ihre Kraft denn auch spielend, um einerseits die durch keinen Wahnsinn zu überbietende neue Umgebung wahrzunehmen und andererseits kleine, nur sie in ihrem eigenen Wahn interessierende Botschaften nach ‘draußen’ zu schicken. „Aber hier ist kein Fenster geöffnet, um die ‘Luft-Post’ auf die Reise zu schicken. Sie blickt sich um und findet schließlich etwas, das einem Briefkasten gleicht, eine kleine Klappe aus Messing, die sich heben läßt ... Sie steckt ihre Botschaft heimlich dort hinein und ist sicher, daß sie ihr Ziel erreichen wird. Aber eine Krankenschwester, die alles in diesem Raum beobachtet, sagt mit einem Lächeln zu ihr: ‘Das ist kein Briefkasten.’ Sie aber schweigt und weiß: der Brief ist in dem anderen Land schon angekommen, und man ist gerade dabei, ihn zu lesen.“ (45)

Sie „schweigt und weiß“. Kein defensives Moment haftet ihrem Schweigen an, und wenn sie „weiß“, dann ist das soviel wie eine wohlüberlegte Operation. Versucht man die Leistung von Unica Zürns Wahnsinn zu beschreiben, dann verfällt man immer wieder auf die Sprache. Es kommt einem vor, als habe Unica Zürn sich in ganz besonderer Weise um die Wiederherstellung der Sprache verdient ge-

macht, um die Wiederherstellung der Verben beispielsweise, ihre – könnte man, selbst mit dem Wahnsinn liebäugelnd, sagen – Funktion als ‘Vollverben’. Tatsächlich steht hinter diesen Verben die ganze energiegeladene Person. Wenn Unica Zürn sich – in ihrem ersten heftigen Anfall von Umnachtung – „entschließt ..., nach Berlin zurückzukehren, um eine neue Existenz zu beginnen“, dann weiß man wahrhaftig nicht, hat der Wahn sie in seiner Gewalt oder sie ihn nicht vielmehr in ihrer. „Sie fühlt sich stark und mutig“, aber nicht bloß innerlich „stark und mutig“, so wie man sich laut heutigen Gefühlstheorien fühlt. Und vor allem: Sie fühlt sich nicht, sondern sie fühlt sich stark und mutig, „zu allem fähig!“ (19)

In Wittenau lauscht sie „mit dem größten Interesse“ (65) den Berichten der anderen Patientinnen. Sie stopft deren Geschichten förmlich in sich hinein. Zum ersten Mal bietet nicht bloß der Wahn, sondern die Wirklichkeit in Gestalt der Erlebnisse jener anderen Patientinnen eine Kompensation für die eigene Abstraktheit und Verarmung, die Unica Zürn keineswegs erst und ausschließlich ihrer Krankheit, sondern in einem fundamentalen Sinn bereits ihrer Herkunft und ihrem Stand verdankt. Fasziniert lauscht sie den sozialen Berichten in den Irrsinnsge-
schichten der anderen Kranken. Was daran inkommensurabel ist im Sinne des Wahnsinns, das läßt sie ohne weiteres gelten, und dies nicht bloß, weil sie selbst mit dem Wahnsinn auf vertrautem Fuß steht, sondern weil sie erkennt, daß dieser Wahnsinn bei ihren Mitpatientinnen einen integralen Teil des sozialen Berichts darstellt. Wenn jene geheilt werden, dann haben sie immer noch ihre verfahrenere soziale Situation. Wenn sie, Unica Zürn, geheilt wird, dann droht ihr die absolute Nicht-Wirklichkeit. Da ist nichts, was ihren gehobenen Stand, ihre soziale Freiheit mit einem Moment von Wirklichkeit und Notwendigkeit versehen könnte, es sei denn der Wahnsinn. Konsequenter stellt „schwarze Depression“ (57) sich schon bei der Aussicht auf Geheiltwerden ein. Freilich wird Unica Zürn trotzdem entlassen. Die andern dagegen, mit ihren unbezweifelbar wirklichen Geschichten, sind unheilbar krank.

Im Grunde ist Unica Zürn nicht ungern in den diversen Irrenanstalten gewesen, in deren zugleich drastischer und schonender Atmosphäre sie ihr Realitätsbedürfnis ganz anders als ‘draußen’ befriedigen kann. Im Grunde ein ‘Weltkind’, neugierig und zielbewußt, bei aller inneren Dramatik extrovertiert, beobachtend, teilnehmend, offen, unvoreingenommen und unkonventionell, nicht erfahrungssüchtig, aber erfahrungslustig, urteilsfähig und urteilsfreudig, ist sie nicht bloß im Wahnsinn,

sondern eigentlich erst im Gefängnis und Irrenhaus ganz bei sich. Oder jedenfalls erscheint es so den andern, die mit dem normalen Gefängnis, dem Irrenhausalltag vertraut sind. „Diese Frau ist phantastisch!“ ruft eine Gefängniswärterin in dem Gefängnis aus, in das man sie vor ihrer Einweisung nach Wittenau gebracht hat. „Das schmeichelt ihr.“ Aus „Papiertaschentüchern, die sie zerreißt, rollt sie kleine, weiße Kugeln und legt diese Kugeln zu den Buchstaben des Wortes Libération zusammen.“ (39) Da ihre Leidenschaft dem Finden von Anagrammen gilt, hat sie große Übung in geduldigen, gleichförmigen Arbeiten und ein großes Vertrauen in das Ergebnis solchen gleichförmigen, geduldigen Tuns. „Als dieses große Wort vor ihr auf dem Fußboden liegt“, scheint sich alles zu ändern. „Warum sind alle plötzlich so nett zu ihr?“ (ebd.) In Paris, als sie erneut aufgegriffen und in die „Infirmierie“, halb Gefängnis, halb Krankenhaus, eingeliefert wird, beschließt sie umstandslos, „diese Zelle nicht mehr zu verlassen“.² Sie hat die Produktionsstätte in ihr erkannt. Stundenlang hat sie die Tür betrachtet und die „Spuren“ studiert, die „die vielen Fäuste hinterlassen haben, die im Laufe der Jahre gegen die Tür geschlagen haben, um sich in ihrer Verlassenheit bemerkbar zu machen.“ (116) Sie überlegt, „in welcher Weise sie in den Besitz dieser Türe kommen könnte, um sie mit zu sich nach Hause zu nehmen.“ (ebd.) Eine Befreiung ist es, als sie auf die Idee kommt, daß sie selbst ja dableiben kann. Im Studium der Gesichter auf Tür, Wand und Fußboden hat sie eine „kostbare Unterrichtsstunde im Zeichnen“ verbracht. Sie wird sich hier einnisten. „Sie hat hier ein Bett ... Man ernährt sie, sie ist alleine. Sie kann hier tun, wozu sie Lust hat.“ (ebd.)

Aus einem grenzenlosen Infantilismus, der sie immer wieder Situationen herstellen läßt, in denen man sie „alleine“ läßt und sie „ernährt“, erwächst eine ebenso grenzenlose, souveräne Produktivität. In Gedanken beginnt sie die Zelle einzurichten. Sie „entdeckt genügend Platz in dieser Zelle für ihr Grammophon, für ihre Platten, für einen Tisch zum Arbeiten ... Sie muß darum bitten, daß man ihr Papier, Zeichenfedern und schwarze Chinatinte bringt und vor allem ihr Grammophon ...“ (ebd.) Immer wieder wird man ihr in alle möglichen Anstalten Zeichenpapier und Chinatinte bringen, verständnisvolle Ärzte, gute Freunde werden sie bei Arbeitslaune halten, und unter diesen reduzierten Bedingungen, von allen Seiten gestützt und geschont, wird sie immer wieder etwas zustande bringen. Zugleich erwächst ihr eine vermeintlich unumschränkte Fähigkeit zur Solidarität. Scheinbar umfaßt diese Solidarität auch die

Anstaltsinsassen, die Irren, mit denen Unica Zürn in den diversen Häusern zusammengesperrt wird; in Wirklichkeit ist sie auf diese beschränkt. Wenn ihr Leben selbst 'einfach' geworden ist, wenn für ihre Reproduktion und Pflege Sorge getragen wird und sie selbst so wie ein Kind in der Latenz eigentlich um nichts als um die unumschränkte Entfaltung ihrer geschlechtslosen, von keiner Gattungsverantwortung gezeichneten Fähigkeiten sich kümmern muß, dann bekommt sie Sinn und Interesse für komplexes Leben. Durch das Guckloch in ihrer Zellentür blickt sie „hinaus auf den Gang, der leer ist. Sie blickt in die andere Richtung und sieht eine Zellentüre mit einer Öffnung. Es scheint ganz dunkel in dieser Zelle zu sein. Sie hat den Eindruck, daß diese Zelle wie ein feuchtes, schwarzes Kellergewölbe ohne Licht ist.“ (118) Aus der unbeeinträchtigten, ja übermäßigen Helligkeit ihres geistigen Wahnsinns blickt sie in die Dunkelheit des fremden, kreatürlichen Wahns. „Jetzt erscheint an der Öffnung ein bleiches Gesicht mit langen ungekämmten schwarzen Haaren – das Mädchen hat große, schwarze Augen. Sie streckt ihre Hand durch die Öffnung, die Hand hält einen leeren *Bol* aus Plastik. Sie ruft: 'Madame s'il vous plaît, à boire s'il vous plaît!' Aber niemand kommt.“ Unica Zürn hofft selbst, daß eine „Krankenschwester erscheint, die sie um eine Zigarette bitten kann.“ (ebd.) Hunger und Durst leidet sie nie, aber ihre Sucht nach Zigaretten und lauter Musik empfindet sie als integralen Bestandteil ihrer geistigen Person. Das „Rauchen ist die einzige Droge, mit der sie sich seit ihrem 18. Lebensjahr drogiert“ (124), und sie „kennt Zeiten in ihrem Leben, wo das Verlangen nach Musik in ihr so stark wird wie das Verlangen eines Menschen, der sich drogiert, wenn ihm seine Droge fehlt“ (117). In „Zeiten peinlicher Armut hat sie sich in Berlin von ihrem letzten Geld lieber Zigaretten als Brot gekauft. Lieber hungern, aber rauchen. Das Rauchen verleiht ihr zugleich das angenehme Gefühl, im Luxus zu leben.“ (124) Von der Höhe dieser 'geistigen' Bedürfnisse neigt sie sich zu der durstigen Kreatur, dieser „Art von wahnsinnigem Gretchen“ (117), hinunter und solidarisiert sich mit ihr. „Sie rufen jetzt gemeinsam 'Madame s'il vous plaît.'“ (ebd.) Die Szene hat etwas von Schmierenkomödie und erhabenem Klamauk. Unica Zürn liebt die fremde Sprache. Sie liebt es, sie sich in der Version des einfachen Volks und für die einfachen Bedürfnisse zu eigen zu machen. Und sie liebt es, ihre geistige Souveränität in kreatürliche Einfachheit sich verwandeln zu sehen, was freilich nicht ohne die Unterstützung 'einfacher Kreaturen' geschieht. Aufmerksam beobachtet

Unica Zürn, wie 'einfaches Leben', Kreatürlichkeit, sich äußert. Wie eine gelehrige Schülerin gesellt sie sich zu der verwahrlosten Irren. „Sie rufen jetzt gemeinsam 'Madame s'il vous plaît', die eine nach etwas zu trinken, die andere nach Zigaretten.“ (ebd.)

Die „alte Verführung kommt wieder über sie: Ist es nicht viel einfacher für sie, das Leben in einer psychiatrischen Klinik zu beenden?“ (97) Dieser „Verführung“, die sie an die Krankheit fesselt, korrespondiert 'draußen' ein Wunsch, der „jedesmal zu einer Katastrophe für sie führt und dessen Folgen sie kennt, aber im kritischen Augenblick wieder vergißt“ (96). Es ist der offenbar Krankheit, Wahnsinn, anzeigende Wunsch, sich aus den gewohnten Lebensverhältnissen zu lösen. „Sie schläft und ißt nicht mehr, sie will frei sein. Sie erklärt, allein leben zu wollen.“ (ebd.) In der Irrenanstalt, in der sie unvermeidlich landet, ist sie beides: „frei“ und „allein“. Allerdings hat die Anstalt ihre eigene Dynamik: den Wahn der Patienten nimmt sie unbarmherzig aufs Korn. Unica Zürn beklagt sich bitter über die Wirkung der halluzinationshemmenden Medikamente, die nicht nur die „große Verzauberung“ (51) beenden, den „Zustand des Deliriums, dieser einzigen kurzen Epoche, die sich im Zustand des Wahnsinns für sie gelohnt hat“ (92), sondern auch ihre Fähigkeiten, ihr Interesse zerstören und der „schwarzen Depression“ (57) Tür und Tor öffnen. Diese „schwarze Depression“ ist keineswegs bloß die andere Seite des „Deliriums“, die Grundstimmung vielmehr ihres 'normalen' Lebens, die Alltag und Arbeitsfähigkeit immer wieder bedroht und aus der sie sich gelegentlich mit einem Sprung ins Delirium rettet. Dabei begreift sie schon die Strategie der psychiatrischen Behandlung, die vermutlich der zyklischen Bewegung steuern und eine verlässliche Veränderung jener Grundstimmung erreichen will. Da sie die Klinik aber jeweils nur im Zustand des Deliriums betritt, dem Zustand also, den sie selbst zu ihrer Rettung gegen die schwarze Grundstimmung ins Feld geführt hat, wird ihr eigener Restitutionsversuch regelmäßig zum eigentlichen Objekt des psychiatrischen Angriffs. Das Delirium ist, laut Diagnose, die eigentliche Krankheit. Schließlich liegt es an ihm, daß die Patientin mal wieder 'auffällig' geworden ist. Mit dem ganzen Einsatz erstarren machender Medikamente (vgl. S. 92) muß sie um ihre Halluzinationen gebracht, gewaltsam von ihnen getrennt werden, damit, so zweifellos die offizielle Haltung, auf dem leergeräumten Feld so etwas wie ein erster schüchterner, dafür realistischer und resistenter Optimismus Platz greifen kann. Das grundlegende Mißverständnis, der kardinale

Irrtum, der dieser psychiatrischen Einschätzung zugrunde liegt, besteht darin zu glauben, die Wirklichkeit – die Person Unica Zürns eingeschlossen – enthalte ein Reservoir nicht genutzter objektiver Möglichkeiten, Hoffnungen, derer die Patientin sich nur bedienen lernen müsse, wobei als Inbegriff dieser objektiven Hoffnungen immer wieder die künstlerische Arbeit in Erscheinung tritt. Dieser fundamentale Irrtum wird vervollständigt durch jenen anderen, demzufolge der helle Wahnsinn, das Delirium, entweder etwas überhaupt anderes oder aber eine willkürliche, falsche, notwendig zu zerstörende Verkörperung dieser objektiven Hoffnungen sei. Tatsächlich gibt weder Unica Zürns Kunstpraxis, auf die sie seit je ihren Pariser Alltag gründet, noch dieser Alltag selbst, die 'große' Pariser Freiheit, zu neuen, weiter gehenden, noch im Fundus der Möglichkeiten – aber welchem Fundus eigentlich und welcher Möglichkeiten? – beschlossenen Hoffnungen irgend Anlaß. Und ebenso wenig enthält ihr Delirium etwas, was es als übermütig, haltlos, abstrakt, übermäßig fordernd, eben 'wahnsinnig' denunzierte. Wenn ich mich noch einmal auf eine syntaktische Argumentation stützen darf: Es gibt ja kein Anzeichen bei diesem Delirium, daß unter seiner verzerrenden Perspektive die Welt aus den Fugen gerät, im Gegenteil: Unter seiner korrigierenden Perspektive wird die Wirklichkeit in ihr normales grammatologisches Verhältnis gerückt. Nicht nur fehlt – auch wenn Unica Zürn selbst Zeichen von Größenwahn bei sich feststellt (vgl. S. 33) – jede Isolierung und Übersteigerung des isolierten Subjekts, des Ich, es fehlt auch jene Verselbständigung und Entgleisung der Objektbeziehungen, die auf eine irreguläre, illusionäre Wirklichkeitsbetrachtung hindeuten könnten. Im Gegenteil, niemals ist die 'Appetenz' erfreulicher, das allgemeine Objektverhältnis bei Unica Zürn besser geordnet, als wenn sie delirierte. Einen „gesunden Hunger“ hat sie, eine „geniale Idee“ (32). Widerstandslos legt die Welt sich ihr in Gestalt des Akkusativobjekts zu Füßen. Erst durch die heilenden Medikamente wird sie auf die isolierende, abstrakte, verlorene Subjektposition zurückgeworfen werden. Erst die Therapie wird ihr das ungebrochene Objektverhältnis als ihr eigentliches Delirium nachweisen. Sie wird ihr mit der Kraft ihrer durchschlagenden Medikamente beweisen, daß ein so ungebrochenes Objektverhältnis in dieser Realität wirklich nichts anderes als Delirium sein kann.

Es ist keineswegs so, daß dieses Delirium allen Attacken, den Attacken der Medikamente ebenso wie den gutgemeinten von Ärzten, Freunden, Kunstverständigen, widersteht. Am allerwenigsten widersteht es

den Abnutzungserscheinungen, die vom Rhythmus der Krankheit selbst ausgehen. Unica Zürns Wahn erhält Züge des Ausgebrannten. Der Irrenhausalltag dominiert, die Schilderung der Mitpatienten gerät ins Monströse, der eigene Wahn zeigt zunehmend Momente von Dekomposition. Das Ich ist müde geworden, dies alles zu integrieren. Die Erinnerung an wiederholtes Gesundwerden, fruchtloses Gesundwerden, drückt. Ob sie an ihre Heilung glaubt, fragt sie der Arzt. Noch „mit einem gewissen Vergnügen“ antwortet sie ‘Nein’.“ (93) Aber unaufhaltsam wird dieses „Vergnügen“ aufgezehrt. Wieder einmal zurück in Paris, stellt sie, auf den letzten ‘Schub’ zurückblickend, fest: „Nein! In dieser letzten Krise war kaum etwas, was sich ‘gelohnt’ hätte, um mit einer neuen Hoffnungslosigkeit bezahlt zu werden.“ (103) Die Depression hat das Delirium eingeholt. Die Behandlung ist im Grunde beendet, der Patient von seiner fatalen Sehnsucht nach Halluzinationen geheilt. Aber die Rechnung geht nicht auf. Unica Zürn wird ja nicht von fremden, schädlichen Einflüssen, sondern von dem, was ihr Leben ausmacht, geheilt. Ist es mit diesen vermeintlich fremden Einflüsterungen vorbei, dann ist es mir ihr selbst vorbei, die Operation ist geglückt, und die Patientin ist tot.

Unica Zürns Werk, als dessen wichtigster Bestandteil der hier extensiv zitierte Bericht „Der Mann im Jasmin“ angesehen werden darf, stellt nicht nur die Tragödie des europäischen Subjekts dar, das nur noch im Wahnsinn in seinen ursprünglichen Dimensionen kenntlich wird, es stellt zugleich dieses Subjekt in seinen ursprünglichen Dimensionen wieder her. Konsequenz ist die Aufnahme, die dieses erst in jüngerer Zeit ausführlicher vorgelegte Werk bei den Lesern gefunden hat, mehr als nur geteilt. Die meisten stimmen es traurig. „Schwarze Depression“ stellt bei der Lektüre sich ein, bis an die Grenze des Nicht-mehr-weiter-Könnens. Andere dagegen, die sich weniger an die ‘wahnsinnigen’ Bedingungen, unter denen das Werk geschaffen wurde, als an die materiellen Erfahrungen halten, die es artikuliert, stimmen es dagegen heiter. Mit einer unbefangenen, durch keinerlei Rahmenbedingungen in den Zustand der Befangenheit zu versetzenden Erkenntnislust, die Unica Zürns Delirium vielleicht vergleichbar ist, genießen sie die ihnen erteilte Unterrichtsstunde in Sachen Subjekt. Eine solche Beobachtungsfähigkeit und Entschlußkraft, wie Unica Zürn sie dokumentiert, soviel unbedingte Lebensfähigkeit und Lebenslust entziehen sich ja weitgehend unserer Erfahrung, ja sogar unserer Vorstellungskraft! Das haben wir, in notorischer Depression befangen, ja schon gar nicht mehr gewußt, daß das

‘normale’, das ‘eigentlich normale’ Subjekt solche Dimensionen hat, daß es ein so unmittelbares, unmittelbar optimistisches Objektverhältnis hat, daß es so gar nicht introvertiert ist, ja, nicht die Spur introvertiert! Konsequenz sind solche durch die Lektüre beispielsweise des „Mann im Jasmin“ eher heiter gestimmte Leser nicht bereit, sich auf eine im Grunde parasitäre, genießerische, von den wesentlichen Bedingungen absehende Rezeption festnageln zu lassen. Vielmehr begreifen sie die in der Tat ‘wahnsinnigen’ Bedingungen als die krude Materie dieses Werks und konzentrieren ihre Aufmerksamkeit auf die Tätigkeit des die eigentlichen Rahmenbedingungen des Wahnsinns setzenden transzendentalen Subjekts. Sie können sich dabei auf die Autorin selbst berufen, die ihren Wahnsinn ja im strengen Sinn zur Materie, zum Gegenstand ihrer Darstellung macht. Daß diese Materie im unmittelbaren Sinn die Materie ihres Geistes, der Zustand ist, in dem ihr Bewußtsein sich befindet – und kein Gegenstand, der außerhalb ihrer selbst gelegen wäre –, kann an der Tatsache nichts ändern, daß Unica Zürn ihn mit dem ganzen Einsatz ihrer offenbar unbeschädigten Subjektfähigkeiten, ihrer transzendentalen Subjektfähigkeiten meistert und strukturiert und nicht umgekehrt sich von ihm meistern und strukturieren läßt.

Dabei brauchen die Beschädigungen nicht verschwiegen und verleugnet zu werden. Der Grund ist bodenlos, auf dem das Subjekt gedeiht. Das gilt für die Verrückten ebenso wie für die ‘Normalen’, für die halluzinativ Erregten ebenso wie für die normalen Deprimierten. Es ist im Wortsinn ein Sumpf, über dem das Subjekt sich in seiner ungehemmten Freiheit entfaltet. Wenn dieser Sumpf die Freiheit so wenig tangiert – allenfalls wird das Subjekt verrückt, oder aber es verliert seine Freiheit aus den Augen –, so liegt das daran, daß er in strikter Weise bloß die Vergangenheit und Materie des Subjekts markiert. Da ist er zwar virulent – als Motiv, ‘eigentlich treibender Grund’ –, aber er ist auch aus dem, wozu er antreibt, rigoros ausgeschlossen: Nie sieht Unica Zürn die Großstadt mit offeneren Augen als da, wo sie einer ebenso privaten wie unsichtbaren, einer unsinnigen und zu nichts führenden Botschaft nachjagt. Dieser Sumpf, über dem das Subjekt seine Freiheit errichtet, wird gewöhnlich als die Reservation des Subjekts, sein gegenüber aller Freiheit nicht erlöschender Vorbehalt, als der Kern seiner unverwechselbaren Identität beschrieben. Demgegenüber wird die Freiheit eher als Entfremdung aufgefaßt, zumindest wird von ihr verlangt, daß sie sich an der persönlichen Reservation des Subjekts bewähren, diese als essentiellen

Bestandteil in sich aufnehmen müsse. Mir scheint, Unica Zürns Werk ist ein schöner Hinweis und Beweis, daß es sich anders verhält, und dies ist im übrigen auch der Grund meiner persönlichen Verehrung: Nicht in seiner Vergangenheit oder in seiner Erinnerung, auch nicht in einer enthistorisierten, buchstäblich auf den Punkt zusammengeschnurrten Selbstempfindung ist das Subjekt zu finden, sondern in seiner Neugier, seiner Wahrnehmung, in seiner Appetenz und in seinen Objektverhältnissen. Da ist es nicht bloß fortschrittlich, mutig, so, wie es fremden Normen zufolge sein soll, im Gegenteil, im höchsten Maß mit sich selbst identisch. Gegenüber dieser allein und ausschließlich in Austauschprozessen bestehenden Identität hat die vermeintlich persönliche Reservatio, der Triebgrund, das treibende Motiv, alle Züge einer Rückkopplung oder Rückprojektion, aber nun nicht von einem allgemeinen Austauschprozeß zurück auf das individuelle Subjekt, von diesem wesentlich in seinen Austauschprozessen individuierten Subjekt vielmehr zurück auf ein Allgemeines, das als ein je schon vorhandenes und vorrangig klassenmäßig definiertes Allgemeines auf das Subjekt Anspruch erhebt, seine Austauschprozesse reglementiert und die Realisierung der ihm durch diese Austauschprozesse gebotenen Freiheit verhindert. Dieses Klassenschicksal geht jeder individuellen Subjektbildung zweifellos voraus. Es stellt das Material der Individuierung dar, den Rohstoff, die Hypothek, die das Subjekt in den Austauschprozeß von seiner Seite her einbringt. Keineswegs stellt es schon das Allgemeine selbst dar und wird vom Subjekt auch keineswegs so begriffen. Auf das Klassenschicksal zieht es sich vielmehr als auf das Besondere zurück, auf das, was dem Austauschprozeß widersteht, was sich nicht mitrepräsentiert fühlt in diesem Prozeß und, insofern es ja wesentlich einen Vorbehalt, eine Schranke repräsentiert, auch tatsächlich nicht mitrepräsentiert wird. Unica Zürn führt die heilige Triade, in der ihr Klassenvorbehalt, der bürgerliche Klassenvorbehalt, mit allen Ansprüchen auf Subjektdefinition sich ausdrückt, in schöner Vollständigkeit vor. Es sind die „die ewigen Jagdgründe ihrer Kindheit“ (74) mit einer gut bourgeoisen, pathogenen Vater-Tochter-Bindung. Es ist das „innere Königreich“, das der Bürger sich „im Laufe des Lebens aufzubauen“ strebt (58): aus einer „bestimmten Musik“, „bestimmten Menschen“, „bestimmten Büchern“, „Begegnungen mit Objekten der Kunst“ und „allem, was dazugehört“ (ebd.). Und es ist ein fetischistisches, hochsexualisiertes Verhältnis zum eigenen Körper, das jeden wirklichen Austauschprozeß, jede Vermi-

schung, in den zweiten Rang einer bloßen Spiegelbeziehung rückt. Immer wird Unica Zürn von einer reinen Blickbeziehung träumen, einer reinen Erwartungsbeziehung. „Distance“ und „Passivität“ sind die „zwei Belehrungen“, die ihr die „stille Gegenwart“ des „Mann im Jasmin“ erteilt. Sie hat diesen Mann geheiratet, träumt sie mit sechs Jahren, um sich von dem „Berg von lauem Fleisch“, der ihre Mutter ist, zu befreien. Er kann ihr nichts tun, „er ist gelähmt!“ Sie heiratet ihn, und „das Schönste ist, daß niemand davon weiß.“ (9) Ihren später immer wiederkehrenden Wahn könnte man als ihre ewige Brautzeit bezeichnen. Wie sie Jahre später Wittenau verläßt, um nach Paris, zu ihrem Lebensgefährten, ihrem vertrauten Leben zurückzukehren, befällt sie sofort eine finstere Depression. „Sie geht zurück in ihr Bett. Sie beginnt damit, sich auf eine für sie sehr verhängnisvoll werdende Art mit dem Körper zu beschäftigen. Und nach einigen Tagen treten die Folgen ein. Als seien die Gerüchte, die sie in ihrer Kindheit gehört hat, wahr geworden: Wenn du das tust, dann wirst du blind, dann wirst du gelähmt!“ (71) Sie ist gelähmt. Im „Rollstuhl fährt man sie über das Flugfeld zum Flugzeug nach Paris.“ (ebd.) Sie will nicht gesund werden. Sie will 'Braut' bleiben. Lieber gelähmt werden als den Brautstand verraten! Auch wenn Unica Zürn sonst nicht davon spricht, scheint diese Form der „magren Notzucht“, wie es in einem ihrer Anagramme heißt³, sich nicht nur dieses eine Mal „verhängnisvoll“ ausgewirkt zu haben. Befriedigung auf der minimisierten Ebene der Selbstbefriedigung ist die Wirklichkeit ihrer „noblen“ Liebe (vgl. S. 21). Indessen ist sie nicht die Wirklichkeit ihres Wahns und schon gar nicht seine Wahrheit. Die sind vielmehr in dem leidenschaftlichen Objektverlangen zu suchen, das alle 'ursprünglich treibenden' Motive verzehrt und – da, wo sie auf dem Sprung sind, sich in Subjektivität, Erfahrung, zu verwandeln – definiert. Zu diesem leidenschaftlichen Objektverlangen gehört auch das besondere Interesse, das Unica Zürns Leben und Werk charakterisiert, nämlich sich jenes besondere Objekt anzueigenen und sich ihm zu überantworten, das ihr eigener Geist, ihr eigenes Bewußtsein, darstellt. Dieses Bemühen ist gleichermaßen weit entfernt von einer auf Aufhebung, Zerstörung des Wahns zielenden Selbstanalyse und einer affirmativen, schieren Verdoppelung des Wahns. Das Moment von Heilung, das Unica Zürn in dieser begreifenden Darstellung, die keine Selbstanalyse ist, praktiziert – und das die Leser, insofern sie sich ihre Perspektive nicht zu eigen machen, in einer bis zur manifesten Angst reichenden Weise unter Druck setzt –, besteht

vielmehr in der Wahrung und Formulierung ihrer Subjektposition in einer Situation, die gemeinhin als durch die Abwesenheit dieser Subjektposition bzw. durch ihre weitreichende Außerkraftsetzung und Zerstörung definiert begriffen wird. Keineswegs wird durch Unica Zürns Vorgehen nun quasi im Gegenzug die Kategorie des Wahnsinns außer Kraft gesetzt, ganz im Gegenteil, und ebensowenig wird Wahn als Ersatzwelt, als Surrogat, inthronisiert. Jede Willkür, sei's auf der Ebene des Wunschenkens, sei's auf der Ebene des vermeintlichen Verstands, bleibt vielmehr außen vor. Worauf es ankommt, ist eine unzensierte – nicht nach Maßgabe scheinbar souveräner Subjektentscheidungen ein- oder ausgeschlossene, verklärte oder verworfene, fetischisierte oder hochmütig ausgegrenzte – Objektivität als der einzige 'Stoff', aus dem das Subjekt gemacht ist und in dem es sich selbst begreifen kann. 'Schade', 'schlimm', wenn diese Objektivität, was den Zustand von Unica Zürns Geist und Bewußtsein angeht, eben wahnsinnig ist. Unter dem Gesichtspunkt freilich, daß es sich dabei um die – sieht man einmal von der normalen Alltagsdepression ab – einzig ihr zur Verfügung stehende Objektivität und also um das entscheidende Medium ihres Wahrnehmens und Begreifens handelt, ist dieses 'Qualitätsurteil' von sekundärer Bedeutung.

Von was für einem Standpunkt wird dieses Qualitätsurteil schließlich gefällt? Vom Standpunkt dessen, der mehr und besser begreifen kann? Oder vom Standpunkt dessen, der besser zeichnen und schreiben, bessere Anagramme finden kann? Oder vom Standpunkt dessen, der nicht aus Gründen seiner Selbsterhaltung gezwungen ist, zu zeichnen, zu schreiben und in fanatischer Akribie Anagramme, geheime Botschaften, zu entschlüsseln? Oder ist dieses Qualitätsurteil vom Standpunkt des 'Humanen' gefällt, unter Berücksichtigung des 'Leidensdrucks', der subjektiven Einschränkungen und der objektiven Minderung der Spezies Mensch? Nun, Unica Zürns Werk gibt keine Handhabe, sich mit ihr gegen ihren Wahnsinn zu verbünden, diesem Werk mit einem vorgefaßten Begriff vom Humanen zu begegnen, es als Symptom, Beweis, Bestätigung für diesen vorgefaßten Begriff in Anspruch zu nehmen. Gerade wer, nicht zuletzt von Unica Zürn selbst, weiß, daß „sich überall die Einbildungen der Verrückten (gleichen)“ (46), wird, sofern er über das Werk nicht gänzlich hinwegliet, zugeben müssen, daß es nicht die Frage des Wahnsinns, sondern die Frage des Subjekts neu stellt. Auch, was human ist, ist durch Begriffe wie „Wahnsinn“ oder „Schizophrenie“ keineswegs ein für allemal abgegrenzt und geklärt. In Unica Zürns Werk

wird vor allem deutlich, daß auch das, was human ist, neu ausgemacht werden muß. Manche 'depressive' Reaktion auf den „Mann im Jasmin“ mag ihren unrühmlichen Grund darin haben, daß hier manche längst geräumte Position in großer Unbefangenheit behauptet und damit zumindest das individuelle Gleichgewicht der Leser, dieses überaus reduzierte, auf einer minimisierten Ebene wiederhergestellte Gleichgewicht, gefährlich in Frage gestellt wird.

So weit geht die Umkehrung, daß man Unica Zürn schließlich noch um ihre Leiden beneiden möchte. Diese Leiden versichern in eigentümlicher Weise, daß sie lebendig ist, lebendiger als die meisten, und daß das Leben, ihr Leben, sich lohnt. Noch der Tod würde sich lohnen, als ein unbezweifelbares Stück Leben. Nach einem gescheiterten Selbstmordversuch in Wittenau „schämt“ sie sich „sehr, daß sie nicht tot ist“ (61). Tot zu sein war schließlich der Zweck des Unternehmens. Nicht tot zu sein ist nur eine Variante, und die schlechtere davon. Angesichts ihrer „ungefährlichen Verletzungen“ spricht der Arzt „mit Ironie“ zu ihr, „und sie schämt sich sehr, daß sie nicht tot ist“ (ebd.). Auch tot zu sein wäre nur eine Variante des Lebens, und alles in allem die bessere. Sie schämt sich so, als ginge es um das heißgeliebte, durch keinen Selbstmordversuch in Frage gestellte Leben. Sie schämt sich wie jemand, der noch nie über dies Leben hinausgedacht, es noch nie sei's stoisch, sei's zynisch, sei's depressiv oder resignativ in Frage gestellt hat. Und genauso ist es. Wenn Unica Zürn in den verschiedenen Anstalten sich endgültig niederlegt, um 'nicht mehr mitzuspielen', sich endgültig 'nicht mehr zu rühren', dann fängt eine untergründige Lebendigkeit in ihr zu rumoren an, dann sieht man sie förmlich, wie sie ihre unbezähmbare Lebendigkeit hinter den niedergeschlagenen Augen verbirgt. „Sie aber liegt und beschließt liegengubleiben.“ (62) Die Entschlußkraft paßt schlecht zur Depression. Wie eine Drohung, gegen andere, nicht gegen sich selbst gerichtet, wirkt es, wenn sie „beschließt liegengubleiben“. Nichts geht ohne Beschluß ab, ohne förmliches Urteil. Noch in den bedrängtesten Augenblicken wahrt sie den Überblick, hält sie das Essentielle zusammen. In einem frühen, gegen den Beginn ihrer Krankheit geschriebenen Text „Das Weiße mit dem roten Punkt“⁴⁴, zieht sie Resümee, in endgültigen, resümierenden Sätzen, in denen das Gute und das Kümmerliche gleichermaßen auf der Habenseite erscheinen. „Und das ist meine Ratlosigkeit“ (132), resümiert sie, „und das ist mein Trost“ (133). „Und das ist mein Egoismus“ (129), resümiert sie, „und das ist meine Vorliebe für Distanz“ (131). Es

ist *ihre* Ratlosigkeit, *ihr* Trost, *ihr* Egoismus und *ihre* Distanz. Sie ist damit reicher – kompletter, als Person – als manche, die der Wahnsinn nicht an die Grenze der Selbstzerstörung bringt. „Und dieser Wahnsinn“, resümiert sie, „ist meine einzige Stärke“ (ebd.). Nicht anders, denke ich, fassen es auch die Leser auf, auch die, denen Unica Zürn ‘leid tut’, die sie bemitleiden möchten und meinen, selbst eine Position – der Gesundheit, der Reflexionsfähigkeit, des besseren, weniger narzißtischen Lebens – innezuhaben, die es ihnen möglich macht, sie zu bemitleiden. Da, wo es nicht mehr um die Disqualifikation des Leidens, sondern um ein möglichst unzensiertes Begreifen der Wirklichkeit geht, hat Unica Zürn die ‘Konkurrenz’ längst gewonnen, und ‘leid tun’ können die Leser sich selbst. Unica Zürn hat unter den Text „Das Weiße mit dem roten Punkt“ die Angabe „in großer Angst geschrieben am 24. Februar 1959“ (138) gesetzt. Beneidenswert ist nicht nur, daß sie ihn offenbar in kürzester Zeit geschrieben hat – „Ermenonville, im Februar 1959“ heißt es zu Anfang (129) –, vor allem vielmehr, daß sie ihn „in großer Angst geschrieben“ hat. Betrachten wir doch einmal unser Geschriebenes und stellen uns vor, wie es aussähe, wenn wir es „in großer Angst geschrieben“ hätten! Woher sollen wir diese Angst aber nehmen, oder vielmehr, wie sollen wir sie mobilisieren, dergestalt, daß sie in unser Geschriebenes eingeht? Was ist unser Geschriebenes aber wert, wenn es nicht „in großer Angst geschrieben“ ist? Und was ist dieses Geschriebene hier, dieser Text über Unica Zürn, wert, wenn ich darunter nicht, so wie sie es in „Das Weiße mit dem roten Punkt“ getan hat, schreiben kann: In großer Angst geschrieben, Berlin, im Februar 1985.

- 1 Unica Zürn, Der Mann im Jasmin – Eindrücke aus einer Geisteskrankheit. Ich zitiere diesen Text nach der in der Ullstein-Reihe „Die Frau in der Literatur“ erschienenen Taschenbuchausgabe von Unica Zürns Werken (Unica Zürn, Der Mann im Jasmin/Dunkler Frühling, Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1982, darin S. 9-103) und gebe die Seitenzahlen im Text an. Hier S. 53
- 2 Diese Szene ist den „Notizen zur letzten (?) Krise“ entnommen, a.a.O., S.104-128. Hier S. 117
- 3 „Achtundreißig rue Mouffetard“. Zit. nach Unica Zürn, Im Staub dieses Lebens. Dreiundsechzig Anagramme, Alpheus Verlag, Berlin 1980, S. 13
- 4 Zit. nach der Ullstein-Ausgabe, a.a.O., S. 129-138. Der Lilith-Verlag hat diesen kleinen Text nicht zu Unrecht zur ‘Titelgeschichte’ seiner umfangreichen Zürn-Ausgabe (Unica Zürn, Das Weiße mit dem roten Punkt, hrsg. von Inge Morgenroth, Berlin 1981) gemacht.

Jenseits des Wahnsinns
Zu Unica Zürns letzten Aufzeichnungen

Einen „Beitrag zur Rekonstruktion des Subjekts“ nannte ich meinen ersten Versuch über Unica Zürn, bei dem ich mich auf die bekannten, im schmalen Taschenbuch versammelten Werke „Der Mann im Jasmin“, „Das Haus der Krankheiten“, „Das kleine Weiße mit dem roten Punkt“ u.a. stützte. Ich fand es kühn, den so gut wie vergessenen, womöglich verlorengegangenen Bauplan des Subjekts ausgerechnet im Wahnsinn einer Frau wiederfinden zu wollen, die sich Anfang der sechziger Jahre in „Bonny's Ranch“ in Berlin-Wittenau zur stationären Aufnahme mit der selbstgestellten und natürlich zutreffenden Diagnose meldet: „Ich habe eine Schizophrenie.“ Heute finde ich es nicht mehr so kühn, mich mit einer Frau zu identifizieren, die, nun ja, eben euphorisch ist. Dabei habe ich von der „Rekonstruktion des Subjekts“ selbst nichts zurückzunehmen, nur die Euphorie ist hin. Das hat wiederum mit Unica Zürn, nämlich mit den letzten, vom Brinkmann und Bose Verlag als Band 5 der Gesamtausgabe herausgegebenen Aufzeichnungen zu tun.¹ Nichts wäre übrigens verkehrter, als aus der Tatsache, daß sie wenig später in Paris Selbstmord begeht, zu schließen, daß es sich bei der in diesen Aufzeichnungen zum Ausdruck kommenden Stimmung um die nicht weniger dramatische, nur eben katastrophisch-finstere andere Seite der hochgestimmten Euphorie handelt. Zu offenkundig ist die Begeisterung der kalten Ernüchterung gewichen; eine Stimmung übrigens, die niemand so eindringlich, so förmlich ansteckend wiederzugeben vermag wie Unica Zürn. Mag jeder Leser für sich entscheiden, was ihn dabei schlimmer trifft: daß die Wirklichkeit nicht weniger schlimm ist als die schlimmste Depression und also eine depressive Ansicht von ihr genau den 'Ton' der Wirklichkeit trifft oder daß die Depression bloß eine Krankheit ist, der man noch dazu die einzige Existenzberechtigung, nämlich die Euphorie, ausgetrieben hat. Ganz gleich, welcher Kränkung man den Vorzug gibt, Unica Zürn ist für beide zuständig. Nicht nur verdirbt sie einem den gemeinen „Spaß am Leben“, sondern auch jenen von ihr selbst erzeugten, eher extravaganten Spaß an der Krankheit. Und sie verdirbt gewissermaßen den Spaß an der Kunst. Wenn ich das Thema meines ersten Beitrags weiterspinnen wollte, dann müßte ich sagen, hier wird das

Subjekt nicht rekonstruiert, sondern demontiert – und zugleich das in sinister Weise verdeutlicht, was ich ursprünglich ein wenig hochgestochen nicht bloß als Subjekt, vielmehr gleich als „europäisches Subjekt“ apostrophiert hatte und was gleichermaßen mit dem Berliner Offiziersmilieu wie mit der abgehobenen Kunstclique in Paris, der ganzen zweideutigen Weltläufigkeit einer Kulturbourgeoisie zu tun hat, die sich über *Kunsttechniken* verständigt, über *Ausdrucksbedürfnisse*, auch wenn sie sich sonst über nichts verständigen kann. Wie war das, als in Unica Zürn der „Wunsch“ erwachte, bei Hans Bellmer „malen zu lernen“? „Zuerst lernt sie, wie man den Malgrund vorbereitet. Die Palette mit den Farben erweckt einen wahren Rausch in ihr ... Alles ist erlaubt.“ (144) Gut fünfzehn Jahre später wird Hans Bellmer selbst, ein „grimmiger Greis“ (34), schlaganfallgelähmt, deprimiert, resigniert, von seinem Therapeuten ebenfalls mittels des Malgrunds motiviert. „Josef ... hat weisses Zeichenpapier mitgebracht, auf dem er Flecken mit Farben gemacht hat. André hatte solche Papiere auch vorbereitet, damit Hans da hineininterpretieren kann, denn es ist bekannt, dass man zuweilen Angst vor dem weissen Papier hat und einem nichts einfällt, zu zeichnen. Sie selbst, als sie in Saint-Anne interniert war, hat in die Zeichenhefte, die Hans ihr brachte, solche Farbflecken gemacht ... Sie knüllte Toilettenpapier zusammen, befeuchtete sie es mit der Farbe und drückte es auf das weiche weisse Zeichenpapier. Vielleicht wird Hans auf den Papieren von Josef wieder zu zeichnen beginnen.“ (46/47)² Vielleicht auch nicht.

Im Licht der letzten Aufzeichnungen betrachtet, ist auch der Suizid alles andere als eine 'surrealistische', Kunst und Leben ein wenig ruinös, aber jedenfalls mit Stil und Pathos verquickende Tat; vielmehr die nur unfreiwillig oder vielmehr unvermeidlich spektakuläre Bilanz aus dem, was in den letzten Aufzeichnungen als Lebensgefühl dominiert. Dabei hat es wenig Sinn, die Sache schonender zu betrachten, als Unica Zürn sie selbst betrachtet hat, zumal nur der den von diesen Aufzeichnungen ausgehenden Sog einer gnadenlosen Abrechnung verspüren wird, der gewillt ist, gnadenlos mit sich selbst abzurechnen. Ohnehin, ohne Identifikation 'läuft' hier nichts. Aber diese Identifikation und die durch sie eröffnete Perspektive ein für allemal und nicht nur für den „Mann im Jasmin“, sondern auch für die letzten Aufzeichnungen als die eigene akzeptiert, ergibt sich eine von Barrieren, Beschönigungen geradezu unwahrscheinlich freigeräumte, trostlose Aussicht auf die Verfassung des eigenen, des bürgerlichen, des bildungseuropäischen Kultursubjekts.

Schlimm – vermerke ich für mich selbst – ist die Gleichzeitigkeit: daß Unica Zürn, je kaputter sie ist, desto mehr in meine Gegenwart rückt, diese mit dem Virus der depressiven Abwertung infizierend, wobei mir alles, was ich gern vergessen hätte, ins Gedächtnis – Was heißt ins Gedächtnis? In den Bannkreis eines unbeholfenen Agierens! – zurückkommt und alle Hierarchien, die ich sorgfältig errichtet und mit denen ich das Unverdauliche zumindest eingeordnet, eingemauert habe, durch die kalte Gleichgültigkeit, die Entdifferenziertheit der routinierten Wahnsinnigen über den Haufen geschmissen werden.

„Was also tun? Stillsitzen, an alte, glückliche Zeiten denken und in der Nase bohren. Der kleine Finger der $\bar{h}$ rechten Hand ist schon ganz schwarz davon.“ (11) Wie für Proust von den in den Tee getauchten *madeleines* der Tante Léonie geht für mich von Unica Zürns Zigaretten der Duft der Vergangenheit aus. Es ist der Duft der 68er Revolte, vermischt mit der harten Bitternis von Unica Zürns ausgebrannter, später Schizophrenie. Du liebe Güte, was haben wir geraucht! Und was mögen das für Zigaretten gewesen sein, wo der Finger schwarz wurde, wenn man hingebungsvoll in der Nase gebohrt hatte und das Taschentuch nach langen, mehr oder weniger politisierend oder vielmehr kulturpolitischend – über Agnès Vardas *Das Glück* oder Polanskis *Das Messer im Wasser*, über den Detektiv als *underdog* in Chandlers Romanen und die revolutionäre Bedeutung der Brutalität von Italowestern oder den kulturrevolutionären Triumph von Louis Malles *Viva Maria* – verbrachten Nächten sich von Rotz und Ruß schwarz färbte. Unica Zürn hat die ‘Kulturtechnik’ Taschentuch hinter sich. „Sie wischt sich die Nase am Ärmel ihres Pullovers ab.“ (13) Dafür darf sie auch unbefangen von sich in der 3. Person reden, in einem Lakonismus, der buchstäblich alles hinter sich hat: „... und die 3. Person schreibt.“ (16) Zugleich fragt sie sich: „Was würde Freud sagen, zum in der Nase bohren? Hat das eine sexuelle Bedeutung?“ (ebd.) Der Mangel an Ironie kann einem die Schamröte ins Gesicht treiben. Wie haben wir seinerzeit unsere Umgebung mit psychoanalytischen „Bedeutungen“ traktiert, und wie haben wir uns selbst mit der Sexualität schwergetan!

Tempusprobleme, denke ich immer, mag ich in der Grammatik, aber nicht in der Philosophie. Das heißt, ich fühle mich zu ihnen nicht recht imstande. Das hier aber kommt mir in seinen Implikationen böse vor, das heißt irgendwie ärmlich, was Unica Zürn und ihren berühmten Lebensgefährten betrifft, und zugleich tückisch in der objektiven Zeitbestimmung für mich. Während wir in Berlin Chandler lesen und über Hollywoods gehobene Filmproduktion, über den Ritualismus des *Show down* und die Aufarbeitung der mexikanischen Revolutionsgeschichte diskutieren, schreibt Unica Zürn in unverstellter Sehnsucht von den Kinoereignissen „ihrer Kindheit“ (16). „Sie möchte *Ben Hur* wieder sehen und den Seeräuber mit Douglas Fairbanks und den Dieb von Bagdad auch mit Fairbanks. Oder Filme mit Charly Chaplin und Buster Keaton und Harold Loyd. Sie weiß nicht einmal mehr, wie diese Namen geschrieben werden.“ (ebd.) Dieweil sitzt „Hans“ im „roten Sessel und liest ein Buch von James Hadley Chase aus der Serie noire bei Gallimard. Ja, wenn er sich gründlich langweilen würde – vielleicht brächte ihn das zum zeichnen.“ (28)

Wohl gemerkt, es geht nicht bloß um die wohlvertraute Parallele, das „Wie die Alten sangen ...“, sondern um die entnervende Gleichzeitigkeit. Nicht um die Gleichung: Als Unica Zürn zwanzig war, hat sie dasselbe getan, geliebt, gehaßt wie wir mit zwanzig. Sondern um jene ganz andere, ganz andere Konsequenzen nach sich ziehende Gleichung: Als wir mit zwanzig in Berlin das und das getan, geliebt, gehaßt haben, hat Unica Zürn mit fünfzig in Paris genau dasselbe getan. War das nicht vielleicht ein bißchen wenig, was wir mit zwanzig getan haben, ein bißchen leichtgewichtig vielleicht, ich meine dafür, daß man es ebensogut mit fünfzig tun kann? Werde ich, die Sache beim Namen genannt, mit fünfzig immer noch dasselbe tun oder, exakter ausgedrückt, genauso leben – wo ich doch wie zweifellos alle meine Zeitgenossen das Gefühl habe, energisch mit den Lebens-, den Halluzinationsgewohnheiten der sechziger Jahre aufgeräumt zu haben? Ist es wirklich nötig, daß sie das ganze 20. Jahrhundert prägt, den Präfaschismus wie die Postmoderne, diese „Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“-Atmosphäre, diese aus „Theorie des Films“ und „Theorie der Angestellten“ gemixte, pseudomaterialistisch aufgeladene Kulturatmosphäre, diese ohne Rücksicht auf politische Verluste einen intellektuellen „Jargon der

Eigentlichkeit“ pflegende kritische Theorieatmosphäre, gibt es keine ehrlichere Möglichkeit, sich des latenten Faschismus der Gegenwart anzunehmen? – solange nicht dieser, sondern Kultur als *prägend* angenommen und solange in der *Medienkultur* nicht der Faschismus, sondern die *Kulturmoderne* am Werk gesehen wird, sicher nicht. Ich kann nicht leugnen, daß Unica Zürns Filmerinnerungen, Erinnerungen an die späten zwanziger oder frühen dreißiger Jahre vermutlich, mir den Streß der sechziger Jahre ins Gedächtnis zurückrufen. Aber der Geschmack der Erinnerungen ist schlecht. Von keiner ausgebrannten Schizophrenie zerstört, höchstens von einer jugendlichen Angstneurose gelähmt, hatte ich dennoch mit den Säulenheiligen linker Filmtheorie meine Schwierigkeiten, mit der Orthographie des Namens Lloyd etwa und der in diesem Namen verkörperten Theoriegeschichte sowie mit den an meine, verkrampten Lachmuskeln gestellten Anforderungen; denn ich konnte nicht lachen – *das Leben in den späten sechziger Jahren war einfach zu anstrengend dazu!* –, aber der ganze SDS lachte sich tot. Ganz kluge Jungfrau, behielt ich für mich, daß ich mit dem Namen Fairbanks weder Gutes noch Böses, also tendenziell Einschüchterndes verband und daß ich den „Dieb von Bagdad“ ebensogern in einer neueren Verfilmung gesehen hätte. „Hans hat einen Roman von James Hadley Chase eben ausgelesen“, schreibt Unica Zürn – *plaudert* darf man nicht sagen, schreibt sie doch um ihr Leben, um so schlimmer, daß es dennoch *Plaudern* ist – „und sagte, dass er ausgezeichnet war. Sie liest vor dem Einschlafen einige 2 3 Seiten in einen schlechten Kriminalroman, sie wird ihn beiseite legen und den Chase lesen.“ (34) Ich könnte mich kranklachen! Wie hat sie’s gut, die Unica Zürn, daß sie schon seit Jahren verrückt war! Und sie ist nicht mehr jung. Aber womit kann *ich* rechtfertigen, daß genau dies die gängige Münze war: wer seinen Marx studiert, den *Argument*-Kreis frequentiert und im SDS gehörig resigniert hatte, der durfte auch über Kriminalromane ein kulturkritisches, die Freizeit selbst zu einer bedeutenden politischen Praxis erhebendes Urteil fällen. Wie oft – denn ich hatte auch einen „Hans“ – legte ich schuldbewußt, wenn auch im Innersten verstockt, meine ordinäre Lektüre beiseite und griff zu einem „ausgezeichneten“ Chase!

„Zurück in die Gegenwart.“ (26) „Zurück in die Gegenwart“. (30)
 „Zurück in die Gegenwart“. (34)

„Man ist im Jahre 1970. Diese Zahl hat etwas Endgültiges für sie. Was mag dieses Jahr bringen. Am 13. März wird Hans 68 Jahre alt und am 6. Juli wird sie 54.“ (15)

Das Jahr 1970 war für mich ein Umbruchsjahr. Zwischen dem 13. März und dem 6. Juli beendete ich mein Staatsexamen und fing meine Doktorarbeit an, stand meiner Mutter in einer schweren Krankheit bei, stellte mich in einer Konfrontation mit der RAF als bürgerlicher Feigling heraus, faßte meine Heirat ins Auge und fuhr mit meinem zukünftigen Mann nach Italien. Ich war nicht 54, sondern 25. Und trotzdem hatte dieses Jahr etwas, aber nur *etwas* „Endgültiges“ für mich; denn ich entdeckte – wäre ich ein Mann, würde ich, um von der Art dieser Entdeckung eine Vorstellung zu geben, sagen: morgens beim Rasieren – meine eigene Sterblichkeit und vergaß sie von nun an keinen einzigen Augenblick mehr, bis zur Geburt meines ersten Kindes.

Unica Zürn war es mit der Endgültigkeit ernst. Am 17. Oktober 1970 springt sie vom Balkon der im sechsten Stock gelegenen Wohnung Bellmers in den Tod. Da war – um sich, wenn nicht das Faktum, so wenigstens das Datum klarzumachen – die Studentenrevolte schon zwei Jahre, Unica Zürn würde sagen: gegessen. Merkwürdig auch hier die ‘Tempusgrammatik’: Das Jahr 1970 ist für Unica Zürn, die Vierundfünfzigjährige, die Gegenwart geblieben. Für mich, die damals Fünfundzwanzigjährige, ist es eine geradezu unheimlich entfernte Vergangenheit. Worauf soll ich Unica Zürns Gegenwart mehr beziehen: auf meine Vergangenheit oder auf meine Gegenwart, die sich der immerwährenden Gegenwart Unica Zürns mit Riesenschritten nähert? Wo drängen die Parallelen sich mehr auf?

Ich beschließe, daß Unica Zürn zu meiner Vergangenheit gehört, zum Jahr 1970, und prompt kehrt sie, während sie mir, je älter ich werde, desto mehr mit allen Schrecken ihrer vierundfünfzigjährigen immerwährenden Gegenwart winkt, ihre ewig uneinholbare Vergangenheit heraus.

Was mich und merkwürdigerweise auch was Unica Zürn betrifft, so ist es entschieden Vorvergangenheit. Etwas Unauratisches, Dürres, etwas endgültig Vergangenes haftet ihr an. Kein Duft der Kindheit, sondern die pointenlose Archaik von Edda oder Altem Testament: Da geriet er in Zorn und schlug ihn tot. Kein Platz – und kein Bedarf – für jenes psychologische Endometrium, das die Möglichkeit von historischem Verständnis und Identifikation suggeriert. Warum?

Zunächst glaube ich einem Infantilismus von mir auf die Spur gekommen zu sein, einer infantilen 'Mittelpunktsreaktion': In Unica Zürns Vergangenheit war mit mir 'noch nichts los', hier ist, nach rückwärts, das Ende des Vergleichs. Prompt, sage ich mir, finde ich sie dürr, unauratisch, das heißt ohne meinen eigenen Duft; kommt hinzu, daß ich die zwanziger Jahre, des von ihnen beanspruchten Markenzeichens wegen, hasse, aber fremder und womöglich hassenswerter ist mir die absolut markenlose Zeit, in der Unica Zürn jung war, jene frühen Jahre des Faschismus, in denen sie jung sein und allenfalls über die eigene mit naturwüchsigem Recht beanspruchte Zukunft, nicht aber über Faschismus reflektieren wollte, und womöglich noch verhaßter in ihrer blinden Geschichtslosigkeit, ihrer verstockten Lebenslust, ihrer krankhaften Pragmatik sind mir die späten Vierziger und die frühen fünfziger Jahre.

Der wirkliche Grund liegt auf einer anderen Ebene der Identifikation: Vorvergangenheit, nicht nur für mich, sondern auch für Unica Zürn, sind die Jahre *vor* Schriftstellerei und Wahnsinn. Genauer gesagt, denn hier kommt es auf Einzelheiten an, es sind die Jahre vor dem Wahnsinn und einer durch ihn inspirierten Kunst. Verächtlich noch die Zeit kurz davor, „wo sie Schriftstellerin war“ (29), für den „Telegraf“ Geschichten im gefälligen Stil von „La Belle et la Bête“ schrieb (118f.) und, wenn sie ihr „Honorar“ abgeholt hatte, „das Ereignis mit kleinen Einkäufen und einer Mahlzeit in einem guten Restaurant feierte“ (119); leichtfertig, was die Kunst und nicht zuletzt die Politik, aber von einer abstoßenden Gewichtigkeit, was das private oder 'wirkliche' Leben anging: Männer, Abtreibungen; Eifersucht und Liebe: Ringelpiez.

Als sie merkt, daß „ihr Mann eine Frau liebt(e)“ (53), bekommt sie eine „Muskelverkrampfung“ im Rücken (74). „Soetwas habe ich noch nicht gesehen“, sagt der Arzt, „Sie haben ein faustgroßes, steinhartes Muskelbündel im Rücken“ (53). Er „verordnete den Lichtkasten oder Lichtbügel mehrere Male am Tag“ (ebd.).

„Und hat es geholfen?“ fragt meine Krankengymnastin, während sie

meinen verkrampften Rücken bearbeitet.

„Weiß nicht“, sage ich schläfrig, „das hat sie nicht gesagt.“

„Unkas Untreue lässt sich vielleicht entschuldigen: Nach der Geburt von Katrinchen hatte sie der Frauenarzt so ‘zugenäht’ dass sie die Liebe mit Unkas nur unter Schmerzen machen konnte, – ‘faire l’amour’ – wie die Franzosen sagen. Unkas, der wie fast jeder Mann es liebte, mit seiner Frau die Liebe zu machen, – der sehr erotisch war – suchte bei anderen, jüngeren Frauen seine Befriedigung.“ (75)

Souverän ist die Kunst der Unica Zürn, souverän ihre Einstellung gegenüber dem Wahnsinn; aber was sie in der Liebe erduldet hat und wie sie sich ausdrückt, wenn es um Liebe geht, das ist einfach barbarisch. Wenn es überhaupt einen Auslöser gibt für ihre Schizophrenie, dann hier, in der Sexualität, an der sie hing – das merkt man schon –, auf die sie etwas gab und der sie zugleich als einem schwer erreichbaren Ziel, einem höchst fremdbestimmten Genuß – der vielleicht immer der Genuß der Männer war – nachgejagt ist. In den „Wahnsinnskrisen“ (9) hat sie unter sexuellen Obsessionen zu leiden: unter kleinen, realistischen, alles andere als orgienhaften, dafür von ganz nahe gesehenen, sozusagen aus dem eigenen Trieb heraus begriffenen Szenen, in denen das Gesehene dank übergroßer Nähe, überwältigender Schmucklosigkeit häßlich ist, nichts als verbiesterte Technik, verzweifelter Begehren. Im Krankenhaus „beobachtet (sie) eine andere Kranke, die eine unglaubliche, blaurote Nase hat, eine faltige, geschwollene Nase, die an den Sex eines Mannes erinnert. Sie ist gewiss lesbisch und macht mit ihrer Nase die Liebe bei ihren Freundinnen ... Vielleicht ist sie wegen ihrer riesigen, abscheulichen Nasen deprimiert und wegen ihres Schicksals, perverse Lesbierinnen zu befriedigen. Die Beobachtende hat den Eindruck, dass – wenn man diese Nase abschneiden würde, sie sofort zum männlichen Glied würde und seinen Weg unter die Röcke, in die Hosen sämtlicher Kranken und Krankenschwestern finden würde. Diese erotischen Halluzinationen quälen sie und beschämen sie auch gleichzeitig.“ (25) Übrigens hat sie selbst „zwei lesbische Abenteuer in ihrer Jugendzeit“ gehabt (46), und sie ist sehr unglücklich, daß sie sie wie aus einem inneren Zwang heraus in „diesem verfluchten Tagebuch“ eingesteht.

„Sie hat seit langer Zeit diese zwei Komplexe, die Halluzinationen auslösen, in Krisen des Wahnsinns: die verbrecherische Epoche der Nazis und die Tatsache, diesem Volk anzugehören und die 3 Abtreibungen ...“ Wieder einmal ist es passiert: „Sie ist im 4. Monat. Die ständige

Weigerung des Freundes, ein Präservativ zu benutzen – was sie versteht, denn dieses Objekt vermindert den Genuß – ... bringen sie ständig in die Gefahr der Schwangerschaft und vermindern ihre Hingebung durch das Gefühl der Angst.“ (86/87) Nach einem mißglückten Abtreibungsversuch „trinken sie viel Wein, kehren nachhause zurück und versuchen, sich zu vereinigen. Sie ist unsagbar verzweifelt ..., aber aus Höflichkeit, aus Kameradschaft läßt sie diese Szene, wie so viele andere gleicher Art über sich ergehen. Er findet seine einsame Befriedigung“ (87/88), während sie an ein „schönes, melancholisches Gesicht“ denkt, „das sie anbetete, bevor sie Deutschland verließ“ (88). In Paris ist „nationaler Festtag: Befreiung von der Nazibesetzung“ (ebd.). Sie fährt nach Berlin, um den Abtreibungsversuch wiederholen zu lassen. Auf der Toilette bringt sie „einen großen Embryo zur Welt ... Sie hält entsetzt und zugleich bewundernd dieses unvollendete Wesen in der Hand, das einem uralten, fast aztekischen Objekt gleicht.“ (89) Sie wirft es in die Toilette und zieht die Wasserspülung. „Grausiges Bild, wie dieses feierlich streng und fremd aussehende Wesen in die Abwässer, in die Finsternis stinkender, unterirdischer Kanäle versinkt.“ (ebd.)

Ästhetisierung regiert. Bereits nach dem mißglückten Versuch hat sie die „beängstigende Vorstellung“ gehabt, „daß sie ein Monstrum zur Welt bringen wird ... Ihre Phantasie beginnt zu arbeiten. Sie sieht ein Wesen ohne Schädeldecke, mit Froschhäuten zwischen den mangelnden Fingern und gewölbten Froschaugen.“ (87)

Wahrhaftig, wer etwa einen Zugang zu den Bellmerschen Puppen sucht, der könnte hier einen Einstieg finden. Aber wie kommt eine Frau wie Unica Zürn dazu, einen Zugang zur fixen Idee ihres Lebensgefährten zu liefern, einen Zugang weniger zur sexuellen als vielmehr zur *Objekt*-Obsession der Surrealisten?

6

Fahren wir fort „in der Eintönigkeit dieses Tagebuchs“ (35). „Wiederholung nach Wiederholung.“ (37) Sie ist „so abgestumpft“ (31). „Dieses Tagebuch ... leidet am Stumpfsinn – an Wiederholungen, an Sprachfehlern, an Gramatikfehlern, an Sorgfalt und Farbigkeit im Stil.“ (ebd.) Sie „wird jetzt einmal sehen, ob etwas im Fernsehen gegeben wird – sie hat dieses Tagebuch schon gründlich satt“ (32).

„Während sie dieses Tagebuch schreibt, macht sie ständig Fehler. Sie schreibt dreimal ein Wort falsch, und beim 4. Mal gelingt es, das Wort korrekt und leserlich zu schreiben“ (33): „...~~klatz klatz klatz~~ klatscht“ (23). Oft genug gelingt es auch nicht. Eine zweifelhafte Farbigkeit bringen, wie bereits vorgeführt, die Entstellungen durch das Französische hinein – mehrfach berichtet sie, daß sie „Rendezvous nehmen“ will, um sich „einen wackligen Zahn ausreißen“ zu lassen (17); sie geht auch zum Zahnarzt, und er „riss einen Zahn aus“ (42) – der merkwürdige Gebrauch von „Sex“ für Penis – „als machte sie die Liebe auf dem Schoss und Sex eines Mannes“ (ebd.) –, seltsam kontrastiert mit dem, was man als Berliner Humor zu bezeichnen pflegt – „die Schreiberin dieser denkwürdigen Zeilen“ (25), „wenn sie das nicht schön erzählte, will ich einen gebratenen Storch essen“ (37) – und was gelegentlich in einen Zynismus umschlägt, der vor lauter Bösartigkeit von geradezu serener Heiterkeit ist: „Hans Bellmer und Unica Zürn haben sich für immer voneinander getrennt und werden sich nicht wiedersehen. U.Z. ist wie erlöst – H.B. auch. Ende.“ (49)

Das wirkliche Ende – jedenfalls von jenem von Unica Zürn immer wieder als Tagebuch apostrophierten Heft Crécý (5-57), das einer der gewichtigsten Texte in diesem Band darstellt – ist weniger witzig, zumal die zielgerichtete Aggression fehlt und der Verdacht sich nicht beschwichtigen lassen will, es könne Unica Zürn mit dem, was sie zitiert, nicht weniger ernst sein als Hölderlin mit seinen späten Vierzeilern:

„Ende.

Es sei wie es wolle

es war doch so schön!

(Johann Wolfgang von Goethe).“ (57)

Man beachte – wahrhaftig, so könnte Unica Zürn selbst die Worte gesetzt oder vielmehr gestelzt haben in jenem ‘Stadium’, von dem die Rede ist! –, man beachte – und das mag all denen eine Lehre sein, die sich wie Unica Zürn einer schwebenden Leichtigkeit des Stils und einer professionellen Auffassung vom Schreiben rühmen können –, man beachte, wie, während das Schwebende sich in der leeren Unbestimmtheit einer aus den Tiefen deutschen Philistertums aufgetauchten Platitüde wiedererkennt, Genauigkeit und Arbeitswut, die Tugenden des professionellen Schriftstellers, in Formalismus umgeschlagen sind. Der ist, recht, das heißt vom Standpunkt des Wahnsinns, betrachtet, so unendlich vielgestaltig, in sich so sinnreich und kompliziert, nach den divergente-

sten Gesichtspunkten wie Satzzeichen und Adelsprädikat aufgefächert wie, ja wie? – wie nur irgendein Kunstwerk, pflegte man früher zu sagen, heute müßte es heißen: wie nur irgendein vorzügliches Textprogramm.³ Ist das die späte Rache für jenen souverän technischen Zugang zur Kunst, den Unica Zürn schon beim Malen bewies und der seinerseits ein Abkömmling jenes frühbürgerlichen Produktionsstandpunkts ist, den Schiller bereits in seinen „Ästhetischen Briefen“, Kunstproduktion und Warenproduktion souverän ineinssetzend, feiert? Hier, am feierlich gelobten „Ende“, geht die Technik mit der Bildung, der verselbständigte Formalismus mit dem von weither transportierten Geröll, die ebenso typische, wie, auf dem Hintergrund von Unica Zürns avantgardistischem Werk, skandalöseste Verbindung ein. Egal, ob höhere oder tiefere Ironie *dahintersteht*: Gegen die originale Symbiose von Unternehmer- und Spießertum ist kein Kraut gewachsen, oder, wie Unica Zürn bereitwillig zitiert, es sei wie es wolle. In Klammern: Johann Wolfgang von Goethe, Punkt.

7

Die Arbeit. „Quand elle travaille, tout va bien!“ (179) „Wenn sie arbeitet, geht alles gut.“ (7) Den Niedergang der Kunst kann nur begreifen, wer für die Euphorie des Produzierens einen Sinn hat und weiß, was die Beschwörungsformel bedeutet: keine ‘positive Arbeitshaltung’, sondern die Verlegung des ‘inneren Schwerpunkts’ nach außen; die Identifizierung der ‘inneren Balance’ mit jenem im Grunde höchst fragwürdigen, aber als essentiell empfundenen Gefühl, daß ‘es läuft’; eine, wie man will, legitime oder illegitime Ausdehnung der Arbeitsbeziehung auf libidinöse Beziehungen – siehe Hans Bellmer; den Verlust der ‘normalen’ bürgerlichen Perspektive, einen praktischen Hang zur Verwehrlosung, zur Haltlosigkeit, zu einer – wie es im Scheidungsurteil der DDR-Schriftstellerin Brigitte Reimann heißt – „exzessiven Arbeitsweise“⁴ inklusive.

„Es ist eine Qual, nicht arbeiten zu können, wie man möchte. Als hätte man keine Berechtigung zum Leben.“ (10) Das ist die andere Seite der euphorischen Arbeitsbeziehung: Destabilisierung droht, das „Nachtlager neben dem Gasherd“ (9). Einmal nach Berechtigungsgründen geforscht, ergibt sich leicht, daß man keine „Berechtigung“ hat. Nur noch

theoretisch, gleichsam mit Feldforschungsdistanz, wird eingeräumt, daß man die „Faulheit lieben“ kann. „Auch das kann sehr angenehm sein, als Unterbrechung ...“ (ebd.)

Was ist schlimmer, der Verlust der Stabilität oder der qualvolle Versuch der Restabilisierung nach dem alten Modell, das heißt Schreiben um jeden Preis, um „sich um jeden Preis vor der völligen Verdummung (zu) retten“ (8) und mit allen Folgen, was die Regression des festgehaltenen Wunsches selbst betrifft? „Früher schrieb sie mit grosser Leichtigkeit“ (11). Heute fragt sie den Psychiater, der Hans Bellmer besuchen kommt, ob es „kein Medikament gibt, das sie zum Arbeiten veranlassen könnte“ (10/11). Seine „kurze Antwort: Nein.“ (11)

„Schreiben! Wer das könnte. Welch eine Wohltat zu schreiben! ... Oh, Gnade, Gnade, schreiben zu können! Und zu zeichnen! Grösstes Glück, das es gibt, sich in einer künstlerischen Form auszudrücken, ‘Schwanger sein’ sein von einer Idee ...“ (45) Immer wieder bemängelt sie, daß Hans Bellmer nicht mehr zeichnen mag. Was sind sie beide? Ein „langsam alterndes Paar, das kaum noch schöpferisch tätig ist. Die besten Jahre ihres Lebens sind vorbei.“ (9) Dennoch hat sie „jetzt nicht viel Lust ... zu sterben – weil sie das Erscheinen ihrer Bücher abwarten will“ (52). Was das betrifft, gibt es von Hans Bellmer mehr zu berichten als von ihr. „Sie ist ein Nichts gegen ihn.“ (11) Zwar sagt er: „‘Das ist mir alles gleichgültig’, aber wenn dieses Buch erst einmal vor ihm liegt, wird er sich doch freuen.“ (46) „Selbst eine japanische Kunstrevue hat eine Reihe von Abbildungen gebracht mit einem langen Text, den man leider nicht lesen kann.“ (11)

8

Es ist schwer, nicht in Zynismus zu verfallen, schwer, ‘cool’ zu bleiben angesichts des überwältigenden Eindrucks, daß genau so die eigene Regression aussehen wird – oder schon aussieht –: auf das „Erscheinen“ irgendeines Buches zu warten, und wenn es auch in altindogermanisch geschrieben ist! Bescheid zu wissen, ein wenig Selbstanalyse zu beweisen ist jedenfalls kein ausreichender Schutz – wenn Unica Zürns Aufzeichnungen etwas offenlegen, dann dies. Wenn etwas fehlt – und worauf man folglich Hoffnungen setzen könnte –, dann sind es die Elemente einer Klassenanalyse, die Distanz verschaffen, so daß man mit einem

kräftigen Stoßseufzer sagen kann: Was für eine schreckliche Klasse, die Bourgeoisie – was für ein schreckliches Land, das „~~deutz deutz~~ deutsche“ (32) – was für schreckliche Männer, alle Hänse dieser Welt – was für eine lächerliche Krankheit, die Depression – was für eine alberne Tätigkeit, die Kunst!

Ende.

- 1 Unica Züri, Gesamtausgabe, hrsg. von Günter Bose und Erich Brinkmann, Band 5, Aufzeichnungen, Berlin 1989
- 2 Ich halte mich beim Zitieren an die von Bose und Brinkmann rekonstruierte ursprüngliche Textfassung, inklusive Fehler und durchgestrichene Wörter.
- 3 Man beachte – *man beachte!* – die technische Übereinstimmung zwischen dem handschriftlich verfaßten Tagebuch einer Wahnsinnigen und einem Computer; macht er doch den entstellenden Akademismus einer kritischen Gesamtausgabe überflüssig und ist als einziger imstande, die schriftlichen Spuren des Wahnsinns authentisch wiederzugeben!
- 4 Brigitte Reimann: Die geliebte, die verfluchte Hoffnung. Tagebücher und Briefe, Darmstadt Neuwied 1984, S. 329

Der Alptraum als Tagtraum

Bemerkungen zu zwei Beispielen weiblicher Robinsonaden:

Marlen Haushofers Roman „Die Wand“ und

„Eine Hütte für mich allein“ von Joan Barfoot

1

Eine Frau in den besten Jahren, die die altersüblichen Probleme mit der Figur hat und gern nascht – das heißt, eigentlich nascht sie gar nicht *gern*, kann auch mit dem verharmlosenden Wort im Grunde nichts anfangen; denn das Problem setzt ihr zu, und nichts kann ihrer Gier, dieser oralen Gier nach Süßem, steuern, es sei denn, daß sie regelrecht gehindert würde: durch eine Vernichtung aller Süßigkeiten, ein endgültiges Zusperrern aller Kettenläden und Kioske, einen einzigartigen gigantischen Mangel, der sie von den konfektionierten Sweets, den Reklamesüßigkeiten, ablenkt und für die Süßigkeiten der Natur empfänglich macht, wo sie Himbeeren stopft, einmal im Jahr in „Süßigkeit badet“ (85), bis sie dann, anders als bei *mars* und *milky way*, *choco crossies* und Gummibärchen, „ganz plötzlich genug hat“ (86).

Dieselbe Frau, die solche Probleme mit dem Naschen hat, hat auch Probleme mit dem Lesen, wenn es auch nicht ganz klar ist, welche. Vielleicht 'zieht' sie sich die Bücher 'rein', schmökert hemmungslos, um zu vergessen; vielleicht nascht sie auch nur von ihnen, ist groß im Anlesen, Durchblättern, Auf-Vorrat-Kaufen und Nicht-zu-Ende-Lesen. Wie es kommt, daß ihr die Gewohnheit als Laster bewußt wird, ist ebenfalls unbekannt, aber leicht auszumalen. Vielleicht ist sie auf der Buchmesse gewesen, und das Unsinnige ihres Versuchs, sich kulturell und literarisch dadurch auf dem laufenden zu halten, daß sie möglichst viele Bücher durch ihre Hände gehen läßt, ist ihr schlagartig bewußt geworden. Vielleicht merkt sie auch nur, daß ihre Verwirrung zu-, ihre Rezeptionsfähigkeit abnimmt, ja vielleicht, daß, wie sie voller Panik feststellt, sogar ihr Interesse zu verlöschen droht. Und was macht sie dann?

Sie will nicht geradezu für Bücherverbrennen plädieren, aber irgend etwas müßte den übermütig gewordenen Kulturmarkt in seine Schranken verweisen: ein starkes Leben beispielsweise, ein Leben so voller unver-

stellter Härte, daß jeder Versuch kultureller Schönfärberei und ideologischer Überglänzung von vornherein zur Lächerlichkeit verurteilt wäre und Literatur überhaupt nur noch in praktischer Funktion in Betracht käme, als biedere Erzählung, die unterhalten will, ohne nach dem Kurzgeschichtenpreis zu schielen, oder als nützliche Information, Bestandteil einer Strategie des Überlebens. Da sie gewitzt ist, sortiert sie in Gedanken alle Krimis und Magazine aus, in denen die dienende Funktion längst zur beherrschenden Ersatzleistung geworden ist, und läßt nur ein paar Bauernkalender gelten, Relikte sozusagen einer vorliterarischen Zeit, in der die Literatur sich noch auf keinen eigenen Markt beziehen konnte. Die „Geschichten, die darin stehen und über die (sie) früher nur gelacht hätte, gefallen (ihr) immer besser“, und „alles, was (sie) über Viehzucht weiß ..., stammt aus diesen Kalendern“ (129). Ja, wenn sie nur Viehzeug hätte!

Sie hat Probleme mit den Tieren. Sie liebt sie so, wie man nur Menschen lieben soll. Also müssen die Menschen beseitigt werden, damit sie die Tiere so lieben darf, wie sie die Menschen hätte lieben sollen: umsichtig, gewissermaßen auf Brechtsche Art, ohne ihre Eigentümlichkeiten, um deretwillen sie sie liebt, zu zerstören, ohne ihren Willen, ihre Selbständigkeit auszulöschen. Wissenschaftlich ausgedrückt, ist ihre Liebe zu den Tieren nicht oraler Natur. Sie „respektiert und bewundert“ (51) sie, aber sie will sie nicht fressen.

Warum liebt sie nicht Menschen, wenn sie soviel von Liebe versteht? Weil Menschen keine Persönlichkeit haben, die man „respektieren und bewundern“ kann. Ihre eigenen Kinder sind „beide eher unangenehme, lieblose und streitsüchtige Halberwachsene“ (40). Die Katze dagegen ist „ganz anders, ein tapferes, abgehärtetes Tier“, das ihr „in keiner Weise verfallen“ (51) ist. Mag sie ihre Kinder deshalb nicht, weil sie ihr auch als „Halberwachsene“ noch in irgendeiner Weise verfallen, noch von ihr abhängig sind? Oder mag sie sich etwa selbst nicht, weil sie sie mit einer jegliche Entwicklung verhindernden, Autonomie zerstörenden, klammerigen Liebe liebt? Sie ist eben nicht so stark wie die Katze, die sich „immer“ ihre „Freiheit vorbehält“ (ebd.). Aber wenn es keine Menschen mehr gäbe, dann würde sie selbst vielleicht „ganz anders, ein tapferes, abgehärtetes Tier“. Dann könnte sie sich lieben!

Die Reihe der Probleme, die der Frau zu schaffen machen, ließe sich beliebig verlängern. Vielleicht hat sie auch schon mit einem Psychologen oder Psychiater gesprochen und ist von ihm auf das Bedrohliche

ihrer Zustands aufmerksam gemacht worden. Wer weiß, vielleicht hat er ihr in einem behutsamen Gespräch die Einsicht vermittelt, daß es nicht um kleine Mißhelligkeiten, mit denen man spielend fertig werden könnte und mit denen sie ja auch immer fertig geworden ist, sondern um eine gefährliche Grundstimmung geht. Vielleicht hat er unwillkürlich gelächelt, als sie ihm erzählte, daß es ihr so vorkommt, als wenn eine unsichtbare Wand sie von ihrer Umgebung trennt, und ihm damit den letzten Beweis für die von ihm vermutete Diagnose geliefert hat: Offenbar leidet sie an einer keineswegs harmlosen Depression, einem als Realitätsverlust getarnten Verlust der Motivation, der sie in Suizidnähe bringen könnte – und deshalb müssen wir natürlich etwas tun, hat der Psychiater freundlich gesagt.

Nach einem solchen Gespräch hätte die Frau viel zu denken. Ist sie verrückt? Soll sie sich einsperren lassen, nur damit sie sich nichts antun kann? Vielleicht hat der Psychologe ihr etwas Tröstliches über die gesellschaftlichen Ursachen ihrer Krankheit gesagt. Vor allem soll sie sich diese nicht als persönliches Versagen auslegen – um Himmels willen, sonst wird sie noch kränker! Rebellisch denkt die Frau über die Sache mit den gesellschaftlichen Ursachen nach. Die Noxen müßte man ausschalten, dann würde sie wieder gesund. Wenn sie ernstmachte mit der Wand, die den Psychologen so bedenklich stimmte, dann dürfte ihr nichts mehr passieren. Wenn ihr die erforderliche radikale Umstimmung gelänge, so daß sie sich nicht mehr eingesperrt, sondern abgeschirmt fühlte, dann wäre sie gerettet. Die Realität würde ihr wieder zugänglich werden, eine begrenzte Realität, zugegeben, aber dafür eine durch die Ausblendung aller gesellschaftlichen Schädigungen gereinigte und eindeutigte Realität.

Kein Wunder, wenn sie sich einlebt, diesseits der Wand. Wer weiß, vielleicht geht sie sogar freiwillig in die Klinik ...

2

Wer den berühmten, 1968 erstmals erschienenen Roman „Die Wand“ von Marlen Haushofer kennt, wird ihn trotz seiner ‘Verkleidung’ wiedererkannt haben.¹ Was hier als psychisches Drama geschildert worden ist, das ist seinem äußeren Erscheinungsbild nach der Roman einer Atomkatastrophe, die einer Frau zum Anlaß für Befreiung und Selbstfindung

wird. Der düstere Ton, in dem der Roman geschrieben ist, mag auf den ersten Blick als ein Effekt der Zensur erscheinen, der sekundären Rücksichtnahme auf Standards der Realität, die nun einmal erfordern, daß man nicht jubelt, wenn man als einziger überlebt. Tatsächlich aber vermittelt er – „demütig“ und „sehr stolz“ nennt Eva Demski ihn auf der Umschlagsrückseite – keineswegs die allgemeine Katastrophe mit der persönlichen Befreiung, durchtränkt vielmehr den Roman mit einem depressiven Negativismus, der mit sozialer Verzweiflung nicht das geringste zu tun hat und ihn stärker noch als die tagtraumhaft imaginierte Befreiung als ein *privates*, auf die Abstraktion von gesellschaftlichen Interessen aufgebautes Unternehmen ausweist.

Von dieser Beeinträchtigung durch eine 'endogene' Depression ist Joan Barfoots 1979 erstmals erschienener Roman „Eine Hütte für mich allein“² frei. Er verdankt die helle Grundstimmung, die ihn so außerordentlich lesbar macht, jener Verschiebung des Interesses weg vom existentiellen Problem des Überlebens hin zu der technizistischen Frage der Machbarkeit, die ja ein generelles Kennzeichen des Tagtraums ist. Zu Hilfe kommt Joan Barfoot dabei das gänzliche Fehlen eines antizivilisatorischen Affekts. Nichts ist Abra, der Heldin, mehr zuwider als der Gedanke, man könnte ihre Flucht als einen „Rückzug aus der Zivilisation in den Busch“ (26) auslegen. „Auf 'Ursprünglichkeit' legt (sie) keinen Wert“; sie ist „an Komfort gewöhnt“ (ebd.). Auf eine Formel gebracht: Sie zieht in ihre „Traumhütte“ (121), ihr Ferienhaus. Das ist so modern und durchelektrifiziert, daß sie sich eigens ein paar altmodische Petroleumlampen anschaffen muß, damit sie es an den Winterabenden hübsch schummrig hat.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn das als feierliches Aussteigen, „Zusammenbrechen“ (vgl. S. 152), deklarierte Unternehmen den Optimismus der Hobby- und Heimwerkerreklame ausstrahlt. Eine Frau verläßt Heim und Familie um, im verkleinerten Maßstab ihrer Hütte und ihres Egoismus, genau das zu tun, was sie als Hausfrau schon immer getan hat. Nur daß es früher mit dem lähmenden Bewußtsein der Entfremdung geschah. Jetzt, wo es in einem prononcierten Sinn sinnlos geworden ist, tut sie es mit dem Elan der Selbstverwirklichung.

Was ist das, was sie aller behaupteten Neu- und fundamentalen Umorientierung zum Trotz wiederholt?

Könnte man vom Heimwerker behaupten, daß er die moderne Tech-

nologie mit der Aufhebung der industriellen Arbeitsteilung, so von der Aussteigerin Abra, daß sie den entwickelten Markt mit der Aufkündigung der an ihn geknüpften Kommunikationsgemeinschaft verbindet. Sie will ja alles behalten – Auto, Gefriertruhe, elektrische Heizöfen –, nur die damit verbundenen Kommunikationsverpflichtungen lehnt sie ab. Dabei erweist sie sich als so hellstichtig gegenüber dem vergewaltigenden, Selbstbestimmung per se zunichte machenden Charakter dieser Verpflichtungen wie blind gegenüber dem formierenden Charakter der Waren. Auf ihre sprachlose Art begreift sie, daß es sich bei der Familie, aller Ideologie zum Trotz, um eine besonders vampiristische Form der modernen Kommunikationsgemeinschaft handelt. Aber sie begreift nicht, daß es nicht ihre Angehörigen, sondern die Waren sind, die diese entwickeltste Form der Marktgesellschaft hervorgebracht haben. Dadurch daß sie die Waren – in Gestalt von Elektrogeräten, endlosen Einkaufszetteln, Heimwerkerzubehör und Gegenständen der Inneneinrichtung – als Grundpfeiler ihrer radikal erneuerten Existenz anerkennt, mit deren Hilfe sie noch – so wie den abgeschmirlgelten Tisch mit Polishtinktur – das nicht warenmäßig Gefertigte überglänzt, ist ihre „gemütliche“ (vgl. S. 27) Alternative das Extrem und zugleich die Karikatur der abgelehnten Zwangsvergesellschaftung, stellt sie nichts anderes dar als eine unmittelbare, sprachlose, archaisch-regressive, quasi-biologische, symbiotische Inanspruchnahme des Markts.

Mit ihrem Rückzug in eine Natur, die nichts anderes als der dingliche Zustand einer vom Menschen befreiten Warenwelt ist, stellt Abra offensichtlich nicht das Überbleibsel einer alten, sondern den Protoyp einer neuen Gesellschaft dar. Nichts, wie gesagt, lehnt sie entschiedener ab als die Interpretation ihres Ausstiegs im Sinn eines naturhaften Primitivismus. Nicht die Naturwerdung des Menschen ist ihr existentielles Anliegen, sondern die Naturwerdung der Waren: Von den terroristischen Marktgesetzen befreit, sollen sie zu der dinglichen Gelassenheit zurückfinden, die ihre eingeborene Idealgestalt ist und der auch Abra nachstrebt. Der emphatisch hervorgehobene Rhythmus der Natur ist dabei nur eine Metapher für die Gleichförmigkeit der Waren. Abra „nimmt alles so hin, wie es ist“ (129). Ein „völlig neutrales Verhalten“ (190), den Waren selbst abgelauscht, ist ihr Ziel, ein „totaler, grenzenloser Egoismus“ (156). Sie denkt nicht daran, „Vieh zu halten“, weil sie „nicht für das Wohlergehen der Tiere verantwortlich sein“ (23) will. Wenn sich ein Tier an sie gewöhnt, schickt sie es weg. (vgl. S. 186) Nur zum Schein tritt

sie in die Natur zurück, die sich unter der Hand längst in eine naturalisierte Warenwelt verwandelt hat. Man muß „dieses unendliche Bestreben, sich der Dinge zu bemächtigen ..., aufgeben“ (130), sagt sie beschwörend. „Man muß sich selbst als Tier betrachten“, als „Teil der freien Natur“ (ebd.). In der geht es zu wie in einem gutsortierten Warenhaus: „Immer wenn ein Vogel abhanden kam, wurde er ersetzt, und das war auch in Ordnung und keineswegs traurig.“ (184) Wenn sie an „Not und Elend“ der Dritten Welt denkt, dann stellen sich zwar noch „Erinnerungen“ ein, aber sie sind nur wie „Bilder mit Ton, mehr oder weniger Kino“ (157). In der Einsamkeit einer „Hütte für mich allein“ haben sie endlich zu ihrer originalen Mediengestalt gefunden, die sich „auf nichts Reales“ (ebd.) bezieht.

3

„Auf nichts Reales“, könnte man denken, bezieht sich auch Marlen Haushofers Roman, in dem die Atomkatastrophe als Ausgeburt und zugleich als Therapeutikum der Depression erscheint. Aber so wie der von Abra künstlich herbeigeführte Wirklichkeitsverlust in der medien-gesteuerten Zirkulationssphäre bereits eine massive, höchst wirkliche Realität hat, so hat auch Marlen Haushofer es keineswegs nur mit Phantasmagorien und Wahnvorstellungen zu tun. Zwar macht sie von der gesellschaftlichen Katastrophe in skandalöser Weise einen privat-phantasmagorischen Gebrauch. Aber die aggressive Projektion deutet nicht nur auf die Virulenz der selbstzerstörerischen Ängste, die nur durch ein ausge-tüfteltes Wahnsystem balanciert und beschwichtigt werden können – getreu der Freudschen Anweisung, daß der Wahn nicht als die Krankheit, sondern als deren Heilungsversuch zu betrachten sei³. Sie deutet zugleich auf die mangelnde Autonomie der Krankheit, deren ‘endogene’ Ursache nicht nur ein quasi physisches, gesellschaftlich nicht mehr zu entzifferndes Privates, sondern ebenso sehr ein kontingentes, vom einzelnen nicht mehr zu entzifferndes Gesellschaftliches ist. Dieses Gesellschaftliche tritt in charakteristischer Verdoppelung einerseits als die von anonymen gesellschaftlichen Instanzen ausgelöste Atomkatastrophe, andererseits als das Angriffsziel des durchaus heilsam gemeinten Atom-schlags auf. In dieser doppelten Erscheinungsform repräsentiert es schlechthin das, was krank macht: die zu explosiver Dichte gediehene Warensammlung, die Infrastruktur des Markts.

Anders als Abra legt die Heldin von Haushofers Roman auf Komfort keinen Wert. Im Gegenteil. Nur deshalb inszeniert sie ja die Katastrophe, damit sie nicht mehr 'mal eben in den Supermarkt fahren' kann, vermeintlich Gebrauchs-, ja Glücksgüter einkaufend und in Wirklichkeit ihr Leben gegen Waren eintauschend. Ungerührt, mit einer „Kälte“, die sie selbst „bestürzt“, sieht sie zu, wie jenseits der Wand, da wo die Strahlen jegliches Leben ausgelöscht haben, die Spuren der Zirkulation verschwinden. Sie hat offenbar begriffen, daß in einer höchst unmetaphorischen Weise Zirkulationswege Irrwege sind. Indem die Menschheit ihre Zukunft mit der umfassendsten Entwicklung des Markts verknüpfte, hat sie sich einem fundamentalen Irrtum verschrieben. Nur ein aggressiver Akt, der die Vernichtung der Menschheit in Kauf nimmt, kann diesen Irrtum korrigieren. „Schon im ersten Sommer waren die kleineren Straßen zugewachsen, jetzt sah ich auch von der breiten Asphaltstraße nur noch kleine dunkle Flecken. Die Samen hatten in den Frostaufbrüchen Fuß gefaßt. Bald würde es keine Straße mehr geben.“ (263)

Der Neutronenbombe vergleichbar vernichten die Strahlen das Leben und lassen die Körper unbeschädigt. „Der alte Mann stand noch immer am Brunnen, die gehöhlte Hand zum Gesicht erhoben. Das kleine Stück Tal, das ich von hier aus überblicken konnte, war erfüllt von Sonnenlicht, und die Luft zitterte goldgrün und durchsichtig an den Waldrändern. Auch Luchs konnte jetzt den Mann sehen. Er setzte sich hin, streckte den Hals steil empor, und ein langgezogenes schreckliches Geheul brach aus ihm hervor. Er hatte begriffen, daß das Ding am Brunnen kein lebender Mensch war.“ (20) Was übrigbleibt, ist ein Paradies der Dinge, in der konventionellen Verkleidung der Natur, das heißt einer „einzigen blühenden und grünenden Wildnis“ (263) drüben und eines unmittelbaren, konkreten, noch nicht vom Kapitalismus verflüchtigten und mediatisierten Lebens hüben. Sowenig wie im verstrahlten Gebiet, wo die Menschen Schaufensterpuppen gleich zu einer beschaulichen, geheimnisvoll dinghaften Existenz zurückgefunden haben, eine vom Menschen abstrahierbare Natur „blüht und grünt“, sowenig findet diesseits der schützenden Wand einfache Reproduktion in ihrer ungebrochenen Unmittelbarkeit statt. Im Gegenteil. Sie habe „zweieinhalb Jahre darunter gelitten“, daß sie „so schlecht ausgerüstet war für das wirkliche Leben“, klagt die Heldin des Romans. „Heute noch“ kann sie „keinen Nagel richtig einschlagen“ (83). Daß zweieinhalb Jahre wirkliches Leben nicht hingereicht haben, ihr das Nageleinschlagen beizubrin-

gen, macht ihr die Gleichung 'wirkliches Leben gleich Nageleinschlagen' nicht etwa verdächtig. Natürlich will sie damit nur sagen, daß das frühere Leben sie zum Krüppel gemacht hat. Aber mehr, als ihr lieb sein kann, verrät ihre Äußerung, daß es mit dem aufrechten Gang für sie vorbei ist. Konsequenz ist es ihr bloß um eine Neuauflage der alten Zwänge, nicht um ihre wirkliche Abschaffung zu tun. Zwar hat sie sich in drastischer Weise des ganzen Systems entledigt. Aber schon sieht sie sich erneut „eingezwängt in eine beklemmende Fülle von Pflichten und Sorgen“ (ebd.). Nur daß sie jetzt ja zu ihnen sagt, sich durch sie befreit fühlt und nicht länger verkrüppelt. Dabei ist sie, nimmt man das Unglück, das ihr widerfahren ist, ernst, erst jetzt in der Situation, die sie selbst für ihr früheres Leben reklamiert, wenn sie behauptet: „Nur eine Riesin hätte sich befreien können, und sie war in keiner Hinsicht eine Riesin, nur eine geplagte, überforderte Frau von mittelmäßigem Verstand.“ (ebd.) Tatsächlich unterscheidet die neue Situation von der früheren nur eben dies, daß sie selbst eine „Möglichkeit“ gefunden hat, „ihr Leben bewußt zu gestalten“ (82/3). Das heißt, sie gestaltet es nicht – die allgemeine Katastrophe vor Augen, selbst auf den Punkt der äußersten Reduktion gebracht, kann man es nicht „gestalten“ –, vielmehr interpretiert sie es bloß neu. Anders als vor der Atomkatastrophe nimmt sie die Zwänge, die sie zu einer „geplagten, überforderten Frau“ machen, jetzt wahr. Aber so, wie die Atomkatastrophe in Wahrheit nicht vernichtet, sondern befreit, so ist auch die Wahrnehmung der Zwänge ein Modus der Affirmation, nicht der Anfang des Widerstands: Sie nimmt sie „bewußt“ wahr, das heißt, sie richtet sich nach ihnen. Permanent denkt sie von nun an in Befreiungskategorien, aber sie denkt nicht daran, sich zu befreien. Indem sie ihr Gefängnis dicht machte, hat sie für das Denken nur noch die Affirmation der Gefangenschaft – als moderne Version der Bewußtmachung – übriggelassen. Sie zögert nicht, von dieser perversen Funktion des Denkens Gebrauch zu machen, und gibt sich damit als Vertreterin einer modernen Generation zu erkennen, für die Befreiung wesentlich Mut zur Anpassung ist. Sie ist unglücklich, weil sie auch nach zweieinhalb Jahren immer noch „keinen Nagel richtig einschlagen“ kann, aber glücklich, weil sie zum Nageleinschlagen endlich „bewußt“ ja sagen kann.

So verschieden, wie sie sich auf den ersten Blick präsentieren, sind die Romane von Marlen Haushofer und Joan Barfoot also keineswegs. Beinahe wäre man versucht, die etwa noch vorhandenen Unterschiede mit regionalen Eigentümlichkeiten zu erklären. Erblickt die Amerikanerin ihre Freiheit in einer schrankenlosen Entfaltung ihres Egoismus – Inbegriff der Ideologie der Neuen Welt –, so die Europäerin die ihre in der Unterwerfung unter einen als schrankenlos stilisierten Zwang. Anders als Abra, die die „Kommunikationsgemeinschaft“ aufkündigt, um sich in einer neobuddhistischen Wendung dem Erlebnis der Sachen selbst zuzuwenden, die diese aus der mediatisierten Rolle bloßer Kommunikationschips befreit, stellt für Haushofers Heldin die Genußseite der Warengesellschaft die eigentliche Herausforderung, den eigentlichen Skandal, dar. Solange diese Gesellschaft unter der Flagge des Hedonismus segelt, lehnt sie sie mit einer gesellschaftskritisch gefärbten Entschlossenheit ab. Erst wenn es ihr via Atomkatastrophe und finsterer Depression gelingt, den Hedonismus der Warengesellschaft in ehernen Zwang umzubiegen – der mit den ökonomischen Zwängen dann freilich nichts mehr zu tun hat –, kann sie absurderweise ja zu ihr sagen. Das wiederum ist nichts weniger als modern, hat vielmehr gute ‘österreichische’ Tradition. Schon der Nationalsozialismus stellt in dem, was er als seine Ideologie präsentiert, nicht viel anderes dar als eine Uminterpretation des Kapitalismus von einem wildwüchsigen, verselbständigten ökonomischen Mechanismus zu einer unangreifbaren Schicksalsmacht. Etwas von diesem ‘Urfaschismus’ lebt in Marlen Haushofers Roman fort. Nicht nur schockt sie den Leser mit einer Weltuntergangsvision, sondern sie beruhigt ihn zugleich, indem sie ihm im Brustton der Depression signalisiert, daß die angezettelte Katastrophe ‘keine Spielerei’ und die Heldin des Romans keineswegs ‘Herrin der Situation’, aber so wie die Helden des Nationalsozialismus sich des ‘Ernstes der Lage voll bewußt’ ist.

Von diesem förmlich triebhaften Bedürfnis, sich das Bestehende im pompösen Gewand einer Schicksalsmacht vor Augen zu stellen – mit gesellschaftskritischem Pathos nicht seine Seichtigkeit, sondern die seichte Ansicht von ihm kritisierend und einen mythischen Blick auf das bloß Uminterpretierte eröffnend –, von diesem ‘zentraleuropäischen’ Bedürfnis ist Joan Barfoot völlig frei. Auch die buddhistische Ver-

schmelzungsideologie ist ihrem Roman eher aufgesetzt, der in seiner optimistischen Diesseitigkeit, seiner forschen Trivialität eher als an den Buddhismus an eine moderne Illustrierte erinnert, die die Freiheit der Frau aus der Gefriertruhe ableitet und sie einem Naturkreislauf unterwirft, der von der Rhythmik des Blanchierens und Einfrierens gegliedert wird und substantiiert von einem Nahrungsfetischismus – die „wundervolle Nahrung ... mein geliebtes Gemüse“ (20) –, der die Vielfarbigkeit der illustrierten Rezeptseiten widerspiegelt.

Das Geheimnis dieser trivialen Selbstbeschränkung ist freilich nicht, wie man denken könnte, ein alternatives weibliches, an Erhaltung statt an Akkumulation orientiertes Produktionsprinzip, sondern ein Verschwinden des Produktionsprinzips überhaupt. Von dessen Abwesenheit ist auch der an die Ideologien der Alten Welt angelehnte Roman Marlen Haushofers noch imprägniert. Geht es in den klassischen Robinsonaden – von Defoe über Verne bis zu Tournier – um jenen frühkapitalistischen ‘Augenblick’ der Verwandlung der fürsichseienden trägen Natur in ein hochexplosives Reservoir von Produktivkräften und, analog, um jenen ‘Augenblick’ der Verwandlung des Menschen aus einem um sein Überleben ringenden Opfer von Naturgewalten in einen selbst mit der Schaffung von (Waren-)Leben befaßten, selbstbewußten Produzenten, so haben Barfoot und Haushofer offensichtlich einen anderen Ehrgeiz. Zwar zeichnet beide Romane ein eminentes, am Modell der einfachen Reproduktion wie der emphatischen Selbstverfertigung orientiertes Produktionspathos aus – „Ich beweise mir ... meine Existenz durch das, was ich tue“ (30), sagt Abra weise –, das indessen keinen förmlichen Abschied vom barbarischen Prinzip der akkumulierenden Produktion, sondern eine übersprunghafte Hinwendung zur Warenwelt bedeutet als dem natürlichen Milieu einer neuen Gattung mit sanften, den Waren, nicht ihren Fertigungsprozessen abgelauchten dynamischen Eigenschaften. Brechen die traditionellen Robinsonaden unter der Last ihrer sprunghaft zunehmenden technischen Kompliziertheit unvermeidlich zusammen, so wird diese kontingente, im Subjekt nicht mehr zu spiegelnde Zusammenballung von Produktivkräften und technologischem Know how in den modernen weiblichen Robinsonaden durch einen ebenso einfachen wie fundamentalen Milieu- oder Ebenenwechsel erfolgreich vermieden. Kehrt der traditionelle Robinson – speziell auch der traditionelle Robinsonleser – immer wieder zu den mythologischen Anfängen einer einfachen, zu sicherem Untergang bestimmten Reproduktion zurück, so

könnte es im enthistorisierten Warenmilieu dagegen 'immer so weitergehen'.

5

Auch in der modernen weiblichen Robinsonade sind unvermeidlich die Verhältnisse die eigentlichen Produzenten der Phantasien. Vielleicht wäre in dem Moment, wo die objektive Entwicklung keine befreiende Perspektive mehr erkennen läßt, ein fundamentaler Motivationsverlust zu erwarten gewesen. Aber das Gegenteil ist der Fall. Völlig unbeeinträchtigt von der Frage, ob die Verhältnisse sich noch mit einer Perspektive der Befreiung des Menschen in Einklang bringen lassen, produzieren eben diese Verhältnisse, in der Verkleidung autonomer selbstbewußter Subjekte, Utopien, und zwar dem modernen Ohnmachtsbewußtsein entsprechend Aussteigerphantasien, in denen unter dem Deckmantel des Ausstiegs die mystische Partizipation an einem neuen gesellschaftlichen Naturzustand propagiert wird. Das ist im Grunde nichts anderes, als was der traditionelle Robinsonroman propagiert; nur daß der gesellschaftliche Naturzustand selbst sich entscheidend geändert hat, nämlich aus einer Konkurrenz mit der schöpferischen Natur in eine Imitation der gefertigten Objektwelt hinübergewechselt ist. Ist schon die traditionelle Robinsonade durch eine zweideutige Ineinssetzung von Katastrophe und Utopie, Wiederholung und Neubeginn charakterisiert, die keineswegs einem natürlichen Auseinandertreten von individuellen und Gattungsinteressen, sondern der Herausbildung verselbständigter Produktionsinteressen geschuldet ist, die dem einzelnen als ein entfremdeter Gattungszusammenhang gegenüberreten, so hat sich in den jüngsten, mit Emphase weiblichen Robinsonaden nicht nur keine einzige Äquivokation vereindeutigt, sondern die Zweideutigkeit als das eigentlich 'utopische' Moment herauskristallisiert. Im äquivoken Kontext naturalisierter Waren allein zu leben, als 'erster' und 'letzter' Mensch, das Projekt eines durch keine Gattungsrücksichten gestörten Neubeginns – nach der herkömmlichen Logik eine *Contradictio in adjecto* – zu wagen: das ist jetzt in einem vorbehaltlosen Sinn Utopie!

Kann es noch als typisches Schicksal der Utopie gelten, daß der Traum von einem besseren Leben sich unter der Hand in einen Alptraum verwandelt, so hat sich heute, was vielleicht noch mit dem Motiv einer

befreienden Darstellung des Alptraums begonnen wurde, unversehens in einen Tagtraum verwandelt; der Traum von einem besseren Leben hat sich – dem stereotypen, wenig phantastischen Charakter des Tagtraums entsprechend – in die tagträumende Darstellung des Lebens als besseres verkehrt. Sind die traditionellen Utopien von totalitärer Gesellschaftlichkeit – man denke an den „Sonnenstaat“ – und die traditionellen Robinsonaden in ihrer Delegation sämtlicher Gattungsrücksichten an die zu entfaltenden Produktivkräfte bei allem technischen Optimismus zugleich von beklemmender Perspektivlosigkeit, so ist die weibliche Robinsonade als eine moderne Form der Utopie perspektivlos und totalitär zugleich: perspektivlos, weil außer der neuartigen Gattung naturalisierter Waren – und der 'neuartigen' Gattung von Frauen als ihrem Äquivalent auf der menschlichen Ebene – überhaupt nichts Gattungsförmiges mehr zu erkennen ist; totalitär, weil das aus dem zerstörten Gattungszusammenhang herausgefallene, hoffnungslos vereinzelter Individuum speziell als Frau auf eben diese Warenbeziehungen als auf den Modus seiner neuen Gesellschaftlichkeit nicht anders als eben – totalitär eingeschworen wird.

- 1 Marlen Haushofer, *Die Wand*, Frankfurt/Berlin 1985 (Ullstein-Taschenbuchreihe „Die neue Frau“). Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 2 Joan Barfoot, *Eine Hütte für mich allein*, Reinbek 1981 (Rowohlt-Taschenbuchreihe „neue frau“). Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 3 Vgl. Sigmund Freud: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia, *Ges. Werke* Bd. VIII, Frankfurt a. M. 1969, S. 239-320, S. 308

Ein Leben für einen Roman
Brigitte Reimanns Beitrag zur Gegenwartsliteratur

Brigitte Reimann, 1933 geboren, 1973, knapp vierzigjährig, gestorben, DDR-Schriftstellerin, ist der Ruhm nicht an der Wiege gesungen worden. Sie hat im Gegenteil ihr Leben lang gegen Klischees kämpfen müssen, und am meisten hat sie dabei gegen sich selbst ankämpfen müssen, ihre klischeehaften Vorstellungen vom Kommunismus, von der Schriftstellerei und von ihrer Rolle als Frau. Keine Platitüde ihres Geschlechts und ihrer Profession ist ihr erspart geblieben: nicht das Jahr Kinderlähmung, das sie in die Literatur hineingetrieben, und nicht der Krebs, ein düsteres Symbol unzulässig verschobener Produktivität, der der ehrgeizigen Frau den Ernst des leichtfertig gewählten Schicksals beigegeben hat. Triebhaft von 'Natur', durch eine unglückselige Fixierung an den älteren Bruder in das Schema der pubertären Liebe gebannt – mit dem immer erneut heraufbeschworenen Augenblick des Erwähltwerdens, der durchs Inzesttabu in den Vordergrund gerückten Vorlust, mit der Sexualisierung der Zärtlichkeit, der 'Sublimierung' des Akts zur umfassenden Geste des Beschützens –, hat sie mit unbeirrbarem Glauben die große Liebe nicht nur gesucht, sondern gar mehrfach gefunden, sich in inzestuösem Quidproquo in den zynischen Scharfsinn junger Männer verliebt, mit schwesterlicher Begeisterung brüderliche Talente gefördert und, den sozialistischen Anstandsregeln gehorchend, ihre Idole eins nach dem andern geheiratet: den 'einfachen' Mann, den Dichter, den intellektuellen Aussteiger und – in einer Art höherer Schamlosigkeit, als sie bereits todkrank und pflegebedürftig war – den Arzt. Als Schriftstellerin nach der Aussage eines Verlagslektors ein „Routinetalent“ ohne schöpferische Besessenheit und fixe Idee, dafür besessen von dem abstrakten und eigentlich ganz unbegreiflichen Willen zu schreiben, hat sie ihr Handwerk von der Pike auf gelernt, sich in blindem Vertrauen in die herkömmlichen Definitionen von den kleinen Genres zu den großen durchgequält und ihr Soll an Rundfunk-, Fernseh-, Filmarbeiten abgeleistet. Zeitgenossin des Mauerbaus, von der Partei als jemand, der sich nicht 'abgesetzt' hat, kujoniert und gehätschelt, hat sie die Parteitagsbeschlüsse stets zu den objektiven Bedingungen ihres Schreibens gerechnet, mit förmlich anthropologischem Eifer die Schere in ihrem Kopf

installiert, die Lektoren der volkseigenen Verlage als Richter über die gelungene Selbstzensur akzeptiert, und es ist nicht auszuschließen, daß sich auch in diese sachliche Beziehung eine mädchenhafte Unreife eingeschlichen hat, ein töchterlich-schwesterliches Bedürfnis, sich nach einem brüderlich-väterlichen Intellekt zu richten, eine ansonsten ganz unverständliche Nachsicht gegenüber den physischen und psychischen Machtmitteln der Partei.

Von Anfang an mit der weiblichen Deformation innig verwoben ist die bürgerliche. Namentlich mit ihrem Hauptwerk, dem bis an die Grenze ihres Todes vorangetriebenen Roman „Franziska Linkerhand“, ist Brigitte Reimann gegenüber den Forderungen nach einem sozialistischen Realismus stets im Hintertreffen gewesen, hatte sie doch eine Bürgerliche mit einem unkorrigierbar bürgerlichen „Traumhintergrund“ zur Heldin gemacht und konnte an der im sozialistischen Ansatz verunglückten Figur immer nur nachbessern. Was hätte Walter Benjamin, der mythische Revolutionär, gesagt, wenn er miterlebt hätte, wie in den Jahren nach dem Krieg die amerikanische Westzone für ‘die im Osten’ sich zum „unwiederbringlich Verlorenen“ kristallisierte, zum auratischen Ort, Produktionsort eines nie versiegenden Dufts und Geruchs – Begriffe, von denen Brigitte Reimann nicht weniger kultischen Gebrauch macht als Benjamin in seinem Essay „Über einige Motive bei Baudelaire“, die bei ihr freilich, in komischer Verdinglichung der Baudelaire’schen „correspondances“, nichts anderes als den Geruch von Westzigaretten meinen, von teurem, sprich westlichem Parfum! Was hätte er gesagt, wenn er hätte miterleben müssen, wie für ‘die drüben’ die westliche Welt zum „unzugänglichen Refugium der *mémoire involontaire*“ geriet, aus deren nie versiegender Quelle sich ein nostalgisches Klassenbewußtsein speiste, ein gleichsam metaphysischer Warenfetischismus, so immateriell und haltbar wie der „Duft einer Szene“, die eine „sinnliche Geschwisterliebe“ heraufbeschwört, den ganzen pubertären Kram! (Vgl. die Tagebucheintragung vom 13.6.1963¹) Als Brigitte Reimann beschließt, daß es der Fleißaufgaben genug und nämlich an der Zeit sei, den entscheidenden Roman zu wagen, da entschließt sie sich zu einer, wie die Psychoanalyse es nennt, „kontrollierten Regression“, im trotzigem Bewußtsein, daß es für sie keine Seligkeit ohne jenen staatlicherseits hinter die Mauer verbannten, ihr gleichwohl geheimnisvoll zugänglichen bürgerlichen Bezugsrahmen gibt, daß ihr Held, wenn sie sich überhaupt die Mühe seiner Fabrikation machen soll, den Vergleich

sowohl mit Gary Cooper als auch mit ihrem Bruder soll aushalten können, daß die rührenden Szenen, mit denen sie sich an den Schreibtisch und die Leser an den prosaischen DDR-Alltag fesseln will, dem Rhythmus von Südstaaten-Blues und der herzklopfenden Erinnerung an heimliche Jazz-Sessions, kleine amerikanische Orgien mitten im Herzen der biedereren DDR, sich fügen müssen, daß sie mit der Gegenwart gar nicht anzufangen braucht, wenn diese nicht zugleich der Vergegenwärtigung ihrer bürgerlich-nostalgischen Erinnerungen dienen darf. Mögen Verlag und Partei dafür sorgen, daß die Kontrolle ihr nicht entgleitet! Und sie sorgen dafür.

„Man sollte eben die Finger von der Gegenwart lassen“, hat Brigitte Reimann oft genug geklagt, wenn ihr die Einmischung zu drastisch wurde. (Vgl. schon den Brief vom 8.12.1960) Aber unausgemacht bleibt, wer der Provokateur in dem ewigen Gezerre war. Auf die unverblünte Forderung der Partei, der Schriftsteller solle sich in den Dienst der sozialistischen Produktion stellen, reagiert sie, äußerlich folgsam und brav, mit dem im Grunde wenig kaschierten Versuch, diese Produktion umgekehrt zur romantischen Hintergrundkulisse bürgerlich-nostalgischer Gefühle zu machen. Das Resultat ist ein beständiges Tauziehen und Kräfteressen, das Brigitte Reimann nur deshalb nicht in die Resignation treibt, weil sie es in ihre eigene Produktion verlegt, zum thematischen Gegenstand der schriftstellerischen Auseinandersetzung und im unmittelbaren Sinn zum Romangeschehen macht. Indem sie so die Herausforderung annimmt, legt sie sich einen Stein in den Weg, an dem ihre abstrakte Schreibwut sich konkretisieren und ihre nostalgische Erinnerung sich wundscheuern kann. Unermeßlich ist das Material, mit dem sie ihre Heldin, die Städtebauerin Franziska, munitioniert, damit diese nicht wehrlos ist gegenüber den Vorwürfen der ‘Realisten’, sie habe nichts als bürgerliche ‘Sputzen’ im Kopf. Aber je massiver sie den eigenen individualistischen Standpunkt untermauert, desto mehr verändert er sich. Und desto mehr verändert sich das Werk. Aus dem romantisierenden Epos „Schwarzer Schnee“ – wie der erste Arbeitstitel in kitschiger Anspielung auf das Braunkohlenkombinat „Schwarze Pumpe“ lautete – wird „Franziska Linkerhand“, ein „Entwicklungsroman“, wie sie im Brief vom 29.7.1968 verwundert feststellt, ein Roman über Menschen, nicht über Gefühle.

Aber damit nicht genug. Indem Brigitte Reimann sich auf dem Höhepunkt ihres frühen Ruhms, als sie sich vor Repräsentationsaufga-

ben, massierten Angriffen auf ihre Produktionszeit, kaum noch retten kann, eine tödliche Krebskrankheit zuzieht, legt sie ihrer Bilderbuchkarriere nicht nur einen Stein in den Weg, sondern bricht in radikaler Weise mit der Karriere überhaupt zugunsten des unter einen ungeheuren Zeit- und Leidensdruck geratenen Werks. Und indem sie, die kleine Schwester par excellence, das junge Mädchen auf Lebenszeit, sich ausgerechnet einen Brustkrebs zuzieht und, wie sie sich selbst tröstend nennt, zur „Amazone“ wird, treibt sie nicht nur ihre Talmibedürfnisse, ihre Bedürfnisse nach körperlicher Makellosigkeit und ewiger Jugend, in den Ruin, sondern bereitet auch ihrer innersten Korruption, jener geradezu chronischen Verwechslung und ständigen latenten Ineinssetzung von Leben und Roman, ein Ende und entscheidet die Sache rigoros und endgültig zugunsten des Romans. „Exzessive Arbeitsweise und extreme Stimmungsumschwünge“ gibt das Gericht bei der Trennung von ihrem dritten Mann als Scheidungsgrund an. (Brief vom 13.8.1970)

Wer jedoch, nachdem er dem tragischen Schicksal der Autorin seine Reverenz erwiesen hat und im Bewußtsein, daß er mit ihrem Tod den Schlüssel zu ihrem Talent in Händen hält, zu „Franziska Linkerhand“, aber auch zu den Erzählungen „Die Geschwister“ und „Ankunft im Alltag“ zurückkehrt, der wird feststellen, wie er aufs neue – und so, als habe das Schicksal nicht inzwischen das Urteil gesprochen – in den Sog dieser schwebenden Prosa gerät, die den Tod nicht kennt. Brigitte Reimanns Figuren denken nicht an den Tod. Wenn sie ihnen etwas von ihrem eigenen Charakter mitgegeben hat, dann ist es eine unbedingte Präokkupation durch das Leben, ohne daß der Tod bedeutungsstiftend zu Hilfe kommt, eine Präokkupation durch einen Zirkel, den das Leben selbst schlägt: die große Liebe, die ihr Telos in einer frühkindlichen Prägung hat, oder das große Projekt Sozialismus, das nichts anderes ist als die Verkörperung einer im Wortsinn brüderlichen Vernunft, mit vehementen Beschützungsimpulsen und von einer höheren, sprich älteren Legitimation, auf die die kleine Schwester sich unbedingt verlassen kann. So wie die Liebe, da ihre Befriedigung unter das Inzesttabu fällt, ewig in der Schwebelage bleibt und dem Tod als dem post-coitum-Ereignis par excellence damit erfolgreich ein Schnippchen geschlagen ist, so ist auch der Sozialismus in der Schwebelage, das heißt auf Dauer in eine Perspektive der Hoffnung gerückt. Da Brigitte Reimann sich nicht primär für den Sozialismus, sondern für ihren ‘großen Bruder’ interessiert, kann sich der Sozialismus in ihren Augen gar nicht diskreditieren,

oder genauer, der Sozialismus, der sich diskreditieren kann, hat über den Sozialismus, den sie im Auge hat, jenen brüderlich-familiären Humanismus voller verklemmter Erotik und unbedingter Solidarität, keine Gewalt.

Ihre Helden werden daher immer voller Hoffnung und Erwartung sein. Sie schweben buchstäblich auf dem Gewölk, das über der von Ernst Busch besungenen „Glut in ihrem Herzen“ aufsteigt, und erst zögernd, dann zunehmend selbstvergessen folgt ihnen der Leser und schwebt ein Stückchen mit. Leider ist der Genuß nicht immer ungetrübt. Oder manchmal ist es bloß ein heimlicher Genuß. Nicht mit allem, was einen glücklich macht, könnte man Ehre einlegen, wenn man sich öffentlich dazu bekennte. Die Figuren sind im ersten Aufriß meist kitschig, von falscher Kantigkeit. Erst im Verlauf der Erzählung, durch ein beinahe manisches Immer-wieder-Aufgreifen und Bearbeiten, schafft Brigitte Reimann die Politur ihrer eigenen Betulichkeit weg. Ebenso ist an der Form manches zu schematisch oder gewaltsam unkonventionell, so daß der Leser unfreiwillig in die Problematik des Romanschreibens hineingezogen wird: Aha, denkt er, hier hat ein Perspektivenwechsel stattgefunden. Freilich bleiben diese Eindrücke nicht haften, und dies nicht nur, weil die tagträumerische Versuchung, der Sog, der von Brigitte Reimanns Erzählungen ausgeht, zu groß wäre. Noch anders nämlich als ihre Helden, die für einen Blick, eine erinnerungsschwangere Zärtlichkeit alles geben, gibt sie alles für einen guten Roman. Keine fixe Idee kann verhindern, daß sie das Ganze im Auge behält. In ihren Fehlern ist sie darum nicht mehr präsent als jemand, der auf dem Weg zu einer noch unbestimmten Vollkommenheit eben Fehler macht. Vor allem hält sie sich nicht auf. Wie in einen Reißwolf schaufelt sie, was ihr am teuersten ist, in ihren Roman – die eifernde Auseinandersetzung mit ihrem in den Westen gegangenen Bruder, die zartesten Skizzen von ihrem brüderlichen Idol –, und es kommt, in entwaffnender Weise gleichgemacht, als dramaturgisches Moment in einem durch und durch künstlichen Zusammenhang wieder heraus.

Ohnehin jagt sie zwar wie vielleicht jeder ‘richtige’ Romancier den „Atemzügen eines Sommertags“ (Musil), das heißt dem absoluten Zeitstillstand, dem Augenblick der intensivsten Vergegenwärtigung, nach. Aber anders als bei Musil ist es bei ihr kein bedächtiges Herausprozessieren, sondern tatsächlich eine Jagd noch im Roman. Schreiben kann sie daher nur, wenn sie beieinander ist, gut genug jedenfalls, um das

Romantempo zu wahren und bei der spezifischen Atemlosigkeit, mit der sie erzählt und die Personen und Leser gleichermaßen unter Druck setzt, nicht selbst die Puste zu verlieren. Lange vor der Krankheit klagt sie über Unwohlsein, unerträgliche Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Herzschmerzen, Symptome einer tagtäglichen Überforderung, auf die sie bald mit Exzessen, bald mit Askese, immer aber mit einem gesteigerten Zigarettenkonsum reagiert. Heimlich lebt sie wohl auch vom Rausch der Magersüchtigen, und das heißt von der Substanz. Nicht nur der Roman triezt sie, sondern sie triezt ebenso den Roman. Manches von seinem Tempo, seinem Perspektivenreichtum, seiner Variabilität verdankt sich zweifellos der forcierten Anstrengung des Schreibens, legt Zeugnis ab von den unmittelbaren Schwierigkeiten des Lebens, nicht von der diffizilen Künstlichkeit des Romans. Wenn die exogenen und die endogenen 'Morphine' sie im Stich lassen, merkt sie, daß sie über ihre Verhältnisse lebt. Ahnungen suchen sie heim, lange bevor es ernst wird. Als die Krankheit endlich zum Ausbruch kommt, ist das beinahe wie eine Chance. Einen kostbaren Augenblick lang 'blickt' sie 'durch', weiß sie, was sie ihrem Roman schuldig ist. „Ich muß ... mein Buch fertigschreiben“, notiert sie am 4.4.1968 in einem Brief, „das ist gewissermaßen ein Wettlauf mit einer möglichen ernsthaften Krankheit.“ Es macht trübe mitzuerleben, wie der schöne Lernprozeß ad absurdum geführt und die krisenreiche Entwicklung Brigitte Reimanns, an deren gedachtem Ende der abgeschlossene Entwicklungsroman „Franziska Linkerhand“ steht, geradezu durch eine antike Schicksalsdramaturgie konterkariert und abgebrochen wird. Noch bevor der Krebs sie zur Ordnung rief, hatte Brigitte Reimann sich ja selbst zur Ordnung gerufen und einen Neubeginn projektiert. Sie hatte ihren Umzug nach Neubrandenburg in die Wege geleitet, weg von Hoyerswerda, wo sie an der Basis gearbeitet und ihren Mann betrogen, ihren Roman ausgebrütet und sich an die „verkrachte Existenz Jon gehängt“ hat. (Vgl. den Brief vom 10.11.1965) Als sich mit der klassischen Verzögerung der Krebs einstellt, da hat sie bereits von sich aus den Rückzug angetreten und damit eine Vernunft bewiesen, die jetzt nur noch dazu taugt, die Vernunft, die in dem barbarischen Signal stecken mag, gehörig zu würdigen. Zwar, ein Körperteil ist krank, sagt sie sich, aber wer weiß, vielleicht ist das besser, als wenn der gesamte Mensch krank wäre! Für den Roman jedenfalls ist es besser, auch wenn sie, worauf sie immer wieder zurückkommt, jetzt eine „Amazone“ ist.

In dem Maß, wie Brigitte Reimann sich um eine vernünftige Einstellung zu ihrem Krebs bemüht, kehrt dieser seine Unvernunft heraus. Hat sie ihn vielleicht in einem Augenblick ernsthafter Selbstprüfung als ein Warnzeichen begriffen, so beweist er jetzt, daß jede Warnung zu spät kommt. Nicht ein Teil ihres Körpers ist krank, in Wirklichkeit kommt längst jede Hilfe zu spät. Es gibt aus der Krankheit auch nichts zu lernen; selbst den von jeher im Wechselspiel mit körperlichem Unbehagen entstandenen Roman nimmt sie am Ende aufs Korn. Angesichts der existentiellen Fragen, die sie aufwirft, werden existentielle Bedingungen des Romans, die über sein Wohl und Wehe entscheiden – und das sind Epoché und eine durch keinen unmittelbaren Appell ins Unrecht zu setzende Künstlichkeit und Handwerkelei – abstrakt. Ebenso gibt der Tod nicht etwa höhere oder tiefere Gedanken ein und beschert keine eindeutigere, reinere Wirklichkeit als das aus allen Himmelsrichtungen zusammengeborgte Leben. „Die haut den dicksten Eskimo vom Schlitten“, sagt Franziska, als sie eine Pall Mall aus dem Westen probiert. „Zwei Monate habe ich mich mit Sterben beschäftigt“, schreibt Brigitte Reimann in ihrem letzten Brief, und in dem schnodderigen Stil, der bei ihr seit jeher das Komplement zum westlichen Zynismus ist, fährt sie fort: „Weitere sechs Monate in Buch, Pferdekur nach neuester amerikanischer Machart, die den dicksten Eskimo vom Schlitten haut. Bei allem Mut ... – diesmal habe ich in der Klinik ein jämmerliches Kapitelchen geschafft.“

Sie sind wirklich „jämmerlich“, die „Kapitelchen“, die Brigitte Reimann sich in ihrer Todesangst, in den immer kürzeren Intervallen eines relativen Wohlbefindens 'aus den Rippen schwitzt'. Der Krebs, der ihr Leben kaputt macht, macht ihr auch den Roman kaputt. Er bedroht die mühsam erkämpften Sublimierungen, zerlegt aufs neue die unter immensen Anstrengungen, mit einem immensen Aufwand erzielte Mischung aus Wirklichkeitssinn und nostalgischem Gefühl. Lebenszeichen, kleine herzerreißende Hilferufe werden da laut, wo es allein noch um das Überleben des Romans gehen sollte. „Trotzdem soll 'Franziska' nun fertig werden“, schließt der letzte Brief, und es ist beinahe ein Glück, daß das Buch nicht fertig wird und die mörderische Rechnung nicht aufgeht. Am 20. Februar 1973 stirbt Brigitte Reimann. Ihr Roman wird 1974 unvollendet aus dem Nachlaß ediert. Was sie hinterlassen hat, ist mehr als nur ein paar fesselnde Erzählungen, und es ist mehr als dieser Roman, den man nicht nur lesen, mit dem man leben kann. Indem

Brigitte Reimann ins „Gegenwartsgewerbe“ einstieg (vgl. den Brief vom 11.9.1966), folgte sie keineswegs nur einer staatlichen Direktive und machte nicht bloß eine auf den sozialistischen Alltag zugeschnittene Forderung zu ihrem Programm. Wer sich etwa an die Kommentare zur letzten Buchmesse erinnert, der weiß, wie utopisch jedenfalls hier im Westen die Forderung nach einem Gegenwartsroman ist. Wer soll ihn unter den hiesigen Markt- und Medienbedingungen schreiben? Freilich, wer den Roman „Franziska Linkerhand“ nicht kennt, wird ihn nicht für möglich halten. Auf vertrackte Weise hat mit ihm die DDR hervorgebracht, was ihr der westliche Kulturbetrieb nicht zugetraut hätte und wozu er selbst nicht mehr imstande ist. Nur, wer soll jetzt, wo sie tot und ihr Werk auch im Westen publiziert und verbreitet ist, noch für eine solche Überraschung sorgen?

- 1 Brigitte Reimann, *Die geliebte, die verfluchte Hoffnung. Tagebücher und Briefe*, Darmstadt/Neuwied 1984. Die zitierten Tagebucheintragungen und Briefstellen sind dieser Ausgabe entnommen.

Frauen und Gleichstellung

Ein nicht gehaltener Festvortrag zum zehnjährigen Bestehen der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin – zugleich ein Pastiche auf „Frauen und Fiction“, abgehandelt von Virginia Woolf in ihrem Buch „Ein Zimmer für sich allein“

„Frauen und Gleichstellung“, ist doch kinderleicht, sagte ich mir, nahm am Wohnzimmertisch im Ferienhaus Platz, warf einen bewundernden Blick hinaus, zum Januarhimmel hinauf, den ein unzeitgemäßer Weststurm blankgefeigt hatte, ergriff den Lieblingsstift, der außen rot, nicht innen rot war – von letzterem mache ich in meinem zivilen Beruf mehr als vertretbar Gebrauch –, sandte einen sehnsuchtsvollen Gedanken zu meinem PC nach Berlin, den ich mit der zynischen Souveränität von Frauen zu handhaben pflege, die sich auch das noch zunutze machen, wovon sie nicht das geringste verstehen, schlug den linierten Schreibblock auf, setzte „Frauen und Gleichschaltung“ in schwungvoller Handschrift quer über das blanke Format und verfiel beim Anblick der zerrütteten Handschrift ins Grübeln und dachte: *Bin ich überhaupt eine Frau?*

„Frauen und Gleichschaltung“ überlas ich noch einmal und wurde durch irgendeine Ungereimtheit aufgestört, einen noch unsichtbaren Widerspruch zwischen dem, was ich hatte schreiben wollen, und dem, was ich aufs Papier gesetzt hatte. Panik überfiel mich, als ich begriff, was da stand. Offensichtlich hatte der Teufel mir den Griffel geführt. Das kommt dabei heraus, dachte ich, wenn man privaten Anfechtungen nachgibt; was hat mein Thema schließlich damit zu tun, ob ich eine richtige Frau bin oder nicht! Ich nahm den Stift und strich das monströse Wort aus und konnte nun ebensogut gleich die ganze Seite wegschmeißen.

Nach diesem mißlungenen Anfang gingen meine Gedanken eine Weile ungestört an der langen Leine meines Festvortragsthemas spazieren. Ich bedachte, was es hieß, daß man Frauen vergewaltigen kann und Männer nicht, bzw. daß nur Männer Männer, aber nicht Frauen Männer vergewaltigen können, wobei ich mir nicht darüber klar werden konnte, ob unter dieser Ungleichheit eine konkrete Benachteiligung der Frauen

zu verstehen sei. Ich verspürte eine ungezogene Regung, so als müßte ich den Vorwurf einer erneuten Abschweifung parieren. „Frauen und Gleichstellung“, dachte ich und hatte eine patzige Bemerkung auf der Zunge so in der Art wie: Bringt erst mal diesen fundamentalen Unterschied ins reine, und dann macht euch Gedanken über die Gleichstellung! Ich wußte aber beileibe nicht, wie ich auf Vergewaltigung gekommen war, zumal ich darüber nicht nachzudenken pflegte – ja, in Zeiten der Hochkonjunktur dieses Themas hatte ich öfter gedacht, muß man denn alles, was die Frauen betrifft, unter dem Aspekt ihrer möglichen Vergewaltigung betrachten?

Nachdem ich mich so erst einmal ausmanövriert hatte, legte ich, um der fatalen Dynamik meiner Gedanken Einhalt zu gebieten, eine Pause ein und versuchte das Vorgefallene zu rekonstruieren. Gleichstellung war für mich stets der Inbegriff einer nichtssagenden Formulierung gewesen. Diesem Nichts hatte ich jetzt doch wenigstens einen Inhalt gegeben, der den Abgrund an Gleichgültigkeit überwand, wenn auch der Preis hoch schien und das Ergebnis irgendwie blamabel; denn das hatte man vermutlich nicht gewollt, als man mir das Thema „Frauen und Gleichstellung“ antrug, daß ich die Möglichkeit der Vergewaltigung von Männern erörtern sollte, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der Frau!

Es dämmerte mir, daß meine Weise, mir das Thema interessant zu machen, durchaus zum Entzug der Vortragsgenehmigung führen konnte, und ich versuchte meine Gedanken auf anderes zu richten, verfiel mir aber in der Frage, wieso ausgerechnet ich mit der Untersuchung der Gleichstellung betraut worden war, bzw. bedachte ein wenig mißtrauisch und von jenem Selbstzweifel gepackt, der mich gelegentlich heimsuchte, wieso ich mich eigentlich für besonders inkompetent hielt, das Thema zu erörtern: *War ich nicht eine Frau wie jede andere?*

In der streßgetränkten Atmosphäre dieses Zweifels ermaß ich – wie gesagt einen streßgeplagten Augenblick lang – die ganze Paradoxie, die mein Auftrag für mich barg, schien es mir doch, als hätte ich alles, was ich im Leben erreicht hatte, durch den Verzicht auf Gleichstellung erreicht. Hatte ich mich in den entscheidenden Fragen nicht stets gefügt? Hatte ich mich über die Forderungskataloge der Benachteiligten nicht immer lustig gemacht, den Kampf um formale Anerkennung, prinzipielle Berücksichtigung nicht souverän verschmäht und alles auf die Karte der Subversion, der Knecht-Dialektik, der konkreten Vermittlung ge-

setzt, und war es nicht so, daß ich dieser Feigheit, dieser Duldsamkeit, dieser Gefügigkeit alles verdankte, worauf ich mich berufen, was ich als meine Leistung vorweisen konnte?

Es war mir klar, daß ich mich jetzt auf keinen Fall in eine tröstliche Betrachtung dessen flüchten durfte, was ich im Leben erreicht hatte. Die Ernsthaftigkeit des Gleichstellungsproblems ließ es nicht zu, und ich war auch zeitlich im Druck. Aber ich konnte es mir nicht versagen, die letzten Jahre Revue passieren zu lassen, sie mir sozusagen im Geschwindsschritt vor Augen zu führen – es war bei aller Hast ein Moment zeitloser Behaglichkeit, so als wäre es die letzte Sekunde vor dem Tod – und mich zu vergewissern, daß es tatsächlich nichts, auch nicht das kleinste bißchen, gab, was ich nicht durch Verzicht auf Abstraktheit, phallischen Purismus, erreicht hatte, durch Kapitulation vor der Wirklichkeit, schrankenloses Sicheinlassen auf das, was ohnehin nicht zu vermeiden ist, bedingungslose Unterwerfung unter (Natur-)Notwendigkeit – Gott schütze mich, dachte ich, wenn es im nachhinein doch bloß Unterwerfung und nicht (Natur-)Notwendigkeit gewesen ist –, durch eine schamlose Kompromißbereitschaft, die die Wirklichkeit aus den festgefügtten Angeln ihrer Fremdbestimmung hebt, Anpassung, die der Motor der Auflösung und Neukonstruktion ist – ein Fall von weiblicher, radikalisierte Dialektik also, aha –, Vermittlung durch Haltlosigkeit – Gott schütze mich, dachte ich, wenn's im Endeffekt nur Haltlosigkeit gewesen ist –, schließlich und endlich also: durch bestimmte Negation!

An dieser Stelle lief mir ein Schauer über den Rücken, ein angenehmes Rieseln, weil es für mich keinen schöneren Begriff gab als „bestimmte Negation“, höchstens noch „Vermischung“, und weil ich immer gedacht hatte, wer diese Begriffe bzw. das durch sie Bezeichnete für sich reklamieren könnte – aber was bezeichneten sie eigentlich? –, der bräuchte keinen Phallus, keine formelle Gleichstellung oder so.

Ich wollte der Sache auf den Grund gehen und machte in Gedanken ein oder zwei taktische Schritte zurück – nicht zuletzt, um zu probieren, ob das mit dem Schauer wiederholungsfähig war –, und meine gehobene Stimmung wandelte sich in Verdruß, als ich bedachte, was das Schicksal aller Lieblingsbegriffe ist: daß sie inhaltslos verenden. Schlüpft die Wirklichkeit nicht aus ihnen heraus wie die Schlange aus der berühmten Haut? Liefert sie sie nicht achtlos dem Wiedergebrauch aus, wo sie sich dann freilich wie ein übler Hohn auf Vermittlung ausnehmen: hohles Pathos, eitles Geklingel?

Im Geist warf ich einen Blick zurück auf das, was ich für die Geschichte, die Argumentationsgeschichte, der Frauenbewegung hielt, und, ich will nicht übertreiben, aber der Hals schnürte sich mir zu, wenn ich an die chronische Engführung der weiblichen Gedanken dachte. Ich zweifelte nicht, daß sie von einem scholastischen Widerlegungszwang rührte, der beim ersten Versuch, sich von ihm zu emanzipieren, in Wiederholungszwang umschlug, der sich in dem Grundirrtum offenbarte, daß nämlich die Gleichheit der Frau in der Klitoris steckte; das tat sie aber nicht, da steckte sie aber nicht!

Ich verspürte so etwas wie einen Widerspruch von kompetenter Stelle, ein gewisses Aufmucken am vertrauten Ort. Aber ich ließ mich nicht provozieren. Wenn Frauen etwas bis zum Überdruß vertraut ist, sagte ich mir, dann sind es ihre eigenen Aporien. Und wenn sie es bei dem schmutzigen Spiel, ihre Aporien gegeneinander auszuspielen, sogar zu einer gewissen Souveränität, einer wirklichen Emanzipation von männlichen Mitspielern gebracht haben – so daß sie das Spiel auch allein spielen können –, so ist schwer zu entscheiden, was verwerflicher ist: daß sie sich selbst zum Schlachtfeld machen oder daß sie die Schlacht mit Selbstverwirklichung verwechseln, wo sie in Wirklichkeit nur düftigstes Scheingefecht ist, Nominalismus, elende Prinzipienreiterei, staubigster Fetischismus, Notzucht, verübt an mageren Begriffen. Und dabei können weder die Frauen noch ihr seltsam androgyner Geschlechtsapparat etwas dafür. Das ist bei Aporien nämlich immer so.

Was bei solcherart Scheingefecht aber am unangenehmsten ist, sagte ich mir: Sowenig man es substantiieren kann, weil man gleichsam immer zwischen Tür und Angel bleibt, so kann man es doch unvermittelt fallenlassen, indem man, was noch vergleichsweise harmlos wäre, das Thema wechselt oder indem man, *horribile dictu*, tatsächlich etwas tut, was zugleich das Ausdiskutieren unverbrüchlich voraussetzt: ein Haus bauen, zu seinen Schwiegereltern ziehen, eine Anstellung annehmen, ja, gar Kinder in die Welt setzen, bevor letztgültig geklärt ist, ob das ratsam oder gerechtfertigt ist, ob genau das das Vorhaben war, der ursprüngliche Plan, das große Projekt, oder indem man, als Frau nämlich, mit einer Frau oder mit einem Mann schläft, bevor man sich die Frage, wohin das führt, diskursiv, das heißt im Zusammenhang – aber in welchem? – beantwortet hat. Wenn aber solch ein Ebenenwechsel allgemeine Praxis wird bzw. wenn er – da man ihn in der Regel erst hinterher, nachdem er nämlich passiert ist, bemerkt – allgemeine Praxis geworden ist, kann

diejenige, die aus purer Wahrheitsliebe beim Thema blieb und sich aus purer Treue der Praxis enthielt, die Frau nämlich, die sich guten Glaubens für das Schlachtfeld der Wirklichkeit, Theater der Weltfragen, Probierfeld revolutionärer Bedürfnisse, Medium radikalisierten Veränderungswünsche, schlicht also für das ganz entscheidende Pars pro toto, das alle anderen Projekte stornierende Pilotprojekt hielt – dann kann sie mal sehen, wo sie bleibt, das heißt, wo sie im letzten Moment noch einen Mann, eine Freundin, eine Arbeit, eine Wohnung, ganz zu schweigen von einem Kind, herkriegt. Als ewiggestrig, trotz aller Diskussionswut beziehungsunfähig, trotz aller Prinzipientreue narzißtisch, im Grunde schlicht und einfach egoistisch, dank der emotionalen Komplikationen bestenfalls hysterisch wird sie auf den Haufen der abgelegten Jugendbeziehungen geworfen bzw. geradezu für altmodisch, überholt, abstrakt, stehengeblieben, von gestern und gestört erklärt.

Angesichts dieser in meinem Kopf lebhaft geführten Debatten und nicht weniger lebhaft empfundenen Auspizien verzichtete ich darauf, den Streit noch einmal von der geläufigen anderen Front des Schlachtfelds her aufzurollen, obwohl ich insgeheim davon überzeugt war, daß die Gleichheit nicht in der Klitoris, sondern in der Vagina steckte, nirgendwo sonst, und mir diese Gleichheit im Grunde nur als Überlegenheit klarmachen konnte, als die Überlegenheit der umfassenden horizontalen Innervation über die bornierte Erektion. Zu sehr paßte das, was ich für den entscheidenden Ort der Wirklichkeit und den entscheidenden Modus ihrer Vermittlung hielt, doch zugleich ins dualistische Schema des weiblichen Geschlechts, zu sehr hatten andererseits männliche Phantasien an der Vagina herumexperimentiert und herumsymbolisiert, als daß es ohne weiteres möglich gewesen wäre, die geheime Überzeugung in eine reale, eine geschichtliche Dimension zu überführen. Ja, eingeklemmt zwischen männlichen Phantasmen und weiblichen Vergewisserungszeremonien, hätte ich in dem Moment nicht einmal anzugeben gewußt, wer mein Hauptfeind, der Hauptfeind jedenfalls meiner Lieblichkeitsvorstellung, war, die Männer oder die Frauen.

Zum ersten Mal in meinem Leben glaubte ich den gewerkschaftlichen Standpunkt zu verstehen, oder sagen wir den frauengewerkschaftlichen Standpunkt, der da sagt: Gleichgestellt werden wir sowieso, über Entfremdung können wir hinterher immer noch reden. Genauso ist es, sagte ich mir und war mir dabei deutlich bewußt, ein besonders deprimierendes Modell meiner Vermittlungs-, Vermischungs- und Kapitulations-

phantasien vor Augen zu haben, zweifellos ein kompromißlos realistisches Modell, zu dem ich mich einfach bekennen mußte, oder wollte ich etwa, daß die Frauen in den unteren Etagen der Angestelltenhierarchie verschimmelten, wollte ich das wirklich?

Wenn sie sich nur nicht als Subjekt über etwas verbreiten würden, was sie als Objekt vereinnahmt und mit ihnen jedenfalls als Objekt geschieht! wandte ich ein. Schließlich war der Eintritt in eine geregelte Knechtschaft oder die Gleichstellung aller Gefangenen bzw. die Gleichstellung aller als Gefangener nicht der Anfang der Freiheit. Oder doch? Und was war, wenn ich allein recht hatte und die anderen unrecht? Fand die Freiheit dann bei mir statt oder nicht doch bei den andern? Und die unregelte Knechtschaft, die es ja zur Genüge gab, während die Freiheit sich bedeckt hielt, was war mit der?

An diesem Punkt beschlich mich ein übles Gefühl, weil mir einfiel, in welchem Zusammenhang und vor welchem Publikum ich reden sollte. Was ist, fragte eine kleine, aber scharf konturierte und mehr als deutlich vernehmbare Stimme, was ist, wenn sie nicht nur zuhören, sondern auch etwas sagen wollen? Scheust du die Diskussion? Willst du ihnen den Mund mit Tesafilm verkleben?

Das mag ich nicht, wenn etwas in mir schwätzt. Es schien mir in dem Moment, als säße ich bereits im akademischen Sitzungssaal vor versammelter weiblicher Mannschaft. Von der Warte dieses hehren Augenblicks aber bzw. der imaginierten Perspektive auf die illustren Gäste, war ich mir einen Augenblick ganz sicher, daß es, was die Gleichstellung betraf, nur von einem höchst philosophischen Standpunkt um die Aufnahme in eine geregelte Knechtschaft, von einem weniger philosophischen aber lediglich um die geregelte Partizipation an Herrschaft ging.

Du bist ja nur neidisch, gab ich mir philosophisch zur Antwort, die Trauben hängen zu hoch. Ich gab mir den wohlervogenen Rat, beim Festvortrag nicht an die Konkurrenz unter den akademischen Frauen zu denken bzw., wenn es denn nicht anders möglich war, es mit der buddhistischen Methode der Vernichtung zu versuchen, das heißt die Gegnerinnen solange anzustarren, bis sie weg waren, ein Trick, der, beherzt angewandt, möglicherweise auch bei Professorinnen funktionierte. Wehmütig dachte ich an meine kindliche Auffassung von der Frauen-Quote zurück, die mir stets als ein höchst amüsanter, höchst absurder und von daher genuin politisch-taktischer Konzeptschritt erschienen war, ein Kind gleichzeitig von Camus und Agitprop, ein Stück Demon-

strationstheater, nicht Verbeamtungsmaschinerie, eine Ausgeburt des bösen Willens, Verkörperung des Nichtmitmachens, nicht der Integration um jeden guten Lohn. Dabei hatte ich keine ganz klare Vorstellung von der Quote gehabt, das gebe ich zu, vielmehr hatte ich mir ihr taktisches Funktionieren immer in den unzusammenhängendsten Versionen ausgemalt, die ich bezeichnenderweise nicht zusammenbrachte. Eine Version sah etwa so aus: Aus Quotengründen wird ein Mann abgelehnt; er bekommt ein Magengeschwür. Eine andere Version: Da eine Bewerberin nicht vorhanden, die Einstellung einer Frau aber aus Quotengründen zwingend erforderlich ist, wird überhaupt niemand eingestellt – eine etwas undeutlich zynische Variation der an sich schon schwachsinnigen Parole vom Krieg ..., und keiner geht hin. Eine dritte Version, man beachte den für hartnäckiges Tagträumen charakteristischen Verfall der guten Sitten: Per Quotierung führen die Frauen eine bestimmte Quote, nämlich jene Geschlechtsgeossinnen, die unbedingt mitspielen wollen, an die Männerwelt ab.

Hier hatte ich zum ersten Mal deutlich das Szenario meines Vortrags vor Augen, will sagen das Szenario meiner Vernichtung, und mein Widerspruchsgeist regte sich. Wir konnten ja auch, anstatt übel zu kalauern, zur Abwechslung über das System reden, in dem wir gleichgestellt werden wollten, und nicht immer nur über uns! War es denn nicht diesem System zu verdanken, wenn, was wir uns als die Entfaltung der Frauen vorstellten, in Wirklichkeit ihre Gleichschaltung bedeutete? Und dabei war die Universität noch nicht einmal ein beklagenswerter, womöglich in der tückischen Natur der Intelligenz gelegener Sonderfall menschlicher Selbstverwaltung und Organisation, vielmehr ein ganz gewöhnliches malignes Exemplar neben anderen, nicht weniger malignen Exemplaren.

Ich war jetzt im geliebten Fahrwasser und hätte mich endlos über das System verbreiten können, immer schönere Pointen zu seiner Denunziation findend, Bilder ausmalend von quasi physischer Plastizität, auf denen mal nicht die Frauen, sondern das System im Hemd gezeigt wurde, auf denen ihm das Fell über die Ohren und die Hose herunter gezogen wurde, damit es die Frauen vor dem nackten Gerippe grauste. Ich hätte mich wie gesagt endlos über das System verbreiten können. Merkwürdigerweise war ich nicht in der Stimmung dazu, und der Gedankenfluß stockte, die Assoziationen bildeten keine Kette, Einfälle ließen auf sich warten, ich war irgendwie abgelenkt; letzteres aber war,

wie jeder weiß, der mit Selbstbefriedigung Erfahrung hat, katastrophal. In meinem Hinterkopf, der bislang nur selten bei einem dünnen Thema so in Mitleidenschaft gezogen worden war wie bei diesem, grummelte es. Es schien mir – ich wollte es selbst nicht glauben! –, als sei Gleichschaltung weniger monströs als Gleichstellung, wenigstens als Wort, bei der Sache mochte der Fall umgekehrt liegen. Jedenfalls hatte mein Versuch, eine sexuelle Aversion – als mögliche Grundlage dieser seltsamen Verkehrung – auszuschließen, einen regelrechten Absturz, ein generelles Versiegen nämlich sämtlicher Ideen bezüglich meines Vortragsthemas, ja der Motivation selbst zur Folge, so daß ich schließlich den Stift aufs Papier warf und mich zum hundertsten Mal konsterniert fragte: *Frauen und Gleichstellung, du liebe Güte, wie komme ich eigentlich dazu?*

Hier kam mir nun unerwarteter Trost von Virginia Woolf. Wahrhaftig, er kam von unerwarteter Seite, hatte ich sie doch ehren und, indem ich sie nachahmte, auch ein wenig umschmeicheln wollen – wer weiß, vielleicht gab sie mir von ihrem Ruhm ein wenig ab –, und ich wollte sie auch um Verzeihung bitten, weil ich sie früher übersehen hatte. Zum allerwenigsten aber wollte ich mich von ihr trösten lassen – höchstens über das fatale Thema; denn ein fatales Thema hatte sie ja auch gehabt: Frauen und Fiction, gab es etwas Fataleres als das Theoretisieren über das, was per definitionem nicht wirklich ist, und war ihr Thema nicht überhaupt viel unanständiger als meins? Ich sah in Virginia Woolfs lächelndes Gesicht und bedachte, daß ich sie immer für asexuell gehalten hatte, aller Bloomsbury-Mythologie zum Trotz für typisch mittelständisch steril, und stellte mir vor, wie sie sich über den Konsonantensalat ihres Bezugsworts heimlich gefreut hatte – wenn auch nicht so wie ich als Deutsche, versteht sich –, aber vielleicht war sie überhaupt nicht asexuell, sondern genau wie ich, nämlich groß in Worten und klein in Taten, und vielleicht hätte ich sie überreden können, Frauen und Fiction ebenfalls schlimmer zu finden als Frauen und Gleichstellung, obwohl ... Virginia Woolf und die englische Universität, das war ein weites Feld, aber vermutlich, sagte ich mir, tapfer um Rettung meines Idols bemüht, hätte sie zugegeben, daß in Frauen und Fiction nicht nur den Frauen, sondern auch dem, was man Fiction nennt, die Gewalt der Verdinglichung angetan wurde, während in Frauen und Gleichstellung die Universität das eigentliche Gleichschaltungsinstrument ist, nichts also, was man etwa vergewaltigen könnte, den Opportunisten unter den Frauen sei es ins Brevier geschrieben!

Ich beschloß, Virginia Woolf in Sachen Universität eine gewisse, historisch mehr als verständliche Blindheit zuzubilligen, hatte ich mich seinerzeit doch selbst in die männlichen Institutionen, an die männlichen Stipendientöpfe gedrängt, und war ich eigentlich schon deshalb hinreichend exkulpiert, daß ich mit den Früchten des Drängelns hinterher nichts anzufangen wußte? Im Grunde, sagte ich mir, wollte ich ja immer nur beweisen, daß ich könnte, wenn ich wollte. Keine Rede davon, daß ich ernsthaft begehrte, wovon ich im Grunde nur nicht ausgeschlossen werden wollte. Aber ausgeschlossen zu werden war etwas, was ich nicht ertrug und woran ich übrigens auch in punkto Frauenbewegung zu knabbern hatte: Was, wenn mir eben nur die eine, die weibliche Hälfte der Menschheit zuhörte, obwohl das, an meinen gewöhnlichen Zuhörerzahlen gemessen, nicht eben wenig gewesen wäre, und außerdem wäre es die wichtigere, von mir immer ein wenig gefürchtete Hälfte der Menschheit gewesen, war ich doch Vaters Tochter, durch und durch, *und wenn ich mich fürchtete, dann vor den Frauen!*

Ich stutzte bei diesem unvermittelten Geständnis, aber nicht etwa, weil es mir die vergangenen Strapazen meiner Frauenvorträge und die zu erwartenden meines Festvortrags drastisch vor Augen führte, vielmehr weil ich auf einmal merkte, daß ich mich gar nicht mehr fürchtete. Wer weiß, vielleicht hatte ich einfach aufgehört, Vaters Tochter zu sein.

Aus dem sterilen Berlin sandte ich einen heimlichen Gruß ins sterile England und bat die Kollegin um Verständnis dafür, daß ich, was sie an Schriftstellerinnen Positives hervorzuheben gesucht, eher mit einem nachsichtigen Lächeln quittiert hatte, war ich doch etliche sechzig, siebzig Jahre jünger als sie und dünkte mich entsprechend gewitzter, entsprechend desillusionierter, hatte ich die Befreiung doch hinter mir. Konnte Virginia Woolf etwas dafür, daß man ihre Technik, Kolleginnen zu loben, in der Kampagne „Schreib das auf, Frau“ schamlos nachgeahmt und ausgebeutet hatte, und war sie selbst in Kunstdingen nicht unbestechlich gewesen, wenn sie meinte, was sie heute lobe, das werde erst in hundert Jahren, bei systematischer Pflege also, richtig gut? Konnte sie etwas für die schale Zukunft der Androgynität, die sie lediglich benutzte, um an Shakespeare anzuknüpfen als an den – vor der großen Verdrängung – letzten Repräsentanten der Frau? Hatte ich bei aller Identifikation mit Brigitte Reimann und Unica Zürn nicht auch immer so werden wollen wie Kafka? Oder zwickte mich Virginia Woolfs Androgynitätstheorie etwa deshalb so, weil sie, sozusagen am idealen

Anfang der Frauenbewegung, bereits die Synthese formulierte, und was sollte dann eigentlich die ganze nachfolgende Geschichte der Entzweiung? Oder ärgerte es mich, daß sie unverkennbar das Konzept von Vaters Tochter war, ohne Problembewußtsein, im Grunde, denn sonst stünde es ja nicht am Anfang, dafür voller Ansprüche, voller Qualitätsbewußtsein, wie es nur in einer Frau gedeihen kann, die unter Vaters entzücktem, von ängstlicher Konkurrenzangst freiem Blick heranwächst und die Welt mit seinen Augen sehen lernt – und daß *er* einen gesicherten Zugang zu Shakespeare hatte, das stand ja außer Frage!

Natürlich hatte es keinen Sinn, mit der Schriftstellerei anzufangen, wenn man nicht wie Shakespeare werden wollte oder wie Kafka, und ebensowenig Sinn hatte es, Gleichstellung zu verlangen, ohne daß diese die Gleichstellung mit Shakespeare einschloß. Und dennoch war diese simple, von simpler Logik diktierte Überlegung ohne Sinn, und Virginia Woolf wird schon gewußt haben, warum sie sich die Taschen voller Steine stopfte, ehe sie sich im romantischen Fluß hinter ihrem gepflegten Heim ertränkte. Wenn Gleichstellung auch als Konsequenz nach sich zieht, daß die Frauen so gut wie Shakespeare werden können, so ist doch Shakespeare selbst und die von ihm verkörperte und als Inbegriff von 'Vollständigkeit' und Leben gefeierte Kunst nicht ohne Kalamität gewesen. Wenn Virginia Woolf – sich das männlich heraklitische „Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß“ mit robuster, um nicht zu sagen weiblicher Rigorosität zu eigen machend – sich die Manteltaschen voller Steine stopfte, dann tat sie das sicherlich nicht, weil ihr die Mühen der Gleichstellung, sondern weil ihr die Mühen Shakespearescher Schriftstellerei zu groß waren bzw. der Preis zu hoch und weil sie lieber mit den Wellen sanft hinuntergetragen werden wollte, anstatt die steilen Berge hinaufzuklimmen, das heißt aber, aus Gründen jenes gemeinhin als restlos privat verurteilten Motivationsverlusts und Todessehns, die, bei Licht besehen, immer schon ein böses Urteil über das allererst zu Erkämpfende sind.

„Zur gesellschaftlichen Fabrikation weiblicher Subjektivität“ ist die schriftliche Fassung eines Vortrags, der am 16. Juli 1984 auf einem von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin veranstalteten Symposium über „Theorien weiblicher Subjektivität“ gehalten wurde und 1985 im gleichnamigen Sammelband im Verlag Neue Kritik erschien. „Typisch weiblich – Notizen zur gesellschaftlichen Weiblichkeit und zur neuen Weiblichkeit der Gesellschaft“, meine Bilanz der Diskussion, die sich an den „Fabrikations“-Vortrag anschloß, erschien ebenso wie „Unica Zürn und der Wahnsinn“ in dem von Ulrich Enderwitz und mir verfaßten Buch „Der Wahnsinn der Wirklichkeit. Ideologiekritische Essays“, Dülmen-Hiddingsel 1987. „Unsere Mütter und wir – Zum Verhältnis nationalsozialistischer und bundesrepublikanischer weiblicher Identität“ erschien in dem von Barbara Riedl herausgegebenen Sammelband „Geborsten und vergiftet ist das Land. Frauen über politische Gewalt“, Köln 1984. „Die Frauen und die Universität“ erschien ebenso wie „‘Männlichkeiten’ im *Argument* – Von den Kalamitäten akademischer Bündnispolitik“ in dem von Ulrich Enderwitz und mir herausgegebenen „sog“-Heft Nr. 3/4, dem „Universitätsheft“, Berlin 1987, sowie in der ersten Nummer von *Kritik und Krise*: „Vom Elend der Studentenbewegung“, Freiburg 1989. „Über den Satz ‘Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis’ und seine notwendige Umkehrung angesichts von Frauenbewegung und feministischer Theorie“ ist die schriftliche Fassung eines Vortrags, den ich im Herbst 1988 auf der Kasseler „Offenen Frauenhochschule“, „Feminisierung des Ghettos oder Ghettoisierung des Feminismus – Zur politischen Analyse feministischer Strategien an der Universität“ ein Vortrag, den ich im Januar 1991 auf dem Frankfurter Kongreß „Hochschule und Gesellschaft“ gehalten habe und der in *diskus* Nr. 2, Mai 1991 erschienen ist, „Feminismus in der Bundesrepublik“ die deutsche Fassung eines im Dezember 1989 auf einer Podiumsveranstaltung der Maison Heinrich Heine in Paris gehaltenen Vortrags. „Strukturalismus und Ideologie – Zu Heide Göttner-Abendroths Matriarchats-theorie“ erschien 1983 in Heft 2 der *Feministischen Studien*. „Was hat die Psychologie mit den Frauen, und was

Anfang der Frauenbewegung, bereits die Synthese formulierte, und was sollte dann eigentlich die ganze nachfolgende Geschichte der Entzweiung? Oder ärgerte es mich, daß sie unverkennbar das Konzept von Vaters Tochter war, ohne Problembewußtsein, im Grunde, denn sonst stünde es ja nicht am Anfang, dafür voller Ansprüche, voller Qualitätsbewußtsein, wie es nur in einer Frau gedeihen kann, die unter Vaters entzücktem, von ängstlicher Konkurrenzangst freiem Blick heranwächst und die Welt mit seinen Augen sehen lernt – und daß *er* einen gesicherten Zugang zu Shakespeare hatte, das stand ja außer Frage!

Natürlich hatte es keinen Sinn, mit der Schriftstellerei anzufangen, wenn man nicht wie Shakespeare werden wollte oder wie Kafka, und ebenso wenig Sinn hatte es, Gleichstellung zu verlangen, ohne daß diese die Gleichstellung mit Shakespeare einschloß. Und dennoch war diese simple, von simpler Logik diktierte Überlegung ohne Sinn, und Virginia Woolf wird schon gewußt haben, warum sie sich die Taschen voller Steine stopfte, ehe sie sich im romantischen Fluß hinter ihrem gepflegten Heim ertränkte. Wenn Gleichstellung auch als Konsequenz nach sich zieht, daß die Frauen so gut wie Shakespeare werden können, so ist doch Shakespeare selbst und die von ihm verkörperte und als Inbegriff von 'Vollständigkeit' und Leben gefeierte Kunst nicht ohne Kalamität gewesen. Wenn Virginia Woolf – sich das männlich heraklitische „Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß“ mit robuster, um nicht zu sagen weiblicher Rigorosität zu eigen machend – sich die Manteltaschen voller Steine stopfte, dann tat sie das sicherlich nicht, weil ihr die Mühen der Gleichstellung, sondern weil ihr die Mühen Shakespearescher Schriftstellerei zu groß waren bzw. der Preis zu hoch und weil sie lieber mit den Wellen sanft hinuntergetragen werden wollte, anstatt die steilen Berge hinaufzuklimmen, das heißt aber, aus Gründen jenes gemeinhin als restlos privat verurteilten Motivationsverlusts und Todessehnsens, die, bei Licht besehen, immer schon ein böses Urteil über das allererst zu Erkämpfende sind.